Auctor: N. N. Friedrich

Pseudonym: [illegible]

Horst Denkler (Restauration und Revolution. München 1973, S. 266) gibt an, daß "Die Bauern. Ein ländliches Festspiel" Weimar 1810; von Ludolf Wienbarg stamme. Er habe unter dem Pseudonym "[illegible]" ein zweites Drama (Titel "[illegible]" Hamburg 1840) veröffentlicht

[illegible] 25

Die Passion.

Kirchliches Festspiel

von

Friedrich Rabenell.

Zur Stiftung eines Götheums,

einer

Erziehanstalt für dramatische Künstler in Weimar.

Weimar 1840,
in Commission bei Fr. Bernhard Voigt.

Δ.Η.ΒΙΒΛΙΟΘΗΚΗ ΑΘΗΝΩΝ

Meinem Freunde

Hugo Eisenhart.

Personen.

Pilatus, römischer Prokurator.
Kaiphas, Hoherpriester.
Ahasverus, **Nikodemus**, } Rathsherrn.
Christus.
Marie, dessen Mutter.
Judas, dessen Jünger.
Lazarus, dessen Freund.
Maria Magdalena, **Martha**, } Schwestern des Lazarus.
Zwei römische Hauptleute.
Ein Herold.
Ein Blinder.
Rathsherrn.
Christi Jünger.
Priester.
Pharisäer.
Weiber.
Kinder.
Volk.
Römische Kriegsknechte.
Gute und böse Geister.
Gespenster.
Engel.

Vorſpiel.

Erſte Scene.

(Aether.)

Chriſtus, Fauſt und Poſa (fahren durch die Himmelsſphären).

Sphären.

In Erz und Licht und Klange
Uralt lebendig Räthſelwort,
Ob unſrem Wandelgange
Als Flammenbild, als Lichtaccord
Vermählt dem Sphärenſange,
Es werd' und blühe fort und fort!
Durchlodre uns, du Trieb der Triebe,
Uns, deinen Leib, o Seele, Liebe!

Fauſt.

Ha, welch' ein Fluthen
Donnernder Gluthen!

Posa.

Wir elende Bienen
Um Feuerlawinen!

Christus.

Hab' ich es nicht gesagt,
Daß Ihr zu Kühnes wagt!

Posa.

Wie im Meer eine Tonne
Von mastlosen Wracken,
Rollt dort die Sonne!

Faust.

Laßt sie uns packen!

Zweite Scene.

Christus, Faust, Posa und Sonnenbewohner.

Sonnenbewohner.

Gruß dir, Ormuzd, Sternebefahrender,
Alle Wahrheit Offenbarender!

Faust.

Was will dieser Wetterschein
Wüthend auf uns herein?

Christus.

Ihr könnt euch daran nicht gewöhnen;
Sie grüßen uns jubelnd in Strahlentönen!

Posa.

Und wo, mein Himmel, wo stehen wir?
Auf lebendgem Gebirge! Ein Riesenthier!

Christus.

Hier bildet das Feuer jeden Atom
Zum strahlentönenden Lebensdom.

Faust.

Wie das flimmernd und ringelnd sich bäumt vor den Sinnen!
Hier ist nicht gut sein! Schaff' uns von hinnen!

Christus.

So fändet ihr nimmer der Dinge Kern;
Vielleicht, — kommt! — dort auf dem Venusstern!

Sonnenbewohner.

Kehre bald wieder, Sternebefahrender,
Alle Wahrheit Offenbarender!

Dritte Scene.

(Venusplanet.)

Christus, Faust und Posa; Venusbewohner.

Posa.

Ja, hier versteh' ich der Dinge Gebehrde,
Zwar schöner, sonst jedoch wie auf der Erde!

Faust.

Was soll mir die Gebehrde, die Schale?
Das Ganze will ich mit einem Male,
Den Trieb und seine Aeuß'rung zugleich,
Sonst scheint mir die Welt nur ein Puppenreich!
Den Trieb nun glauben wir freilich zu kennen,
Wenn wir ihn frischweg Gottheit nennen;

Doch werd' ich eines Namens nicht froh,
Wort und Welt iſt ohne Begriff nur Stroh!

Poſa.

Seitdem ich aus meinem Traume geriſſen,
Als hätt' ich gelebt nach Pflicht und Gewiſſen,
Verlangt mich zu wiſſen, wie denn der Geiſt
Sich in der Nothwendigkeit frei beweiſt?
Ich glaube daran; wir mußten ja ſehen,
Daß ſelbſt ein Narr kann die Probe beſtehen;
Indeſſen liegt mir dies Beiſpiel zu fern;
Am liebſten ſäh ich's am Meiſter und Herrn,
Ob er ein Gott in menſchlicher Hülle,
Frei und immerdar ausprägt die heiligſte Fülle?

Fauſt.

Mein Freund, da liegt der Knoten eben;
Wer ihn löſte, hätt' uns die Wahrheit gegeben.

Chriſtus.

Ihr Lieben, wollt' euch nicht irren laſſen!
Den Geiſt könnt ihr in euch nur faſſen:
Kommt's aber euch auf das Beiſpiel an,
So bin ich der Mann, der es zeigen kann;
Wir haben hier den Venusplaneten,
Das ſchöne Nachbild der Erde, betreten;
Durch ein magnetiſches Wechſelverhalten
Und andrer Kräfte Bezug und Walten
Spielt jeden himmliſchen Erdentag
Er ewig in ſchönerm Maaße nach;
Heute lebt und ſtirbt hier der Chriſt,
Von dem ihr leider noch nicht viel wißt;

So könnt ihr ihn doch wenigſtens ſehen,
Um ihn denken zu lernen; — laßt uns gehen.

Venusbewohner (aus der Ferne).

Himmelentſprießender,
Blumenbegießender
Regen,
Dein ſind die Veilchen!
Himmelentſprießender
Blumenbegießender
Segen,
Wolle uns heil'gen!

Erſter Aufzug.

Erſte Scene.

(Tempelhalle Salomonis.)

Chriſtus, Judas, ein Blinder, Jünger, Kinder, Phariſäer und Volk.

Chriſtus (heilt einen Blinden).

Volk.

Heil uns, Heil, ein großer Prophet
Von dem Herrn geſandt!
Wunder und Zeichen
Gethan ohne Gleichen!
Der Geiſt Jehovah's weht
Nieder auf Volk und Land!

Phariſäer.

Er iſt des Teufels voll,
Glaubt ihr Dämonen?
Jehovah's Grimm und Groll
Wird es euch lohnen!

Volk.

Heilet ein böſer Geiſt
Blinde und Taube?

Feſt ſteht mein Glaube,
Welcher den Hohen preiſt!
O Mann der Gaben,
Berühr' meinen Knaben!
Berühre mein Töchterlein,
Laß ſie geſegnet ſein!

Chriſtus (wendet ſich nach den Kindern).

Judas.

Hinweg mit ihnen!

Jünger.

Wozu ſoll's dienen?

Chriſtus.

O laßt die Kindlein immer zu mir kommen!
Denn ihnen iſt das Himmelreich beſcheert;
Wer ſolches nicht als Kindelein begehrt,
Der wird auch nimmer darin aufgenommen *).

Kinder.

Himmelentfließender
Blumenbegießender
Regen,
Dein ſind die Veilchen!
Himmelentfließender
Blumenbegießender
Segen,
Wolle uns heil'gen!

---

*) Marc. 10, 16: „Und er herzte ſie und legte die Hände auf ſie und ſegnete ſie."

Phariſäer.

Abfall und Meineid,
Gekrächze der Raben!
Gibt's keine Wendung,
Die Wurzel der Einheit,
Des Trugs und der Blendung
Zu untergraben,
Gibt's keine Wendung?

Jünger.

Was mögen ſie ſinnen,
Die mörd'riſchen Spinnen?

Phariſäer.

Wie lange, Meiſter, läßt du uns noch ſchwanken,
Wir harr'n der Wahrheit, wie des Arzt's die Kranken!
Sag frei mit furchtloſem Geiſt,
Ob Chriſtus du ſei'ſt?

Volk.

Ja frei mit furchtloſem Geiſt,
Ob Chriſtus du ſei'ſt?

Jünger.

Jetzt werden ſie hören,
Zu wem wir gehören!

Chriſtus.

Ich bin's.

Phariſäer.

Du Chriſtus? Du?
Straf't ihn kein Blitz im Nu?

Volk.

Heil ihm, Heil uns, wenn er
Der Hochverheiß'ne wär'!
Dann käme langer Schmach
Endlich ein Rachetag!

Phariſäer.

Frevler, ha, Chriſtus du?

Chriſtus.

Ich hab' es euch geſagt, daß ich es bin.
Ungläub'ge, ſchauet auf die Werke hin,
So ich im Namen meines Vaters thu'!
Die zeugen von mir wie der Tag vom Licht.

Phariſäer.

Hört nur, hört,
Wie er fluchbethört
Von dem Vater ſpricht!

Chriſtus.

Ihr alten Zweifler müßt erſt Kinder werden,
Damit ihr glaubt an Göttliches auf Erden!
Unſchlüſſig ſteht ihr vor dem Himmelreich;
Ihr mögt des Wahnes immer euch begeben,
Als könntet ihr nur in der Knechtſchaft leben;
Ich aber mache alle frei und gleich.
Nur denkt an euch zuerſt, nicht an die Rache!
Ich ſage euch, der Vater gab mir Kraft,
Iſt erſt getödtet jener alte Drache,
Euch zu entreißen jeder ſchnöden Haft.
Ich und der Vater, ewig im Vereine,
Ich und der Vater, wir ſind' beide Eins.

Phariſäer.

Steine her, Steine!
Teufliſche Läſterung
Treffe der Todesſchwung
Strafenden Steins!

Volk.

Saß auf Jehovah's Thron
Jemals ein Menſchenſohn?
Steine her, Steine!

Jünger.

Herr, welch' Beginnen!
Laß uns entrinnen!

Chriſtus.

Warum wollt' ihr mich ſteinigen, ihr Lieben?
Wie, ſteht nicht klar in dem Geſetz geſchrieben:
„Ich habe geſagt: Ihr ſeid Götter!"

Phariſäer.

Hinweg mit dem Spötter!

Chriſtus.

So nun ihr alle Götter ſeid genannt,
Wie ſprecht ihr denn zu mir, den er geſandt:
„Du läſterſt Gott, du redeſt Spott und Hohn!"
Dieweil ich ſage: „Ich bin Gottes Sohn?"

Phariſäer.

Frevel zu harren!
Heiliger Ungeſtüm
Treffe das Ungethüm!
Gott einen Farren!

Jünger.

Herr, Herr, von hinnen
Laß uns entrinnen!

Chriſtus.

Belauſcht mich eulenöhrig früh und ſpat,
Zu Wächtern ſtellt mir tauſend Cherubim!
Prüft jedes meiner Werke, das ich that: —
Der Vater iſt in mir und ich in ihm!
Und darum ſag' ich: Wir ſind beide Eins.

Phariſäer und Volk.

Teufliſche Laſterung.
Treffe der Todesſchwung
Strafenden Steins!

Jünger.

Herr, Herr, von hinnen! —
Ach, kein Entrinnen!

(Hinter der Scene entferntes wachſendes Volksgeſchrei.)

Chriſtus.

Wohlan, ſo fühlt, dieweil ihr mir nicht glaubt!
Werft zu! beſchleunigt euer Strafgeſchick,
Werft zu! doch wißt, er prallt im Augenblick
Von mir zurück auf euer ſchuldig Haupt!

2

Vorige. (Nikodemus an der Spitze der Prieſter, welche ein Weib hereinführen, von einem Volkshaufen umringt.)

Volk (hinter der Scene).

Eine Ehebrecherin!

Volk (auf der Scene).

Eine Ehebrecherin!

Volk (hinter der Scene).

Wo schafft ihr sie hin?

Priester (hinter der Scene).

Nach Salomo's Halle!
Der neue Prophet,
Der von Nazareth,
Soll über sie sprechen!

Volk (hinter der Scene).

Wir folgen euch Alle!
Schmach dem Verbrechen!

(Sie treten auf.)

Nikodemus.

Dies Weib, o Meister, ward im Ehebruch
Auf frischer That ergriffen! Moses will —

Pharisäer.

Und wann züchtiget ihr
Den Lästerer hier?

Volk.

Ein ander Mal, still!
Erst hört seinen Spruch!

Nikodemus.

Wohl! Moses freilich hat uns vorgeschrieben,
Ein solches Weib zu stein'gen; doch wir Alle
Erkannten oft, daß du, vom Geist getrieben,
Das Rechte trafst; was sagst du zu dem Falle?

Volk.

Was anders, als Steinigung,
Gibt's schlimmere Peinigung?

Judas.

Die Strafe ihr ſchenken?

Jünger.

Wozu, Herr, bedenken?

Chriſtus (ſchreibt nachdenklich im Sande).

Nikodemus.

Noch ſcheint der Geiſt in dir nicht recht zu walten;
Wie lange wird dein Spruch uns vorenthalten?

Chriſtus.

Wer unter euch ſich fühlt von Sünden rein,
Der werfe fromm auf ſie den erſten Stein!
(Alle, außer Chriſtus und der Ehebrecherin gehen einzeln, theils betroffen, theils unzufrieden, ab.)
Hat Niemand dich verdammt?

Weib.

Herr, Niemand!

Chriſtus.

Gehe hin!
Auch ich verdamme keine Sünderin.

Weib.

Herr, Herr, du biſt der größte der Propheten,
Den Boden küß ich, den dein Fuß betreten!
(ab.)

3.

Chriſtus (allein).

Gedankengeſtirne
Hin und her durch den Weltenglom
Im gebärenden Hirne — —
— Ein leuchtender Sonnenſtrom!

Geſetz — Gewohnheit macht dich uns ſo theuer —
Du gnügſt nicht mehr des Jünglings edlem Feuer,
Du bleibſt verlaſſen hinter ihm zurück,
Er ſucht ein neues Haus und Weib und Glück!
Und hab' ich das nicht früher ſchon gewußt?
Ich fühlt' es wohl, ich ſprach davon zum Volke,
Es lag in mir wie eine dunkle Wolke,
Nie fühlt' ich's klar, wie nun aus voller Bruſt. —
Das Weib, das arme, vor den Sündenknechten!
Zerknirſcht vor ſolchen, bis zum Tod betrübt!
Ich ſollt' in ihrem Namen mit ihm rechten?
O, hätten ſie nicht Schlimmres ſchon verübt!
Warum, ihr grauen Sünder, Fluch und Wehe,
Wenn eine Seele, die mit frechem Eid
Auf ewig ihr geſchmiedet habt an's Leid,
Die Feſſeln bricht? Das iſt ein Bruch der Ehe!
Nur Seelen, die ſich lieben, ſind verehlicht
Und länger nicht, als Liebe ſie beſeligt!
— Gott, deine Wahrheit gleichet einem Mann,
So nur durch ſtarker Feinde Wagenburg
Im Engpaß zu der Laubrüſt kommen kann;
Und doch, was hilft's? der Tapfre ſchlägt ſich durch,
Wenn auch dabei ſein treues Schwert zerſplittert!
Das Schwert bin ich und halte dir wohl aus,
Ich helfe dir in ein belaubtes Haus!
Fort, trübe Ahnung, die mich bang durchzittert!
Viel hält der tapfre Mann ſchon auf ſein Schwert;
Und mehr noch bin ich dir, o Wahrheit, werth.
Wie könnt' ich anders, wollt' ich auch verzagen,

Seitdem ich als den Heiland mich erkannt?
Sogar verzagend müßt' ich Alles wagen!
Wo blieb mein Hoffen?
Mein zerriſſen Gewand
Seh' ich vertheilen,
Von giftigen Pfeilen
Mein Herz getroffen!
Wie mich es niederflammt,
Die Wahrheit zu retten,
Mein Volk von den Ketten,
Von Rom, von Wahn,
Das erhabene Amt!
Nicht um mich darf ich zagen,
Um mich ſei's gethan!
Meine Klagen
Gelten Dir, Israel, Israel!
Gleich Halmen,
Du Volk, einſt vor dem Herrn ſonder Fehl,
Wird dich der Heereswagen
Der Wahrheit zermalmen!
Um mich ſey's gethan!
Aber ihr, würdiger Vordern Sproſſen,
Denen mein Vater ſich offenbart,
Römiſchen Widdern und Wurfgeſchoſſen
Wär't ihr aufgeſpart!
Und dennoch wär's um mich gethan
Und nur die Wahrheit bliebe?
Unſeliger Wahn!
Was willſt du mehr? die Wahrheit und die Liebe!

Ach eine einzige Feſſel der Erde
Säum' ich von mir abzuſtreifen!
Wie Kindlein nach dem Monde greifen,
So meine Wünſche nach einem Heerde,
Maria mein Weib und, ſeliges Loos!
Ein ſpielendes Söhnlein auf unſ'rem Schoos!
Ein Ziel, das blöde Ahnung nur verſcheucht;
Der Jüngling wage, zittern kann der Greis!
Hat ſich dies Volk nicht eben mir gebeugt?
Wohlauf! Allein des Kämpfers harrt der Preis.
(ab.)

Zweite Scene.

(Ein Saal im Palaſt des Hohenprieſters.)

1.

Kaiphas und Ahasverus.

Ahasverus.

Verhing' er auch die gräßlichſte der Strafen,
Um nach Verdienſt zu martern jene Brut!
Schon daß in unſ'rer hehren Gottesſtadt,
Auf Boden, den der Herr geheiligt hat,
Welch' Gräul! verworfne Heiden dürfen ſchlafen,
Verleidet mir die Luft, empört mein Blut!
Und ſchlafen ſie? Sie herrſchen, jubeln, ziſchen!
Ein ew'ger Schandfleck, den im Bußgewand
Schamroth und reuig unſ're Kindeskinder —
Auch dieſe werden nimmer ihn verwiſchen!

Kaiphas.

Verehre hier der Gottheit weiſe Hand!
Wie mißlich ſtand's um unſer Volk und Reich,
Bevor's die röm'ſchen Erdenüberwinder,
Geleitet durch Jehovah's Fingerzeig,
Mit Stahl umſpannend wie mit einem Rahmen,
In ihre Obhut und Verwaltung nahmen?
Sonſt wär' es längſt weit ſchlimm'rer Herren Beute!
Sie laſſen uns in Allem doch gewähren,
Was ihrer Macht nicht ſchroff entgegentritt;
Erſt zeig' mir Beſſ'res, um ſie zu entbehren!
Dann ſchwör ich dir, bei David's Burg, noch heute
Erfolgt von mir ein kühner ernſter Schritt,
So klar es auch dem Klügern mag erſcheinen,
Daß meiſt die Mütter röm'ſcher Feinde weinen!

Ahasverus.

Sieh, hat der Herr uns aus Egyptenland
Durch Meeresfluth und durch der Wüſte Grau'n,
Durch Schlachtenſturm mit manchem wüth'gen Heer,
Ganz unverſehrt nach Kanaan geſandt,
Was willſt du noch für höhere Gewähr,
Als ſolchen Fels, auf den wir Zion bau'n?
O, dieſes Rom, vor dem der Erdkreis bebt,
Demüthigungen hat's genug erlebt!
Da ſagte geſtern mir ein griech'ſcher Mann,
So lang' die Römer mit den Parthern kriegten,
Stets wären ſie geblieben die Beſiegten,

Von denen oft kein Einziger entrann!
Auch wären sie dort fern im eis'gen Norden
Von einem Volk — er nannt es die Germanen —
Vor dreißig Jahren so geschlagen worden,
Daß sie, vergessend alles Ruhms der Ahnen,
Befürchtet hätten ihre letzten Tage;
Und daß ihr Kaiser an der Palastwand,
Ob solcher unglückse'gen Niederlage,
Sein goldgekröntes stolzes Haupt zerrannt;
Wir, gibt es etwa einen Gott der Heiden?
Sie kämpfen siegreich; wir, wir sollten leiden?

Kaiphas.

Was leiden wir, erwägst du jene Noth,
In die ein Krieg mit Rom uns Häuflein stürzt!
Die, Schlangen gleich, Geknöte um uns schürzt
Und selbst im Sieg uns zu erwürgen droht?
Gedulde dich und harre still der Stunde,
Wo uns Jehovah den Messias sendet
Und unser Leid mit einem Winke wendet!
Ich sage dir, vertraue meinem Munde:
Bald ist die Zeit erfüllt! Am Hochaltar
Ward mir durch ein Gesicht es offenbar.

Ahasverus.

Die Zeit ist erfüllt!
Auch mir ein Traumgesicht
Hat sie enthüllt,
Ein leuchtendes Traumgesicht!
Ich lag im Gebet;
Da ward ich entrückt und sah
Jesum von Nazareth

Vor Pilatus Gericht;
Der wurde gefragt:
Biſt du der König von Israel?
Und er hatt' es nicht Hehl;
Sein vernehmliches Ja
Glich jenem mächt'gen Ruf,
Der einſt die Welt erſchuf!
Und der Himmel zerborſt.
Fern und nah
Erſcholl ein Feldgeſchrei
Laut wie der Sturmwind in Libanons Forſt!
Und, die in den Gräbern ſchliefen,
Die Todten erſtanden und riefen:
Frohlocke Israel, Israel frei!

Kaiphas.

Nimm Sack und Aſche! Du, auch du, bethört?
Hat eines Zimmermanns frecher Bube,
Der öfters kaum der Steinigung entgangen,
Weil er des Sabbaths Feier hat geſtört,
Sogar die Herzen unſ'res Raths gefangen,
O Herr, dann fahr' ich willig in die Grube!

2.

Vorige (der hohe Rath tritt auf).

Rath.

Rathſchlagende Männer
Aus Aaron's Samen
Berufen! Bildet die Runde!
Nun ſtröme der Kenner

In Urquell's Namen
Licht, Heil aus geweih'tem Munde!

Kaiphas.

Ein toller Mensch, deß Name sei verflucht,
Verführt das Volk durch schnöden Satanstrug;
Er schürt Empörung wider Recht und Fug,
Messiasrang behauptend kühn verruchter;
Wenn wir ihn förderhin noch also lassen,
Wie lange währt es bis ihm alle glauben
Und uns die Römer Land und Leute rauben?
Wir müssen darob einen Rathschluß fassen.

Rath.

Die Römer, die blutigen,
Kennen wir schon!
Das Kreuz wär' der Lohn
Der Empörungsmuthigen!

Kaiphas.

Drum leiht zwei wicht'gen Fragen euer Ohr!
Was thun wir ihm, der sich den Heiland heißt?
Verlangen wir, daß er sich vor uns stelle
Und, wenn er seine Sendung nicht erweist,
Soll langsam er in dumpfer Kerkerzelle,
Soll schleunigst er am Kreuz den Lauf beschließen?
Und dann, was nähmen wir mit denen vor,
Die sich durch keinen Tadel warnen ließen?

Ahasverus.

Bevor ihr urtheilt, hört ein mildes Wort!
Der selt'ne Mann, den ihr verdammen wollt,
Verdient Beachtung; er that viele Zeichen,
So über Menschenkraft und Einsicht reichen;

Und, that er Manches, was er nicht gesollt,
So riß vielleicht die Jünglingsgluth ihn fort,
Die, würde sie von unsʼrem Rath geleitet,
Verheißner Zeit Erfüllung vorbereitet.

Kaiphas.

Ich sage Zukunft dir, o Ahasver,
Du büßest deine argen Reden schwer!

Ahasverus.

Ich schweige still von meinen Traumgesichten;
Doch muß ich euch bei Zions Heil beschwören, —
Auch gegen Frevler hättet ihr noch Pflichten! —
Verdammt nicht vorschnell, ohne ihn zu hören!

Kaiphas.

Dich selber scheint die Rachbeit zu bethören:
Wer spricht davon, ihn ungehört zu richten?

Ahasverus.

Genug, trotz deinem Sehrspruch und Grimme
Versag' ich ihm nicht gänzlich meine Stimme!

Kaiphas.

Daß sich nicht Korah's Loos an euch erneuere!
Noch blieb uns Macht, Abtrünnige zu züchtigen!

Ahasverus.

Zu früh kommt dieser Macht die nicht geheuere
Erlösung, die im Nu sie wird verflüchtigen!

Rath.

Laßt jede
Wechselnde Beleidigung!
Er rede
Vor uns zur Vertheidigung!

3.

Vorige (Nikodemus tritt auf).

Kaiphas.

Seht, Nikodemus kommt zur rechten Zeit!
Nun, sag' uns ohne langen Umschweif an,
Was hat er mit dem frechen Weib gethan,
Das buhl'risch seines Gatten Bett entweiht?

Nikodemus.

Er sprach sie los, das wär genug gesagt
Und dennoch mehr, als wirklich er gewagt!

Kaiphas.

Halt uns're Seelen nicht mit Räthseln hin!
Ward er gesteinigt drauf, ward er gefangen?

Nikodemus.

Kurz soll ich von dem wunderbarsten Falle,
Verständlich reden, mögt ihr das verlangen?
Wir trafen ihn in Salomonis Halle,
Ins Mittel stellend jene Ehebrecherin!
Wie Ruthenstreich fiel dann sein Wort auf alle,
Als wären Knaben wir mit glattem Kinn:
„Wer unter euch sich fühlt von Sünden rein,
Der werfe fromm auf sie den ersten Stein!"
Fürwahr, dies Wort, es war sein größtes Zeichen,
Und hat er Millionen auch geheilt!
Wir mußten stumm, vernichtet vor ihm weichen;
Es hatte schwertgleich uns das Herz getheilt,
Das Eingeweide ward uns umgekehrt
Und richten wollend, wurden wir belehrt!

Kaiphas.

Gott Abrahams zerreiß dein Wolkenkleid!
Solch' Zeugniß wider ihn, wem gnügt es nicht?
Wenn dieser Frevel nicht gen Himmel schreit,
So leiß' ich auf die Seligkeit Verzicht!
Dem Qualenpfuhle will ich sein verschuldet,
Ward Schlimmres je verübt und je geduldet?

Rath.

Herr, deiner Rache laß
Rüstzeug uns sein!
Nicht ruhen und rasten,
Bis zur Hungerspein
Beten und fasten,
Bis dieser Drache
Ein Opfer der Rache!
Wo nicht, geschehe uns dies und das!

Ahasverus.

O, Nikodemus, thätest du mir kund,
Mein Haus und Habe sei vorhin zertrümmert
Gestürzt in der gespaltnen Erde Schlund,
Ich glaubt' es dir weit weniger bekümmert!
Den Heiland trag ich wie mein Kind zu Grabe
Und wanke morsch zurück, ein Greis am Stabe!
Dahin! — So höre mich denn, hoher Rath!
Der Mann, für den ich sprach, ist ein Verbrecher;
Und, fuhr' ich fort, so wär' ich's auch als Sprecher;
Doch fortan geh'n wir ganz denselben Pfad:
Ja, käme Volk und Land auch in's Verderben,
Er müßte doch um Gott des Todes sterben!

Kaiphas.

Unnütze Furcht, die Sach' iſt umgekehrt!
Sein Leben droht uns mit der Römer Schwert;
Drum beſſer iſt es, daß ein Einzger ſterbe,
Als daß um ihn ein ganzes Volk verderbe!

Nikodemus.

Bedenkt ihr, was die Menge von ihm hält?
Sie glaubt, er ſei ein wunderthät'ger Seher,
Wo nicht noch mehr! Und wenn ihr ſolchen fällt,
Wie dann?

Rath.

Schweig', Galiläer!

Ahasverus.

Wer fortan dieſe peſtgeſchwulſt'ge Beule
Als Bundeslade Iſrael berührt
Und ſich befleckt mit unſühnbarem Greule,
Der ſei im Bann, wie Meuterern gebührt!

Rath.

Alſo ſei's! Für ein Ungeheuer
Gelte, wer ihn fürder bekennt!
Luft und Erde, Waſſer und Feuer,
Verſagt ſei ihm jegliches Element!

Kaiphas.

Nun laßt uns trachten, daß wir ſchnell ihn fahn!
Wir treffen ihn wohl in den Tempelhallen;
Noch vor der Oſtern Feier muß er fallen!

(Zu Ahasverus).

Ihm aber, der dich hat geheilt vom Wahn,
Beſorgt für uns und unſre Frau'n und Kinder,
Dem Gott der Väter opfre du zwei Rinder!

(Alle ab).

Dritte Scene.

I.

(Ein Garten bei Bethania; im Hintergrund ein Grabmahl.)

Klageweiber (um das Grabmahl verſammelt).

Weh! Weh! Weh!
Sterbehemden tragen
Die Tage der Menſchengeſchlechter!
Würmern zugeboren,
Freu'n ſich die Thoren!
Thor oder Gerechter,
Dein Topf wird in Scherben geſchlagen!
Weh! Weh! Weh!

Maria und Martha (treten auf).

(Klageweiber auf einen Wink Maria's ab.)

Maria.

Geliebte, tröſte dich! er ging zur Ruh!
Dein Bruder iſt von vielem Leid entbunden,
Der Gute! weine nicht! Ach wüßteſt du,
Welch' tiefe, unheilbare Herzenswunden
Lebend'ge Menſchen, arme Mütter hegen,
Du hielteſt wohl den Tod für einen Segen!
Dein Lazarus war fromm, gerecht und wahr;
Und d'rum von jedem Biedern hochgeachtet;
Wie habt ihr ſolchen Bruders euch gefreut!
Ach, daß ich Aermſte einen Sohn gebar,
Deſſ' Zukunft immer trüber ſich umnachtet
Und der den mütterlichen Tadel ſcheut!
Auch ihm wär' beſſer, hätt' ich nie geboren,

So ging er nicht in Schimpf und Schmach verloren!
Nur ſeiner Freundin klag' ich dies allein,
Vor Joſeph lob' ich ihn, mag's Gott verzeihn!

Martha.

Wann wirſt du zu dem Hohen Glauben faſſen,
Glückſeligſte der Mütter, o Verblendung! —
Haſt du des Bruders Tod ihm ſagen laſſen?
Mein ganzes Hoffen hangt an dieſer Sendung!

Maria.

Ich hab' es dir zu Lieb' ſogleich gethan;
Bald wird er kommen, Joſes hat's beſtellt,
Mein zweiter Sohn; der ſchickt ſich in die Welt!
D'rum nährt er ſich auch gut auf ſchlichter Bahn.

Martha.

Was möcht' ich lieber als daß er doch eilte!
Wie hatt' ihn unſer Lazarus ſo gern!
Ob er auch wochenlang bei uns verweilte,
Nicht eine Stunde blieben ſie ſich fern!
Mein Bruder, weh! du kannſt ihn nicht mehr ſchauen,
Drum ſchied'ſt du ungern von dem holden Licht!
Du, feſt umwunden von des Grabtuchs Grauen,
Mein Bruder, weh! du ſiehſt die Lieben nicht.

2.

Vorige. Chriſtus, Judas, Jünger und Volk (treten auf).

Volk.

Oeffnet den Pfad,
Der Wunderfürſt naht!

Martha.

Ach, Herr und Freund, wärſt du bei uns geweſen,
Mein armer Bruder wär' gewiß geneſen!
Nun tönt um ihn vergeblich unſ're Klage!
Allein ich weiß auch noch, daß Deinem Flehen,
Jehovah nicht verſagt die größte Gabe!

Chriſtus.

Dein Bruder, ſei getroſt, wird auferſtehen.

Maria.

Mein Sohn, er liegt vier Tage ſchon im Grabe,
Wohl wird er auferſtehn am jüngſten Tage!

Chriſtus.

Ich bin die Auferſtehung und das Leben,
Wer an mich glaubet, höre auf zu beben!
Denn, wer da lebt und glaubt getroſt an mich,
Der wird auch nimmer ſterben.

(zu Martha.)

Glaubſt Du? ſprich!

Martha.

Ja, Herr, ich glaube, daß du Chriſtus ſei'ſt
Und Gottes Sohn an Gaben und an Geiſt!

Jünger.

Gottes Sohn! David's Sohn!
Habt ihr's vernommen?

Volk.

Wär' er gekommen
Zu herrſchen auf Davids Thron!
Dann käme langer Schmach
Endlich ein Rachetag!

Chriſtus.

O, dieſ's Geſchlecht der Tauben und der Blinden!
— Wohlan, ſo hebt den Stein hinweg vom Mahle! —
Sie werden nie den Kern des Wortes finden,
So lang ſie kindiſch greifen nach der Schale!

Jünger.

Ein Wunderzeichen
Will er vollbringen!

Volk.

Sollt' es gelingen,
So laßt uns nicht weichen,
Bis wir ihn zum König erlangen,
Sei es freiwillig, ſei es gefangen!

Chriſtus.

Willfahr ich ihnen? — Hebt den Stein vom Mahle!

Martha.

Er riecht, o Herr! vier Tage liegt er ſchon!

Chriſtus.

Sie wollen, Vater, nur die leere Schale!
Nichts, Weib, verſagt der Vater ſeinem Sohn!
Doch ich, die Auferſtehung und das Leben,
Kann Dir weit mehr als einen Bruder geben;
Wer an mich glaubet, lebt, ob er auch ſtirbt!
Die Seele mag verfliegen mit dem Staube,
Es iſt ein Glück, daß Endliches verdirbt;
Wen aber hat beſeelt der wahre Glaube,
Lebt fort in Gott mit ſeinem reinſten Streben;

Ich ſage dir, wer glaubt, wird neu geboren,
Wer nicht glaubt, ging, bevor er ſtarb, verloren.

Jünger.

Tief, tief iſt der Schlaf der Böſen,
Nichts, nichts kann den Zauber löſen!

Volk.

Aber die Eif'rer der guten Werke
Ruh'n in Abrahams Schooß voll Luſt und Stärke.

Jünger.

Meiſter, wir warten dein,
Siehe, weg iſt der Stein!

Chriſtus (tritt näher hinzu und beugt ſich in die Gruft).

Da läg' mein Freund? Da liegt die müde Hülle,
Aus der ein lieber Gotteshauch mir wehte,
Ein Hauch von Glaubensduft und Liebesfülle,
Ein milder Hauch voll heiliger Gebete!

Volk.

Wie hat er, ſiehe! ihn ſo lieb gehabt!

Jünger.

Wie oft hat er als Gaſtfreund uns gelabt!

Martha.

Still, ſtill! — O Lazarus, du Bruder mein!

Chriſtus.

Dein Bruder? Nicht doch, Staub! Doch ſoll er's ſein!
Wehe hinab, — hinab! —
Gedanke, ins Grab!

Welt.

In den Klüften lebendiger Oden!
Gewitter unter dem Boden!

Christus.

Kühle des Geistes Kuß,
Lazarus! Lazarus!

3.

Vorige. Lazarus, vom Kopf bis zu den Füßen mit Grabtüchern umwunden, wankt heraus; bald darauf:

Maria Magdalena.

Volk und Jünger.

Heil uns, Heil! Ein großer Prophet
Von dem Herrn gesandt!
Ein Wunderzeichen
Gethan ohne Gleichen!
Der Geist Jehovah's weht
Nieder auf Volk und Land!

Judas.

Jetzt, Herr, beschwör' ich dich, benutz' die Zeit!
Jetzt steht das Volk zu Allem dir bereit!

Christus.

Strohfeuer! Morgen! Löst ihn, laßt ihn gehn!

(Er geht.)

Maria Magdalena (tritt auf, ohne Lazarus zu sehen).

Ach, Herr und Freund, wärst du bei uns geworden,
Mein armer Bruder wär' gewiß genesen!

Chriſtus.

Er iſt geneſen! Siehe, was geſchehn!

Maria Magdalena.

Mein Bruder! Haltet mich!

Martha.

Zu deinen Füßen,
Erlöſer, Heiland, laß mich dankend liegen
Und jubelweinen und für Zweifel büßen!

Lazarus.

Warum —

Maria Magdalena.

Auch mich laß deine Knie umſchmiegen!

Volk.

Ha, der dem Grabe den Raub
Wie einem Tiger entrückt,
Der wie das jüngſte Gericht:
„Reich' deine Todten dar!"
Zu dem gehorſamen ſpricht, —
Wir ſind Männer von Staub,
Aber, wenn nur ſeine Braue zückt,
Erflehn ihm eine Schaar,
Die für ihn kämpft und leucht,
Bis ihm die Welt ſich beugt!
Unnützes Träumen!
Warum noch Säumen?
Auf, auf! den Mann ſonder Fehl,
Macht ihn zum König von Iſrael!

Chriſtus.

Nicht ihr, der Höchſte wird den König ſalben!
Gehorcht und glaubt, geht, predigt's allenthalben!

(verſchwindet.)

Zweiter Aufzug.

Erſte Scene.

(Ein Zimmer im Hauſe des Lazarus zu Bethania.)

1.

Chriſtus ſchlafend. Judas tritt auf; bald darauf: Gute und böſe Geiſter.

Judas.

Er ſchläft! Er ſchläft, wie andre Menſchen ſchlafen,
Bewußtlos wie Gewürme hingeſtreckt,
Des Leibes, den ſie lenken woll'n, elende Sklaven,
Bis aus der Ohnmacht ſie ein Zufall weckt!

Böſe Geiſter (erſcheinen in Nebelgewanden, für Judas unſichtbar, magiſche Kreiſe um ihn ſchlingend.)

Judas, Judas! in deine Hand
Ward gegeben der Menſchheit Loos!
Denke an dein Volk und Land,
Judas, Judas, werde groß!

Judas.

Ein fürchterlicher Zufall! Mir wird ſchwül!
Wie dumpf es vor dem inn'ren Ohr mir brauſt,
Gedämpfter Schlachtpoſaunen Tongewühl!
Ha, wie mich ein Gedanke übergrauſt!

Böſe Geiſter.

Judas, Judas! in deiner Fauſt
Ruht eines Hochverräthers Loos!
Schwächling, den vor Thaten grauſ't!
Judas, Judas, werde groß!

Judas.

Und übt er nicht an Zion Hochverrath,
Wenn mitten er im heil'gen Siegeslauf
Sich feig entzieht entſcheidungsvoller That
Und das eroberte Panier gibt auf?

Böſe Geiſter.

Judas, Judas! in deinem Dolch
Ruht ſein Herz, ruht ſein Haupt!
Willſt du Held ſein? Folg' nur, folg'!
Groß iſt, wer an Größe glaubt!

Judas.

Er lebt des Todes ſchuldig! Ja, bei Gott,
Hier ſteh' ich, der Vollſtrecker des Gerichts!
Des leid'gen Tröſters da! Was that er? Nichts!
Nichts? Dürres Wort! Er trieb mit Heil'gem Spott!
Er ſterbe! Sprach er jenes Weib nicht los?
Der Herr verwarf ihn; ſein Prophetenthum,
Ich übernehm's; er ſterbe! Und mein Ruhm,
Er wachſe mit des Volkes Freiheit groß!

Gute Geiſter (erſcheinen).

Judas, welch' eine That,
Durch alle Lande
Gemarkt mit Brande,
Beginnſt du? Verrath!

Judas.

Man hat für ſolchen Stoß ein gräßlich Wort;
Das klingt wie Fluch! — erbärmlich Vorurtheil! —
Man nennt ſie unterſchiedlos Meuchelmord,
Geſchieht die That auch zu des Landes Heil.

Gute Geiſter.

Judas, Jehovah's Rath
Wollteſt du meiſtern?
Den künftigen Geiſtern
Zerſtören die Saat?

Judas.

Wer aber mag das wahre Heil ergründen?
Des böſen Willens kann ich ihn nicht zeih'n!
Der ſtolze Narr, von Moſes und von Sünden,
Nicht von Pilatus will er uns befrei'n!

Gute Geiſter.

Judas, der Tag erſcheint,
Wand'le im Lichten!
Laß Gott ihn richten,
Weil er's doch redlich meint!

Judas.

Er war mein Freund, und das iſt ſeine Rettung;
Ich ſag' ihm auf; er bleibt ein Mann für Weiber; —
Doch wer zerbricht den Stecken unſ'rer Treiber?
Durch Seheraussſpruch und durch Blutsverkettung,

Und wunderbare Kraft, die Glauben ſchafft,
Iſt leider er, nur er, dazu erkoren! —
So ſei's! ich ſteh und falle mit dem Thoren;
Doch hüt' er ſich, trotz ſeiner Wunderkraft!

(ab).

Gute Geiſter.

Geſiegt hat der Tag!

(ab).

Böſe Geiſter.

Die Nacht kommt nach!

(ab).

2.

Chriſtus, ohne Judas, Maria (tritt auf).

Maria.

Erwache, Jeſus! wache auf, mein Kind!
Die liebe Sonne iſt gleich aufgegangen
Und draußen weht ein friſcher Morgenwind;
O, laß dich ſo, wie ſonſt, einmal umfangen!
Du bleibſt mein theurer Sohn, mein Sohn der Schmerzen,
Du machſt mir Thränen, muß dich dennoch herzen.

Chriſtus.

Geliebte Mutter, Friede ſei mit dir!

Maria.

Umſonſt iſt dieſer Wunſch, nie kehrt der Friede
An unſern Heerd zurück! O, folge mir!
Gehorchet nicht des Flechters Hand die Wiede?
Und beide ſind doch nicht durch Blut verbunden.
Und du ſchlägſt deiner Mutter tauſend Wunden! —
Sei auf der Hut vor Judas! eben trat er

Mit heillos düſtern Blicken hier heraus! —
Gib deine Pläne auf, bedenk, der Vater
Wird böſe, weil du nimmer bleibſt zu Haus!
Du könnteſt dich daheim als Zimm'rer nähren
Und trachteſt, meint er, fern nach nicht'gen Ehren!

Chriſtus.

So redeſt du wie dieſ's und jenes Weib,
Hat deine Liebe nicht für Gründe Ohren?
Verachteſt du ſo ſehr den eig'nen Leib,
Daß du nicht glaubſt, dieweil er mich geboren?
Ich ſoll dir mehr gehorchen als dem Geiſt,
Der, eine Gottesſtimme, aus mir ſpricht,
Dir, Erdenlockruf, der mir Mutter heißt
Und mich abtrünnig machen will dem Licht?

Maria.

Weh mir! Ich bin die Schuld'ge! Dir erzählt' ich
Zu oft das Traumgeſicht, das ich einſt hatte,
Als Jungfrau, ſtill daheim, bevor erwählt mich
Und als ſein Weib erkannt der edle Gatte!
Was träumen ſtille Jungfrau'n nicht zuſammen
Und dich, den Knaben, ſetzte dies in Flammen!

Chriſtus.

Das war ein Zeichen, welches wirklich trifft;
Doch längſt verloren hätt' es mein Gedächtniß,
Wenn ich nicht ſchon als Knabe in der Schrift
Weiſſagende Verheißung und Vermächtniß,
Auf mich bezüglich bis zum kleinſten Zug,
Gefunden hätte und geprüft wie keiner;
D'rum, wer da glaubt an unſer heil'ges Buch,
Wie klug er ſei, der iſt der Meinen einer!

Maria.

O Sohn, laß dich vom bösen Feind nicht äffen,
Das wird vielleicht auf Höh're besser treffen!

Christus.

Gefecht der Worte! Treff' es oder nicht!
Kraft, Glaub' und Zeit bestimmt Beruf und Pflicht.

Maria.

Wie hab' ich das um dich verdient, mein Kind!
Soll ich dir von der Müh' und Noth erzählen,
Die jede Mutter, treu und hold gesinnt,
Bei Tag und Nacht um ihren Säugling quälen?
Gern hab' ich meinen Schlaf für dich gegeben,
Hast mich gar manchmal in die Brust gebissen!
Und einst, du wirst es sicherlich noch wissen,
Da rang ich einer Wölfin ab dein Leben!
Und nimmer fiel es mir zu murren ein,
Einst, dacht' ich, wird mein Liebling dankbar sein!
Ich thörigt Weib! mein Stab, mein Herz zerbricht!
An dir wollt ich im Alter mich erlaben
Und er verläßt mich, Gott! denn eine Pflicht,
Ein Wahn beruft zum Opfer ihn den Raben.

Christus.

Weib, Mutter, du zerspaltest mir die Nieren!
Hier ist mein Leben; reiß' das Herz mir aus!
Kann Blut dich laben, trink! ich will's verlieren
So gern, wie einen welkgewordnen Strauß!
Was soll ich thun, um dich zu überzeugen,
Daß ich dein Sohn sei? Rede, sag' es nur!
Kann ich dich auch wie Wiegenkindlein säugen
Umwandelnd die Gesetze der Natur?

Ihr Alten ſeid als Kinder auch gepflegt,
Die Schuld dafür bezahlt' ihr an die euren
Und dieſe, habt ihr guten Keim gelegt,
An ihre künft'gen heißerſehnten Theuren.
Blödſinn'ge, nicht für euch ſind ſie geſchaffen;
Sie ſollen Menſchen ſein, nicht eure Affen!
Was aber ſollen ſie euch thun? Sehr wenig,
Nur meiſtens eine Niederträchtigkeit!
Sie ſollen ſich nur fügen unterthänig,
Abtrünnig dem, wozu der Geiſt ſie weiht!
O, könnte meine Mutter das verlangen,
So wäre ſie, fürwahr, ſie wär's nicht mehr,
Verweſung wär' es und der Maden Heer
Müßt' ich als meine Vetterſchaft umfangen!

Maria.

Iſt keine Rettung? Herr, laß mir mein Kind
Wo nicht, ſo laß in Thränen mich zerfließen!

Chriſtus.

Wohl, weinend laß uns ſcheiden, mild und lind!
Du wirſt um mich noch ſelig einſt geprieſen.

(Maria ab.)

3.

Chriſtus ohne Maria; Martha, Maria Magdalena, Lazarus, Judas und Jünger treten auf.

Martha (mit Speiſen, Geſchirr und Gedeck).

Frühſtücken ſollt ihr! Immer nur herein!
O Herr, ich muß mich meiner Speiſen ſchämen:
Ein wenig Braten, Backwerk, Obſt und Wein

Iſt Alles! bitte ſo fürlieb zu nehmen!
Ich hätt' für ſolchen Gaſt bei weitem mehr,
Doch nichts verſchont der Klageweiber Heer.

Lazarus.

Mein hoher Freund, komm, laß dich bei mir nieder!
So bleibt's bei dem, was geſtern du geſagt?
So früh ſchon fort?

Maria Magdalena.

Ach, meine Ahnung klagt,
Wir ſehen uns dann nimmer, nimmer wieder!

Judas.

Wohl wieder, nur in anderer Geſtalt,
Vielleicht in königlicher! Dumpfe Gährung,
Trübſelige Verwirrung ohne Halt,
Gefahr und Noth, Erwartung und Entbehrung,
Sie müſſen enden, ſei es durch Gewalt,
Sei's, wie der Meiſter vorhat, durch Bekehrung!

Jünger.

Sie müſſen enden!
Schon ſeit drei Jahren,
Noth und Gefahren,
Ohne zu enden!
Oder den Händen
Wie Raubthierkrallen
Der Römer verfallen,
Wird man uns ſchänden!

Chriſtus.

Sie ſollen enden! die Entſcheidung naht!
Das aber will ich euch voraus verkünden:

Durch Rauch und Flammen ſchlingt ſich unſer Pfad!
O, brännte doch es ſchon hell auf! Entzünden
Will ich ein Feuer, das von Berg zu Bergen
Auf Adlerflügeln rauſcht und Alles frißt,
Was keinen goldnen Leib hat! Merkt und wißt:
Nicht Frieden für die Schafe in den Pferchen,
Nein, Schwert und Feuer, Zwietracht und Gericht
Gebiert mein Wort, wo eine Zung' es ſpricht!
Von nun an ſollt ihr heißen Donnerskinder:
Wie Donner ſchreckt mein Wort die Schaf' und Rinder!
Denn „Wahrheit!" lautet unſer Feldgeſchrei,
Der Satzung Tod! Die Wahrheit macht uns frei!

Jünger.

Tag der Entſcheidung willkommen,
Tag der Verheißung dir Gruß:
Sieh unſ're Herzen entglommen,
Tritt auf mit eiſernem Fuß!

(Außerhalb der Scene allmälich wachſendes Stimmengewirr.)

Judas.

Dann nimm, o Meiſter, von mir Hand und Schwur:
Mein Ende ſei ein ſelbſtgewund'ner Strick,
Verlaß ich jemals deine Heldenſpur,
Wenn du uns führſt ins ernſte Kampfgeſchick!

Chriſtus.

Die Schwüre ſind für Teufel; Frevel, Wind!
Kein Frevel gilt; d'rum ſollt ihr nimmer ſchwören;
Ein Ja und Nein iſt gnügend, lernt vom Kind!

Judas (für ſich).

Das iſt der Dank! Das muß ich ruhig hören!

(zu Chriſtus.)

Noch ſchwur ich meine Zunge mir nicht ſtumpf
Und ſoll auch nicht geſchehn! Wann brichſt du los,
O Meiſter, ſprich, verhalt' uns nicht die Kunde!

Chriſtus.

Entſcheidung ruht in dieſes Tages Schooß;
Was wollt ich lieber, denn ſie käm zur Stunde?
Bereitet euch, wir ziehen im Triumph!

Volk (außerhalb der Scene).

Warum uns hier ſtau'n!
Die Pforten zerhau'n!

Martha (ſchon früher geſchäftig ein- und ausgehend, kömmt).

Unzählig Volk, ſo keck wie jähe Wogen,
Hat ſich an unſer Haus herangezogen:
Den Todtenauferwecker woll'n ſie ſehen!
Du aber mußt doch erſt ein wenig ſpeiſen!
Ich ſagte: „Nur Geduld, 's wird ſchon geſchehen!"
Nichts ſchadet mehr, als nüchtern fortzureiſen.

Lazarus.

Verehrter Freund — o wär' ich nicht zu ſchwach! —
— Ich bitte, ſpeiſ' ein wenig! Ich will beten!

Chriſtus.

— Ja, bete, Freund! Die Blümelein am Bach,
Sie zeugen auch für Gott wie die Propheten.

Maria Magdalena.

Laß, Herr, mich ſalben die Füße!
O, könnt' ich über ſie ſingen
Den ſtärkſten der Zaubergrüße,
Die böſe Thiere bezwingen!
Es lauern wohl allenthalben
Dir Schlangen und Leoparden!
So will ich dich denn ſalben
Mit ungefälſchten Narden.

Judas.

Warum verkauft man ſolche Salbe nicht
Und gibt den Preis den Armen nach der Pflicht?

Chriſtus.

Laß du die Reine nur in Frieden walten!
Denn Arme habt ihr bei euch allezeit,
Mich aber nicht; zu meiner Herrlichkeit
Voll tiefſter Ahnung hat ſie dies behalten.

Maria Magdalena (trocknet nach der Salbung die Füße mit ihrem aufgelöſten Haar).

Wär ein Harniſch mein Haar,
Waarhaupt wollt' ich ſein!
Geſalbt, nun biſt du's
Geſegnet und rein!
Geſegnet und rein,
Fürſt, führe die Schaar,
Mein Herr und mein Chriſtus!

Jünger.

Fürſt, führe die Schaar,
Unſer Herr, unſer Chriſtus!

Volk (bringt herein).

Fürſt, führe die Schaar!

Chriſtus.

Und ſo ſteh' ich geſalbt durch des Höchſten Hand,
es ertöne hochzeitlicher Reigen!
Die du fürſteſt den Mann, biſt du, Liebe, ſo ſtark?
nun ſo gelte denn Sturz oder Steigen!

Volk.

Fürſt, führe die Schaar!
Unſer Herr! Unſer Chriſtus!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

(Auf einem Hügel vor Jeruſalem mit der Ausſicht auf Stadt und Tempel. Ein Feigenbaum am Wege.)

1.

Vorübereilendes Volk; Kaiphas und Ahasverus; zwei römiſche Hauptleute. (Alle auf und abgehend.)

Ahasverus.

Wie toll läuft dies Geſindel hier vorüber!

Kaiphas.

Neugierde, Freund, die nichts als gaffen will!

Ahasverus.

So iſt's, der Unmuth macht uns Alles trüber.

Kaiphas.

Wohin, ihr Leute? Steht doch einmal ſtill!

Einige Vorübereilende.

Nach Bethania. Wollt ihr nicht gehn,
Den Todtenerwecker zu ſehn?

Kaiphas.

Nach ihren Reden kennen die uns kaum;
Noch ein Versuch! Ihr Freunde, wohin eilt ihr?

Andere Vorübergehende.

Nach Bethania,
Wo das Wunder geschah.
Was verziehet, was weilt ihr?

Kaiphas.

Die Sache wird mir ernster, als ich ahnte!
Weit eh'r, als diese, ständ' uns Wellenschaum
Und wenn ich sie mit Mosis Stab ermahnte!

(Die beiden römischen Hauptleute treten entfernt von Kaiphas und Ahasverus auf.)

Erster Hauptmann.

Der Prokurator könnte Klüg'res thun,
Als uns hierher zu schicken. Welch' ein Lumpenleben!
Hab' einen Ekel vor dem Zwiebelpack!
Trag' Moschus bei mir, um's nur nicht zu riechen!

Zweiter Hauptmann.

Was frägt er darnach, ob wir widerstreben!
Er rupft im Stillen doch dabei sein Huhn!

Erster Hauptmann.

Nichts thu' ich ihnen gern als Schabernack!
Wär' ich nur Prokurator! Kriechen
Und knieen sollten diese trotzgen Hunde,
Bis daß sie wagten, etwas laut zu knurren
Und ich dadurch Gelegenheit erhielt,
Sie zu zermalmen, nicht zu unterjochen!

Zweiter Hauptmann.

Mein Freund, du weileſt hier erſt ein'ge Wochen,
Du weißt noch nicht, wie laut ſie öfters murren!
Nur kluge Schonung bis zu dieſer Stunde
Hat ihre Unterwerfung uns erzielt.

Erſter Hauptmann.

Und du, mein Kind, warſt lange fern von Rom;
Den Weltbeherrſchern ziemt ein edler Stolz,
Des unbeſchränkten Machtgefühles Sohn!
Was will dies Tröpflein wider einen Strom?
Wir knickten ſie entzwei wie morſches Holz,
Wenn ſie mit einem Aufruhr wollten droh'n!
(Außerhalb der Scene entferntes Freudengeſchrei.)

Kaiphas (zu Ahasverus).

Welch' Lärm? Das Volk begleitet ihn, fürwahr!

Zweiter Hauptmann (zum erſten).

Sei auf der Hut, ſie gleichen ſehr den Ebern!

Erſter Hauptmann.

Der zahmen Gattung wenigſtens ſehr gut!

Zweiter Hauptmann.

Sie mäſten ungereizt den Wanſt mit Trähern;
Gereizt, wetzt ihre Hauer blinde Wuth!

Kaiphas.

O Korah! Korah! O, der frechen Schaar!

Ahasverus.

Was, ſie vergöttern dieſen Fürſt der Motten?
Sie raſen, ſtreu'n ſie ihm nicht Palmenzweige?
Empörung iſt das! Kleider breiten ſie
Ihm in den Weg! Wir müſſen Hilfe holen!

Kaiphas (ihn zurückhaltend).

Willſt du die Aſche blaſen von den Kohlen?
Nie ſah ich ſolche Volksbegeiſt'rung, nie!
Wer widerſtände ſolchen wüth'gen Rotten?

Ahasverus.

„Wer mag ſie dulden?" ſpricht der Herr Herr!
„„Feige!""

X.

Vorige. Chriſtus, Judas, Jünger, Phariſäer und Volk.

Erſter Volkshaufen.

Singet ihm Pſalmen!
Schwinget ihm Palmen!

Zweiter Volkshaufen.

Wege bereitet,
Todesbande
Löſendem breitet,
Breitet Gewande!

Erſter Volkshaufen.

Gelobet ſei, der da kömmt im Namen des Herrn,
David's, David's Sohn!
Dein König und Bräutigam, Zion, dein Stern,
Bereit ihm den Thron!

Zweiter Volkshaufen.

Schwinget ihm Palmen,
Singet ihm Pſalmen!

Ahasverus.

Herr, führe meine Fauſt! Er iſt verloren!

Kaiphas.

Halt ein, beim Gott der Väter sei beschworen!
Um Ostern ist's! Das ganze Volk beisammen!
Der kleinste Widerstand brächt' es in Flammen!

Christus (von Jüngern umgeben, tritt auf).
Ahasverus (mit gedämpfter Stimme).

Hinweg! hinweg vom Zorngefäß des Herr'n!

Kaiphas (mit gedämpfter Stimme zu den Hauptleuten).

Ihr Führer, helft! es faßt ihn Raserei!

Ahasverus.

Ich muß ihn mit mir in die Halle zerr'n!

Erster Hauptmann (den Ahasverus packend).

Steh', toller Hund! sonst wirst du vogelfrei!

Volk.

Singet ihm Psalmen!
Schwinget ihm Palmen!

Ahasverus.

Nun wohl — so laßt mich — ruhig bin ich —
laßt!

Kaiphas.

Wir trauen dir, ersticke deine Hast!

Christus.

Hier laßt mich eine kleine Weile halten!

Erster Hauptmann.

Ein tücht'ger Mann! Apollo's Wuchs und Haar!

Zweiter Hauptmann.

Ein Jude nur, sonst ganz für unsre Schaar!

Christus.

Du, Judas, hole mir dort ein'ge Feigen!

Judas.

Verloren Herr, wär hier mein Mühewalten;
Viel Blätter, keine Früchte an den Zweigen!

Christus.

So sei auf ewig, böser Baum verflucht
Und niemand finde, was er bei dir sucht!

. . . . . .

Da liegt die Stadt, welch' schöner großer Bau!
Wer meint nicht, daß er eine Engelwelt
In seinem prangenden Gestein enthält?
Der Augen Lust und doch nur eitle Schau!
Die stolze Hure ist vor Gott nicht rein,
Es bleibt kein Stein ihr auf dem andern Stein!

Volk.

Gott Zebaoth wend' es,
Das Stündlein des Endes!

Christus.

Jerusalem, Jerusalem, o Stadt,
Verfolgerin und Mörd'rin der Propheten,
Wann wirst du, deiner alten Lüste satt,
Der Wahrheit endlich, wann? die Ehre zollen,
Wann gläubig büßen und im Geiste beten? —
Wie oft schon hab' ich deine Kinder wollen
Versammeln, wie die Henne ihre Küchel,
Zum Reich der Sel'gen unter meine Flügel!

Volk.

Singet ihm Psalmen,
Schwinget ihm Palmen!

Chriſtus.

Doch ſiehe, wirſt du trotzig verharren
In deiner Frevel vermauertem Thurm;
Und wirſt du des Vaters Geſandten verſcharren,
Um ihn zu zernagen, ein miſtiger Wurm,
Dann retten dich nicht deiner Lippen Farren,
Dann ereilt dich des Weltgerichts rächender Sturm!
Alsdann ſtürze Flucht
Auf die Höhen hinaus!
Der Rache Zucht
Schleif't jegliches Haus!
Im Wirrſal und Graus
Wehe Schwangern, wehe Säugerinnen!
Nicht des Leibes Frucht
Wird dem Schwert entrinnen!
In Mutternöthen
Wird jammern die Zeit!
Lehrend der Knechtſchaft Lauf
Stehn falſche Chriſti auf!
Keine Sonne, kein Mond, kaum Morgenröthen!
Doch dann mit großer Kraft und Herrlichkeit,
Auf einem blitzumfranzten Wolkenthron,
Von den vier Winden ſammelnd die Getreuen,
Dann wiederkehrt der Welt des Menſchen Sohn,
Den heil'gen Bund der Wahrheit zu erneuen!

Volk.

Gott Zebaoth wend' es,
Das Stündlein des Endes!

Chriſtus.

Wohin ward ich vom Geiſt, wohin getrieben?
Noch ſteh' ich hier — noch bin ich euch geblieben!

Jünger.

Wohin du eileſt,
Du weileſt
In unſ'rer Runde!

Judas.

Benutz' die Stunde!

Volk.

Sieh' ſein Haupt, das neigen
Ernſte Gedankenreigen!

Chriſtus (für ſich).

Wo braucht' ich je zum Rechten einer Mahnung?
Zum Rechten! Chriſtus? Unrecht nennt's mein Zaudern,
Das unwillkührliche, des Blickes Schaudern
Vor meiner Seele abgrundstiefer Ahnung!
Es gilt zu handeln — wohl — zum Tempel fort!
Dort find ich wohl des Räthſels Löſewort.

(ab.)

Volk (nachziehend).

Singet ihm Pſalmen,
Schwinget ihm Palmen!

(Volk, Judas und Jünger ab).

3.

Kaiphas, Ahasverus und Phariſäer. Die beiden Hauptleute.

Phariſäer.

Gebt mir ein Kiſſen,
Das Haupt zu legen,
Und Flor um die Blicke!
Die feinſten Stricke

Hat er verwegen
Wie Spinnweb zerriſſen,
Gebt mir ein Kiſſen!

Ahasverus (zu Kaiphas).

Da blieb ich nun nach deinem Rath fein ſtille!
Gar manche Zungen geh'n gleich Weberſpulen
Und möchten Weiſe ſchier gleich Bübchen ſchulen!
Du opferſt Zion einer weibſchen Grille,
Dich ſelbſt, uns alle! Segne Gott und ſtirb!
Wozu dein Zögern? Bannſt du Rottengeiſt?
Nun wohl! Er füllt damit den Taumelbecher;
Und wenn er nun die wüſtberauſchten Zecher,
Der Windsbraut gleich, zum Sturze Zions reißt,
So rath' ich dir, wie Hiobs Weib: verdirb!

Kaiphas.

Einſt geht mit dir der Weisheit Wurzel aus!
Bevor du tadelſt überleg es reifer!
Unzeit'ge Trauben, eh' ſie Wein uns geben,
Kein kluger Winzer reißt ſie von den Reben;
Allein der ungeduld'gen Kinder Eifer.

Ahasverus.

Wer kelterte nicht das herbſte Traubenblut,
Wenn er ſich Lebensbalſam zöge daraus?

Phariſäer.

Könnte ſich Aaron betrügen,
Wer dürfte es rügen?

Kaiphas (nachdenklich).

Zweiter Hauptmann.

Nun, wofür hältſt du jetzt dies Volk, dies Pack?
Haſt du noch Luſt zu einem Schabernack?

Erſter Hauptmann.

Für einen leicht geſchwoll'nen Felſenbach;
Zwar uns gefahrlos, doch verweg'ne Brut!
Für ein lebendiges Schildkrötendach;
Das trägt den ſchwerſten Mann mit Zeug und Roß,
Nur einen nicht — den römiſchen Koloß.

Zweiter Hauptmann.

Haſt du gehört von König und von Thron?

Erſter Hauptmann.

Ha, ha, zum Lachen iſt's, zum Spott und Hohn!
(Beide ab.)

Kaiphas.

Herr deine Gnade kennet keine Schranken! —
Ihr Freunde jetzund oder nimmermehr
Iſt ſeine Stunde kommen! Ja, es wanken
Und zittern wohl des Tempels Säulen! Hell,
Wie Nothruf pocht am Thore die Gefahr
Um Einlaß! Zagt Ihr? Schweigt! Dies wüth'ge Heer
Vergöttert nur ſo lange ſeinen Bel,
Als er ihm ſchmeichelt; durch dieſelben Waffen,
Womit er ficht, durch ſeine eigne Schaar,
Iſt er zu tödten! Herr Gott, dank' dir, kund
Haſt du von oben gnädig mir gethan,
Wie wir den Läſtrer deines Wortes ſah'n!
Jetzt oder nimmermehr! folgt meinem Mund!
Wer leugnet die Gefahr? Mißlingt der Streich,
So — Gott verhüt' es! — fahre wohl das Reich!
(Alle ab.)

Dritte Scene.

Im Tempel.

(Zu beiden Seiten der Halle Tiſche der Krämer.)

1.

Krämer und Vorübergehende; darauf Chriſtus, Judas, Jünger, Kinder und Volk.

Krämer.

Welch' köſtliche Waare
Und Preiſe zum Spott!
Sie erzwingt am Altare
Euch Gnade von Gott!

Chriſtus und Jünger (treten auf).

Krämer.

O, traurige Zeit
Für den Handelsſtand!
Die Gottloſigkeit
Ach! nimmt überhand!

Kinder und Volk (ſtrömen herein).

Chriſtus (die Tiſche umſtoßend).

Hinaus, ihr feilen Seelen, hinaus!

(Zu einem Widerſetzlichen.)

Daß dich mein Grimm nicht faßt! Stockſt du Bube?

(Die Krämer hinaustreibend).

Steht nicht geſchrieben: „Allen Völkern ſei mein Haus
Ein Bethaus!" Ihr macht es zur Mördergrube!

Krämer (fliehend).

Ein Eif'rer Jehovah's: wehe mir Armen!
Halt' ein mit dem Grimm! Erbarmen! Erbarmen!

Chriſtus.

Den Büßern Erbarmen! Ihr Feilſcher hinaus!

Krämer (ſtürzen ab).

Chriſtus.

Werkheilige, ihr hofft auf den Meſſias?
„Was ſoll mir eurer Opfer Menge nützen?"
— So ſpricht mein Vater durch Jeſaias —
„Wann werdet ihr vom ſchnöden Dienſte matt,
Wie lange wollt ihr Farrenblut verſprützen,
Wer fordert ſolches von euch?
Was ſoll um Sabbath euer Angſtgekeuch,
Was eurer Lippen ſinnlos Betgeheul?
„Ich," ſpricht der Herr, „bin deſſen müd' und ſatt,
Büßt, reinigt euch! ſonſt ſeid ihr mir ein Gräu'l!"

Judas (heimlich).

Herr, welcher Dämon iſt in dir entglommen?
Iſt das dein Zweck? Du redeſt wie voll Weines!

Chriſtus.

Wenn ihr nicht werdet ſo wie dieſer eines,
(auf die Kinder zeigend)
So könnt' ihr nicht ins Reich der Sel'gen kommen;
Wie gläubig ſind ſie und wie unbefangen!
Im Auge Wahrheit, Freiheit in der Bruſt;
Und ohne ſtolze Kettlein, Reif' und Spangen,
Vereint ſie Gleichheit zu geſell'ger Luſt!

Kinder.

Himmelentfließender
Blumenbegießender
Regen,
Dein ſind die Veilchen!

Himmelentfließender
Blumenbegießender
Segen,
Wolle uns heil'gen!

Volk.

Still, junges Blut, werde alt
Und prüfen lern' Wortgehalt!

Christus (für sich).

Auf sie, auf sie nur kann mein Reich ich bauen,
Ihr Herz, ein Feld der Zukunft, liegt empfänglich!
Was soll mir dieses dürre Kieselland?
Ein Thorenwerk, Aussaat ihm zu vertrauen!
Befreiung von dem Joch für Kronentand —
Elender Schein, für Dirnen nur verfänglich!

Volk.

Je mehr ich an jenen Worten klaube,
Desto geringer wird auch mein Glaube!

Christus (für sich).

Nach fernstem Ziel der Zeiten griff ich Blinder!
Ich soll ein Kind sein ohne Reif und Spange!
Und dann? — Der Säugling greift nach Flamm' und Schlange;
Der Vater weist die Wege mir durch Kinder; —
Nach Flamm' und Schlange, weil er sie nicht kennt?
Gefahr und Noth ist Heldenelement!

Volk.

Das wäre David's Sohn
Und sprach den Vätern Hohn?

2

Vorige, Nikodemus, Ahasverus, Kaiphas und Phariſäer (treten auf).

Phariſäer (heimlich).

Die Zeit iſt bequem:
Das Volk im Schwanken,
Er ſelbſt in Gedanken;
So frag', Nikodem!

Nikodemus.

O, Meiſter, ſprich, was ſoll ich weiter thun,
Um in das Reich, das du uns lehr'ſt, zu kommen?
Ich habe ſtets gefliſſentlich geübt,
Was Moſis Satzung fordert von den Frommen;
Das dürfte g'nügen, doch ich wär' betrübt,
Wenn eins ich unterließ! Was weiter nun?

Chriſtus.

Biſt du nicht reich? Verkaufe all' das Deine,
Den Armen gib's und ſei fortan der Meine! —

(Nikodemus wendet ſich von ihm.)

Ja eher ging' durch's Nadelöhr ein Seil,
Als daß ein Reicher käm' zum wahren Heil!
Gemeingut des Beſitzes will mein Reich,
Die Wahrheit macht uns alle frei und gleich!

Volk.

Steig' auf uns, deinen Stufen,
Zum Thron, wozu du berufen!

Ahasverus.

Verdammt —

Kaiphas (einfallend).

Schweig' Ahasverus! Unſre Frage
Wär' Tollheit! Schweige, gieß nicht Oel in's Feuer!

Ahasverus.

Warum? Sieg oder Fall am heut'gen Tage,
Verbrecher, Held, Meſſias, Ungeheuer,
Scheinheil'ger Teufel! — wie auch ſei dein Namen! —
Wie lange willſt du ſchleichen durch das Land,
Das Volk verſchlingend? Sieh', des Herren Hand
Schwebt über dir mit Macht! Du liegſt im Hamen!

Volk (den Ahasverus bedrohend).

Verläumder!

Ahasverus.

Zeig', weſſ' Geiſtes Kind du biſt!
Wenn dir der Böſe nicht den Mund verſchloß,
Steh' Rede, ſag' uns, ob es rechtlich iſt,
Das wir dem Kaiſer geben den Scheß?

Chriſtus.

Was verſuchet ihr mich?

Volk.

Furchtlos, du Hoher, ſprich!
Wir ſteh'n, wir fallen für dich!

Phariſäer (zu Ahasverus).

Du lockteſt den Blitz, ich zittere,
Daß er uns nicht zerſplittere!

Judas.

Wozu noch bedächtig?

Jünger.
Dein Wort wird befrei'n!

Judas.
Die Stunde iſt trächtig!

Jünger.
Die That bricht herein!

Chriſtus.
Erſt zeiget mir das Geld, das ihr erlegt!
Weſſ' Bild und Ueberſchrift iſt d'rauf geprägt?

Phariſäer.
Des Kaiſers.

Chriſtus.
Nun, ſo gebt denn auch dem Kaiſer,
Was Kaiſers iſt und Gott, was Gottes iſt!

Phariſäer.
Nie ſprachſt du weiſer!

Volk.
So ſpricht der Chriſt?
(verläuft ſich allmälich.)

Jünger.
Dieſ's wär' das Ergebniß
Vom größten Erlebniß!

Ahasverus.
Begebt euch der Verwund'rung und verſtummt!
Kein Wunderthier, ein Heuchler ſteht entmummt!

Judas.
Zum letzten Mal baut' ich auf Wörterdunſt;
Die du entzünden wollt'ſt, wo iſt die Brunſt?

Chriſtus.

Sie brennt dir im Herzen, brennt in der Geſchichte
Von nun an bis zum jüngſten Gerichte.

(Chriſtus, Jünger, Kinder und Volk ab.)

3.

Kaiphas, Ahasverus und Phariſäer; entfernt und anfänglich unbemerkt von ihnen: Judas.

Phariſäer.

Jehovah Zebaoth,
Sieh' uns dir danken,
Daß wir in höchſter Noth
Schmählich nicht ſanken!

Ahasverus.

Was zaudern wir, ihn ſchleunigſt aufzugreifen?
Wenn er nun nach dem Grenzgebiet entwich?
Wer für's Geſetz noch eifert, folge mir!

Kaiphas.

Nicht von der Stelle, ich befehl' es dir,
Du zügelloſer Mann! — Erſt löſe ſich
Die Menge auf im ſtillverdroſſ'nen Schweifen,
Indeſſen wir mit Spähern ihn umgarnen
Und ſein gehäſſig Urtheil rings verbreiten!
Dann können ſicher wir zum Werke ſchreiten.

Judas (für ſich).

Daß ihr euch nicht verrechnet! Judas lebt!

Ahasverus.

Wir ſind belauſcht!

Phariſäer.

Der Jünger einer!

Ahasverus.

Ha,

Verweg'ner, was begehr'ſt du?

Judas.

Euern Plan

Zu fördern. O, ihr dürft mir feſt vertrau'n,
Ich ward nicht aufgehoben hinterm Zaun,
Judas aus Kariot ſteht vor euch da,
Zwar arm, doch edler Herkunft! Sprecht, was

gebt

Ihr einem Mann, der, jenen Wicht zu fah'n,
Die Hand euch bietet und die Schlich' entdeckt,
Wenn er ſich irgendwo vielleicht verſteckt?
Denn, kurz und gut, ich bin ihm ſpinnefeind!
Er ward verrückt, ich bring' ihn zum Gewahrſam;
Doch bin ich arm; d'rum bietet nicht zu ſparſam!

Phariſäer.

Ob er's auch ehrlich meint?

Nikodemus.

Unſeliger Prophet!

Ahasverus (zu Kaiphas).

Verrätherzungen würd' ich nimmer trauen!

Kaiphas.

Genügen dir wohl dreißig Silberlinge?

Judas.

Vollſtändig, wenn ich ſie im Beutel hätte!

Phariſäer.

Da ſeht ihr den Schlauen!

Nikodemus.

Noch iſt's nicht zu ſpät.

(heimlich ab.)

Kaiphas.

Voraus? — Da, nimm ſie hin mit ſammt dem Brette!
Nun aber wiſſe: war es eine Schlinge,
War's eine Grube, welche du uns gräbſt,
Und ſchaffeſt du ihn nicht in kurzer Friſt,
So ſchwör' ich dir, daß, eh' noch Oſtern iſt,
Du einen Schatz im Himmel dir erhebſt!

Phariſäer.

Nun Rächer Zebaoth,
Straf' den Vergänglichen,
Dir Unzulänglichen,
Bänd'ger des Behemoth!

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

(Ein erleuchteter Saal. Nacht.)

1.

Chriſtus und Nikodemus.

Nikodemus.

Wär' ich dein Feind, ſo ſpräch ich: „Herr verzieh!"
Für dreißig Silberlinge ward'ſt du ſchändlich
Verkauft! Verzug iſt heillos! Säumſt du? Wie,
Beweiſt dir nicht des Täufers Beiſpiel, endlich
Sei auch der Leib der gottgeſandten Seher?
Entflieh, vielleicht ſchon lauern um dich Späher!

Chriſtus.

Wer wirft ſein Schwert weg? Wahrheit iſt mein Schwert
Und zeigt ſich meiner, wie ich ſeiner, werth!

Nikodemus.

Verzweifeln muß ich, je dich zu erfaſſen,
Dich, unergründlicher, als Meer und Aether!

Bald ſcheinſt du mir das Leben mehr zu haſſen,
Bald mehr zu lieben als zur Zeit der Väter
Propheten thaten; ſage mir, warum,
Wenn dir nicht kluge Furcht den Mund verſchloß,
— Denn deine Antwort ſchien mir ſchief und krumm
Auf unſ're Frage nach des Kaiſers Schoß! —
Erwieſeſt du nicht kühn dem Recht die Ehre?

Chriſtus.

So werd' ich von den Beſſern ſelbſt verkannt,
Entſagung wird von ihnen Furcht genannt!
Das koſtet eine bitt're, bitt're Zähre!
O, Lieber, wär'ſt du tiefer eingedrungen
So wüßteſt du, daß ich mit jener Antwort
Gepflanzt des neuen Lebensbaumes Stamm
Und weltbekämpfend einen Sieg errungen,
Vor dem ſich beugen würde Abraham!
Ich bin die Wurzel, die ſich ſtill begräbt,
Umarmend ihren dunklen feuchten Standort,
Damit der Stamm zur Krone ſich erhebt;
Die Wurzel konnt' als Herrſcherſtab erglänzen,
Des Volkes Wunſch und Schutz lag offenbar,
Der Ahnen Stuhl, der mir mit Recht gebührt,
Der Ruhm der Makkabäer bot ſich dar,
Mit Roſe, Myrt' und Rebe mich zu kränzen:
Die Wurzel aber hat die Nacht gekürt!

Nikodemus.

Ich faß' es nicht und ahne doch die Größe
Der That! Ja, wahrlich, Herr, ich wage,
Trotz meiner glaubensdürft'gen Bettlerblöße,

Zu ahnen wag' ich's, daß du Chriſtus ſei'ſt!
Drum flieh', erhalt' dich unſ'rem armen Volke,
Bis ſich zerſtreut hat dieſe Wetterwolke
Und wieder du erſcheinend uns befrei'ſt!

Chriſtus.

Du hoff'ſt umſonſt auf die Befreiungstage!
Befreiung von dem Joch wie nutzlos, eitel!
— Ich rede nicht im Dienſt der Obrigkeit!
Sie ſei des Strickes, die ihr Amt entweiht! —
Befreiung: koſtet ſie auch nur ein Wort,
Ich ſprech' es nicht; das dünke dich nicht hart!
Ein Volk, das von der Sohle bis zum Scheitel
Im ſklav'ſchen Dienſt der Satzung iſt erſtarrt,
Was würd' es, von den Römern frei, beginnen?
Die alte Ulme läßt den Regen rinnen,
Indeß ſie immer mehr und mehr verknorrt;
Ob Rom, ob Zion herrſcht, thut nichts zur Wahrheit,
Sie beide ſtürzen, weil ſie Götzen dienen!
Mein Tod ihr Sturz, ihr Heil! denn auf Ruinen
Soll einſt erblüh'n mein Reich der Kraft und Klarheit.

Nikodemus.

Wie Herr, mag ſolches durch den Tod geſcheh'n?

Chriſtus.

Das Blut hat Kraft, Bauſteine zu verkitten;
Das Samenkorn vermodert früh im Lenze,
Damit's im Herbſt als reicher Halm erglänze;
O, glaube, um mein Loos nur zu verſteh'n,
Hab' ich ſchon jetzt zehnfaches Kreuz erlitten!

Was möcht' ich lieber als ein ſchaffend Leben,
Gar liebe Bande binden mich daran!
Ach, wären ſie doch nicht ſo traut und innig!
Nun aber iſt mir nur die Wahl gegeben,
Zu fliehen feig, — zu fallen heldenſinnig;
Und ſtänd ich da mich zu entſchließen an,
So wär's Verrath am Reich und an den Meinen,
An mir und Allen, die getroſt am reinen
Getreuen leidensmuth'gen Fürſten hangen,
Doch nicht an einem, der — davon gelaufen!

Nikodemus.

Ja, du biſt Chriſtus! Hier, hier laß' mich knieen,
Du Heil'ger! Herr, ich fühl ein heiß Verlangen,
So heiß wie Thränen, durch die Seele ziehen:
Verſchmäh es nicht, du Hoher, mich zu taufen!
O, weihe mich zum Bürger deines Reiches!
Was ich geſündigt, Herr, ich will es büßen,
In Gluthen folg' ich dir mit nackten Füßen,
Verſchmähe nicht dies Haupt, Herr Chriſt, ich neig' es!

Chriſtus (taufend).

Sei geweihet,
Sei geſeiet,
Kreuzverfall'nes, ſel'ges Haupt!
In der Wahrheit Martyrſcheine
Bleibſt du, Seele, ewig meine,
Selig wer an Heil'ges glaubt!

2.

Vorige. Maria Magdalena (unbemerkt eintretend).

Nikodemus (aufstehend).

Nun, Herr, gebiete mir! soll ich mich schürzen,
Für dich in tausend Speere hin zu stürzen?

Christus.

Du bist für einen andern Tag behalten!
Geh' hin und sorge mir ein ehrlich Grab!

(Nikodemus ab).

Maria Magdalena.

Was hör' ich denn, weh, mir vergeh'n die Sinne!

Christus.

Maria Magdalena Sulamith!
O meine Sulamith!

Maria Magdalena.

Mein Herr, mein Stab!

Christus.

Es darf die stille Liebe sich entfalten
Am Grab!

Maria Magdalena.

Am Grab! Nein, von des Himmels Zinne
Erblassend taumeln eher die Gestirne!

Christus.

Das Grab ist klein, es mißt nur wenig Schritt,
Umsonst versucht's den Weltgeist zu verschlingen!

Maria Magdalena.

Ade mein Hoffen!

Christus.

Sei getrost, o Seele,
Geliebte zweite! steig' auf meine Schwingen,

Ich will dich tragen auf der Berge Firne,
Was Gott und Liebe sei, dir zeigend!

Maria Magdalena.

Die Liebe ist ein ew'ger Sehnsuchtsschmerz,
Von Herz zu Herz sich wonnetödtlich neigend.

Christus.

Du göttlich Weib, dem ich mich nicht vermähle,
Weil du die Sonne sollst für alle sein
Die sind verlieb'n der Liebe sieben Weih'n!
Die Liebe reißt uns grab- und himmelwärts;
Die Liebe ohne Tod ist Gaukelschein,
Der Liebe Siegel ist der Tod allein,
Die Lieb' ist Gott, Wahrheit und Tod und Kraft!
Drum werd' ich von ihr in das Grab gerafft,
Nachdem sie mich gesalbt durch dich, du Reine!

Maria Magdalena.

Warum bin ich nicht hart, wie diese Steine?
Ich meine dennoch, Gott verzeihe mir!

Christus.

Die Perle ist der Augen schönste Zier,
Und köstlich auch und süß, wie Nardenduft!
Im ersten Kusse lasse sie mich trinken,
O, meine Sulamith!

Maria Magdalena.

Soll ich versinken?
— Nimm mich mit, ich bitte, in deine Gruft!

Christus.

Edler Frauen schönste Blüthe
Darf so früh nicht bleichen!

Maria Magdalena.

Muß doch auch der Stern der Güte
In die Nacht entweichen!

Chriſtus.

Künftige Frucht, ſoll duften die Blüthe
Stern ſoll dem Tage ſich neigen!

Maria Magdalena.

Fahre wohl, du Stern der Güte,
Blüthen dulden, ſchweigen!

Chriſtus.

Englein behüten
Sterne und Blüthen!

Maria Magdalena.

Liebe und Tod —
Sterne und Blüthen —
Neigen und bleichen!

Chriſtus.

Dem Morgenroth
Neigen und reichen
Sich Sterne und Blüthen,
So Englein behüten!

Maria Magdalena.

Dem Morgenroth!

— (ab.)

3.

Chriſtus (Judas und Jünger bringen auf einer Schüſſel das Oſterlamm und Anderes herein).

Jünger.

Feierlich
Ernſtgeſinnt

Bringet dar
's Osterlamm,
Wie sein Kind
Zum Altar
Beugend sich
Abraham!

Christus.

Mich hat es, wie die Heerde nach der Weide
Und wie wohl nach der Braut den Bräutigam
Gar herziglich verlangt, dies Osterlamm
Mit euch zu essen, ehe denn ich leide!
Dies Lamm, das ich hinfort nicht essen werde,
Es ist der letzte Zoll an's Reich der Erde;
Beim letzten Mahl empfangt denn mein Vermächtniß
Und feiert's immerdar mir zum Gedächtniß!

(Das Brod brechend und vertheilend, nachdem alle an der Tafel Platz genommen.)

Nehmet hin!
Wie dieses Brod euch zum Gewinn,
Brech' ich den Leib mein; nehmet hin!

Jünger.

Wie dieses Brod uns zum Gewinn
So gibt er auch den Leib dahin!

Christus.

Nehmet hin,
Das ist des Bundes Pokal,
Des neuen Bundes in meinem Blut;
Trinkt allzumal!
Das ist mein Blut für euch vergossen!
Trinkt Todesmuth

Zum Bund für ewig geſchloſſen,
Trinkt allzumal!

Jünger.

Wir trinken allzumal
Dein Blut für uns vergoſſen!
Laßt kreiſen den Bundespokal,
Der Bund ſei für ewig geſchloſſen!
Wir trinken allzumal!

Chriſtus.

O, nähmt ihr Alle, wie ich gab, es hin,
Mit treulich wahrem unverſtelltem Sinn!
Doch unter euch droht mir Verräthers Hand!
Zwar iſt es meiner hohen Sendung Schluß,
Daß ich getäuſcht, verrathen! ſiegen muß;
Doch weh' dem Menſchen, der ſich dazu fand!
(Judas ab.)

Jünger.

Wie, ein Verräther, pfui!
Das muß ein And'rer ſein,
Ich bin es nicht,
Ich war vor allen rein!
Richte ihn Herr! im Hui
Treff' ihn Gericht!

Chriſtus (ſchürzt ſich, um einem Jünger die Füße zu waſchen *)).

Der Jünger.

Wie, Herr, ſollteſt du
Waſchen die Füße mein,
Nein nimmermehr!

*) Ev. Joh. 13, V. 4, 5 und 9.

Chriſtus.

Was ich thu'
Erfährſt du nachher.

Der Jünger.

Das ſollteſt du, nein!
Das brächte kein Heil!

Chriſtus.

Wüſch' ich dich nicht,
Nimmer hätteſt du an mir Theil!

Der Jünger.

Herr, nicht die Füße allein,
Sondern auch Hände und Angeſicht!

Die Jünger.

Leideſt du's, heißt er
Herr nicht und Meiſter?

Chriſtus.

Ja, Herr und Meiſter, ihr ſagt recht daran;
Doch nichts iſt groß und klein in meinem Reich,
Die Wahrheit und die Liebe macht uns gleich;
So thut nun unter euch, wie ich gethan! —
Ein neu Gebot ſei euch gegeben: Liebe!
Die Liebe kennt nicht Arme und nicht Reiche,
Sie theilet Alles, macht aus Allen gleiche,
Ein Fluch ſind ohne ſie die höchſten Triebe
Nach Wahrheit, Freiheit und nach Heldengröße,
Der ſchwerſte Fluch der Leerheit und der Blöße!
Geht hin Boten der Wahrheit, der Befreierin,
Lehrt alle Heiden, Boten der Liebe!
— Seid des Kreuzes gewärtig! —
Aber wie Diebe,

Wäret ihr herzlos und zungenfertig,
Schlicht ihr im Dunkel und ſtürbet ihr hin!
Boten der Liebe, der wahren Befreierin,
Liebe iſt Glaube!
Ueber euch Liebende kömmt eine Taube,
Die euch unterweiſt
Daß ich im Vater bin!
Und ihr
In mir;
Und ich in euch:
Der heilige Geiſt!
Liebe iſt Glaube,
Mächt'ger als Reiß'ge mit Roß und Zeug!
Sprecht zu den Bergen: fallt!
Gebietet dem Meer ein Lied,
Gebietet der Sonne Halt:
So ihr glaubt, — es geſchieht.
Glaubt und ihr reißt,
Beſeelt vom Geiſt
Mit Gewalt
Und ſogleich
An euch das Himmelreich,
Getreue, theuere.
Boten, allmächtiger Liebe,
Was ſind meine Wunder gegen euere?
Verachtet die Spötter,
Des Glaubens Diebe,
Erhebt euern Sinn,
Glaubt: ihr ſeid Götter,
Kreuzesgewärtige allmachtfrohe Götter!

So nehmet noch einmal hin
Des Liebebundes Pokal,
Des Götterbundes in meinem Blut!
Trinkt allzumal,
Das ist mein Blut für euch vergossen!
Trinkt Todesmuth
Zum Bund für ewig geschlossen,
Trinkt allzumal!

Jünger.

Wir trinken allzumal
Dein Blut für uns vergossen;
Laßt kreisen den Bundespokal
Der Liebebund sei geschlossen!
Wir trinken allzumal!

(Alle ab.)

Zweite Scene.

(Garten am Oelberg. Nacht.)

1.

Judas; böse und gute Geister, in Nebelgewanden, für Judas unsichtbar.

Böse Geister.

Gruß dir Nacht, gewalt'ge Gebärerin!
Furchtbare Nacht, sei ihm Lehrerin!

Judas (tritt auf).

Hier ist es gut, gar traulich stumm und dunkel!
Hier, schnöder Seelenaufruhr, geh' zur Ruh!

Hinweg mit dir, du ekles Sterngefunkel,
Du ſtierſt mich an wie eine dumme Kuh!

Gute Geiſter.

Judas, entring' dich dem Schlangenknäuel!
Judas, du wirſt den Reinen ein Gräuel!

Judas.

Schier wie ein Bube ſchleich' ich ja herum!
Wird eine That durch ihren Namen häßlich?
Wie lächerlich, wie niederträchtig dumm,
So lach' doch Zwergfell! Findeſt du es gräßlich?

Gute Geiſter.

Judas, entring' dich dem Schlangenknäuel!
Judas, du wirſt dir ſelber ein Gräuel!

Böſe Geiſter.

Dich, den die Götter berechtigen,
Niemand darf dich verdächtigen!

Judas.

Das Größte geht ſtets unerhörte Wege;
Was will ich mehr als Zions Hochtriumph?
Den Panther hetz' ich nur aus dem Gehege,
Am Jäger hau' er ſeine Krallen ſtumpf!

Gute Geiſter.

Judas, entring' dich dem Schlangenknäuel!
Das ſprichſt Du nicht ſelber, wirf ab den Gräuel!

Böſe Geiſter.

Trotze den Weibiſches raunenden,
Zeig dich dem Weltall, dem ſtaunenden!

Judas.

Er muß verrathen ſiegen! ſiegen! muß!
Dieſs ſprach er ſelber, ſoll mir das nicht g'nügen?

Verrathen aber? das iſt Ehrenruß!
Und, wenn er nicht ſiegt? Sollt' ich mich betrügen?

Gute Geiſter.

Judas, dein Engel ſprach,
Bleibe getreu dem Tag!

Böſe Geiſter.

Hei des plötzlichen
Geſetzlich ergötzlichen!

Judas.

Hei, der du mir in den Nieren frißt,
Du Gottesgrimm, du Satanslift,
— Warum denn ſollt ihr nicht ſpaßen? —
Nur zu, nur zu, macht mich raſen!
Der Spaß zerſprengt mir das tolle Hirn,
Wo nicht, zerſchell' ich mir ſelber die Stirn! —
— Iſt das nicht der Hof von Gethſemane?
Was trieb mich hieher wie ein flüchtiges Reh?
(Geräuſch von Fußtritten außerhalb der Scene.)
Kein Zufall! — Ich hör' ihn! — Das iſt die Stätte! —
Gott oder Satan iſt eine Kette!

(ab.)

Gute Geiſter.

Wehe, wehe dem Tag!

(ab.)

Böſe Geiſter.

Die Nacht, kömmt ſie nach?

(ab.)

2.

Chriſtus und Jünger treten auf; ſpäter: Engel.

Chriſtus.

Wie hoch iſt's an der Zeit?

Jünger.

Herr, Mitternacht
Iſt wohl vorüber!

Chriſtus.

Wär' es doch ſchon Morgen!

Jünger.

Hier ſind wir vor Spähern geborgen!

Chriſtus.

Ihr habt doch ein'ge Schwerter mitgebracht?

Jünger.

Genug der Waffen
Nach deinem Wort!
Nicht mache der Mord
Sich mit dir zu ſchaffen!

Chriſtus.

So recht; denn nicht durch Meuchelmörderhände,
Durch Richterausſpruch ſei beſtimmt mein Ende!

Jünger.

Kommt ſeine Stunde
Gern ſcheidet der Held
Mit ehrlicher Wunde
Vor Augen der Welt,
Kommt ſeine Stunde!

Chriſtus.

Hier bleibet nun, bis daß ich gehe
Und bete und zum Vater flehe!
Umſonſt, daß ich es mir verhehle,
Gar ſehr betrübt iſt meine Seele!

(Geht nach dem Vordergrunde und kniet betend nieder.)

Jünger.

O, des Kampfs, des ſchweren, leidensbittern,
Wo geprüfte Helden ſelbſt erzittern!

Chriſtus.

Wär' ſie vorüber, dieſe Stunde!
Mein Herz, o Vater, gnäd'ger Walter,
Es krümmt ſich vor der Kreuzeswunde,
Wie vor der Nadel ſich ein Falter!

Jünger.

O, des Kampfs, des schweren, leidensbittern,
Wo geprüfte Helden selbst erzittern!

Christus.

Weiser Vater, blitzender
Regnender Vater mein,
Vor dir liegt ein Blutigschwitzender!
Wolle des Kindes Berather sein!

Jünger.

Nacht, Nacht! herzlos kalte Nacht der Trauer!
Sieh', dort liegt er aufgelöst in Schauer!

Christus.

Soll ich erliegen in Trübsal und Wehe?
Kannst du mir diesen Kelch nicht erlassen?
Doch nicht, wie ich will, wie du willst, ge-
schehe!
Nur, Vater, lehre den Tod mich erfassen!

(Das erste Morgenroth zeigt sich am Himmel.)

Engel (erscheinen).

Wo ist der Tod,
Dem Weise erbleichen?
Dem Morgenroth
Neigen und reichen
Sich Sterne und Blüthen,
So Englein behüten!

Christus.

O gnädiges Zeichen,
O schönes Erinnern,
Es modern nur Leichen
Im todten Innern.
Ein liebendes Neigen

Verwandter Geſtalten,
Ein jubelndes Steigen
Und Wandeln und Walten,
Ein Formenreigen
Strebſeliger Geiſter
Um ihren Meiſter:
Das wäre der Tod?
Heran, heran,
Was immer auch droht,
Es trifft ſeinen Mann!

Jünger.

Sieh' die Englein ihm dienen
Wie der Königin die Bienen!

Chriſtus.

Im jauchzenden Reigen der Strebeluſt,
Ha, reiße mich Gottheit an deine Bruſt!

(Engel verſchwindm.)

3.

Chriſtus und Jünger. Judas, Phariſäer und Knechte (mit Fackeln und Waffen) treten auf.

Judas.

(im Hintergrunde zu ſeiner Schaar).

Damit ihr, wen ihr greifen ſollet, wißt,
Werd' ich den küſſen, welcher Jeſus iſt.

(vorneilend.)

Sei, Meiſter, mir gegrüßt mit Friedensgruß!

Chriſtus.

Verräthſt du, Judas, mich mit einem Kuß?

(Phariſäer und Knechte umringen ihn.)

Jünger.

Herr, Herr, ſollen wir
Mit dem Schwert d'rein ſchlagen?

Haut und Leib wollen wir
Stracks für dich wagen!

Chriſtus.

urück, ſteckt eure Schwerter ein!
oll ich des Vaters Kelch nicht trinken?
gionen ſchützten mich auf mein Gebet!
en ſuchet ihr?

Phariſäer.

Jeſum von Nazareth!

(Die Sonne geht auf.)

Chriſtus.

ch bin's!

Phariſäer.

Welch' Flammenſchein!

Knechte.

Zum Verſinken!

(Sie ſtürzen zu Boden.)

Chriſtus.

en ſuchet ihr?

Phariſäer (aufſtehend).

Jeſum von Nazareth.

Chriſtus.

h hab' es euch geſagt, daß ich es ſei;
nehmt mich hin und laſſet dieſe frei!

Knechte (nehmen und binden Chriſtum).

Jünger (fliehend).

inige: Vergeblich Knien!
ndere: Die Gerechten
Verfallen den Knechten!
ndere: Kein Heil, außer fliehen!

(Alle ab.)

Dritte Scene.

(Vor dem Richthauſe, auf dem Hochpflaſter; im Hintergrunde eine Rednerbühne.)

1.

Kaiphas, Judas, Ahasverus, einige Phariſäer und kleinere Volkshaufen treten vereinzelt auf.

Kaiphas (zu Judas).

Du haſt den Lohn und haſt auch Wort gehalten;
Nun geh', bis ich dich einmal wieder brauche!

(zu Ahasverus.)

Wir müſſen raſch mit ihm zum Ziele ſchreiten!
Des Volkes Sinn gleicht wandelbarem Rauche,
Den oft die ſchwächſten Lüftchen umgeſtalten;
Ich will Pilatum darauf vorbereiten!

(nach dem Richthauſe ab.)

Judas.

Sehr weit gefehlt! So wurde nicht gewettet!
Ihr wähnt, daß ich um eure Gnade buhle?
Ihr kennt den Judas ſchlecht! Beim Höllenpfuhle,
Er ſtraft ſich ſelbſt, wenn er ſein Volk nicht rettet!

Ahasverus.

Such' deinesgleichen dir zum Zwiegeſpräch!

Judas.

Blähſücht'ger Froſch, wer tritt dir in den Weg?

(auf die Rednerbühne ſpringend.)

Auf, Männer ihr von Israel, ſteht auf!
Die Freihei:shoffnung, euer größter Seher,
Der Meſſias iſt gefangen! Zu Heldenlauf
Erhebt euch, Söhne der Makkabäer!

Volk.

Wer iſt gefangen?

Phariſäer.

Der Lügenprophet,
Der an Rom uns verräth!

Volk.

So möge er hangen
Ganz ungeſtört,
Wohin er gehört!

Ahasverus.

Herunter, Schuft! verſtumme auf der Stelle,
Sonſt ſpringſt du ihm voran als Spießgeſelle!

Judas.

Wohlwollend rath' ich dir, berühr' mich nicht!

Volk.

Wer iſt dieſer Kühne?

Phariſäer.

Er faſelt, der Wicht!
Herab von der Bühne!

Volk.

Höret doch, was er ſpricht!
Sprichſt du zur Sühne?
Wo weilt der Prophet?

Phariſäer.

Herab von der Bühne!

Judas.

Merk' auf, Iſrael!
Zerſchlägſt du Gerechte,
Wie thönern-Gemächte,
Den Mann ſonder Fehl?

Ahasverus.

Ihr, Männer, dieſer lügneriſche Schuft
Iſt ein Verräther, eine Peſt der Luft!
Von ihm, dem Spießgeſellen, wurde jener
Abtrünn'ge Römerfreund, der Nazarener,

Uns überliefert! Rede, Schurke, wagst du,
Dies abzuläugnen?

Judas.

Wahrheit, Schurke, sagst du!
Und ich bin stolz darauf! Versteht ihr eine That,
Vollbracht, damit ihr euch erheben sollet,
Wenn ihr nicht ewig Sklaven bleiben wollet?

Pharisäer.

Verrath ist Verrath!

Volk.

Verrath ist Verrath!
Herab von der Bühne!

Pharisäer.

Ein Römling, wie jener
Feile Nazarener!

Volk.

Gesteinigt zur Sühne
Mag er verrecken!

Judas.

Zwergseelen, Trotz euch! Trotz dir, Fluchgeschick!
(wirft den Pharisäern Geld ins Gesicht.)
Schnappt zu: Freßt euer Blutgeld! Weg von mir!

Volk.

Hinab mit dem Recken!

Judas.

Platz, sag' ich, Platz! Mein Henker ist nicht hier!
Elender Spaß! — Mein Henker ist der Strick!
(ab.)

2.

Vorige, ohne Judas; Christus, umgeben von Knechten, Phariſäern und Volkshaufen, wird hergeführt; in der Ferne folgen ihm: Maria, Maria Magdalena und Jünger; bald darauf erſcheinen Pilatus, Kaiphas, ein Herold und die beiden Hauptleute, begleitet von Kriegsknechten.

Zweiter Volkshaufen.

Seht, da bringen wir ihn
Gefangen und gebunden,
Der Kranken und Geſunden
Als Quackſalber erſchien!

Erſter Volkshaufen.

Iſt er gefangen,
Mag er denn bangen
Ganz ungeſtört,
Wohin er gehört!

Jünger.

Müſſen Edle dulden
Ohne ihr Verſchulden?

Maria.

Herr, mein Kind! mein Kind!
Gnäd'ger Gott erhöre!
Ward es darum meine,
Daß ich's bald verlöre?

Maria Magdalena.

Tröſte dich, du Reine,
Seiner werth geſinnt!

Maria.

Säumſt du, Herr, ich weine
Mir die Augen blind!

Jünger.

Müſſen Edle dulden
Ohne ihr Verſchulden?

(Pilatus, Kaiphas, ein Herold und die beiden Hauptleute mit Kriegsknechten treten aus dem Richthause hervor.)

Herold.

Euch, Männer Israels, gebietet Stille
Durch mich des hohen Prokurators Wille!

Kaiphas.

Sieh, dieser iſt es, welcher ſich erfrecht,
Der Juden König prahlend ſich zu nennen,
Obwohl wir Niemand wen'ger anerkennen!
Dadurch verfiel er euerm Römerrecht.

Pilatus (die Rednerbühne beſteigend).

Was ſagen dazu euere Geſetze?

Kaiphas.

Auch da verſtrickt' er ſich in Todesnetze!
Er hat ſich ſelber Gottes Sohn genannt
Und ſolche Läſt'rung heiſcht die ſtrengſte Rüge.

Pilatus.

Geſteht er das?

Kaiphas.

Es hilft ihm keine Lüge,
Vor vielen Zeugen hat er's laut bekannt;
Sprich, biſt du Gottes Sohn?

Chriſtus.

Ich bin's.

Kaiphas.

Genug
Für uns! Nun richte du nach Recht und Fug!

Pilatus.

Antworte mir denn wohlbedächt'gen Sinns,
Biſt du der Juden König?

Chriſtus.

Ja, ich bin's!
Ein König bin ich, der dazu geboren,
Daß er ein Reich der Wahrheit gründen ſoll;

Und Alle ſind zu Bürgern auserkoren,
In deren Herz der Ruf der Wahrheit ſcholl!

Pilatus.

Hm, was iſt Wahrheit! (für ſich) Alſo Schwärmer blos!

(zum Volk)

Ich finde nicht, daß er verwirkt das Leben;
Unſchädlich, ſchuldlos ſcheint er, wie ein Lamm!
Zu Oſtern pfleg' ich Einen loszugeben:
Nun, wollt ihr, geb' ich dieſen hier euch los?

Volk.

Nicht dieſen, ſondern Barabbam!

Pilatus.

Ihr ſcheint den Menſchen wunderlich zu haſſen!

Phariſäer.

Würdeſt du dieſen entlaſſen,
Wärſt du des Kaiſers Feind!

Volk.

Kreuzige ihn!
Kreuzige ihn!

Pilatus (zu den Phariſäern).

Ihr irret euch, ſo war das nicht gemeint;
Nur, da er mir ſo ziemlich ſchuldlos ſchien,
So mocht' ich ſelbſt mit Schuld mich nicht befaſſen,
Mit größ'rer! Zwiſchen Kreuz und zwiſchen Gnade
Gibt's Stäupung, Geiß'lung und noch and're Grade;
Warum ſo ſtreng? Warum denn nicht gelinder?

Volk.

Kreuzige ihn!
Kreuzige ihn!
Ueber uns und unſ're Kinder
Komme ſein Blut!

Kaiphas.

Du ſiehſt nun doch einmal, daß ſie ihn haſſen,
Verhalt ihn nicht zu lang' des Volkes Wuth!

Pilatus.

Wie, ſoll ich euern König kreuz'gen laſſen?

Kaiphas.

Wir haben keinen König, denn den Kaiſer.

Volk.

Kreuzige ihn,
Kreuzige ihn!
Ueber uns und unſ're Kinder
Komme ſein Blut!

Phariſäer.

Verhalt' ihn nicht länger des Volkes Wuth!

Pilatus.

Wohlan, beharret ihr auf eurem Sinn
Und ſeid ihr unpartheiiſcher und weiſer,
Als ich, der Richter: — ſeht, ich waſch' die Hände,
Daß Zeus von mir auf euch die Blutſchuld wende! —
So kreuzigt ihn, ſo nehmet ihn denn hin!

Volk.

Nach der Schädelſtätte,
Dem Mörderbette!

Kriegsknechte.

Sei ſchönſtens gegrüßt, du König der Juden!
Wir wollen mit deiner Erhöhung uns ſpuden!

Ahasverus.

Er trage ſelbſt ſein Kreuz, der Jammerheld!

Erſter Hauptmann.

Es iſt zu ſchwer!

Ahasverus.

Und wenn er zehnmal fällt!

Chriſtus (unter der Laſt des Kreuzes ſinkend).

Unſeliger, du wirſt auf Erden irren,
Bis ſich gelöſet haben alle Wirren!

Volk.

Nach der Schädelſtätte,
Dem Mörderbette!

(Der Zug ſetzt ſich in Bewegung; voran der erſte Hauptmann mit den Kriegsknechten; in ihrer Mitte Chriſtus; hinter ihnen Volk, Phariſäer, Jünger, Maria und Maria Magdalena.)

Jünger.

Müſſen Edle dulden
Ohne ihr Verſchulden?

Maria Magdalena.

In der Liebe Martyrſcheine
Bleibt er ewig mein und deine!

Maria.

In der Liebe Martyrſcheine
Bleibt er ewig, ewig meine!

Jünger.

Müſſen Edle dulden
Ohne ihr Verſchulden,
Hebt ſie heil'ger Liebe Flügel
Auf des Glaubens heit're Hügel!

(Der Zug ab.)

3.

Pilatus, Kaiphas, Ahasverus und der zweite Hauptmann. Nikodemus tritt auf; ſpäter: auferſtandene Todte; gute und böſe Geiſter; und Engel.

(Es wird Nacht; ferner Donner.)

Pilatus.

Es dunkelt! Kehrt die Sonne ihren Lauf?

Kaiphas.

Mich dünket, ein Gewitter zieht herauf!

Nikodemus (zu Pilatus).

Herr, eine Bitte hab' ich und ich müßte irren
Gar ſehr in dir, wenn du ſie ſchlügeſt ab!
Wenn Jeſus wird am Kreuze ſein verſchieden,
Erlaubeſt du ihm wohl ein ehrlich Grab?

Ein Freund von mir gibt seines dazu her;
Ich selber kaufte Aloe und Myrrhen,
Um ihn zu salben, wohl bei hundert Pfunden;
Wer läßt den todten Feind nicht gern in Frieden?
Ihr schlugt dem Lebenden genug der Wunden,
Versage mir nicht gütige Gewähr!

Kaiphas.

Was, soll'n Verbrecher solche Ehre haben?
Sein Leichnam ist ein Eigenthum der Raben!

Pilatus (zu Kaiphas).

Bin ich hier Herr, bist du's! Ich fürchte sehr,
Ich gab zu einer schlimmen That mich her!
(zu Nikodemus.)
Es sei gewährt.

(Nikodemus ab.)

(zu Kaiphas.)

Von wannen dieses Dunkel?
Dies Donnern, dieser Blitze Zorngefunkel?
Ein Zeichen scheint's! — Geschehen ist geschehen! —
Ich werd' euch künftig etwas kürzer halten!

Kaiphas.

Versuch' es nur! Wir werden dann bald sehen,
Wie lange kurzgestrenge Herren schalten!

(ab.)

(Völlige Nacht.
Blitz, Donner, Orkan und Erdbeben).

Auferstandene Todte
(in Leichentüchern, wanken und schlottern vorüber).

Pilatus.

Ich bin ein Richter wider Recht und Pflicht!

(stürzt ab.)

Ahasverus.

Erfüllt sich mein Gesicht, mein Traumgesicht!

Zweiter Hauptmann.

Ja wahrlich, jener Mann war Gottes Sohn!

(ab.)

Auferſtandene Todte.

Das Kreuz, das Kreuz,
Der Sprenger der Gruft,
Welch' Labſal beut's
In rübriger Luft,
Das Kreuz, das Kreuz!

Ahasverus.

Das Grab ſpie ſeinen Raub aus? Hu, ſie droh'n!
Dein Wort wird wahr: ich muß auf Erden irren,
Bis ſich gelöſet haben alle Wirren!

(Von einem Wetterſchlag zu Boden geworfen, kriecht er röchelnd hinweg.)

Gute Geiſter.

Hölle, wo iſt dein Sieg?
Wo iſt dein Stachel, Tod?

Böſe Geiſter.

Jubelnd auf Bergen von Leichen,
Röchelnd euch ewigen Krieg!

Engel.

Dem Morgenroth
Neigen und reichen
Sich Sterne und Blüthen,
So Englein behüten
Dem Morgenroth!

Nachwort.

Aus dem Erlös dieses kleinen Buchs soll, nach Abzug der Druck- und Bekanntmachungskosten, ein erster, wenn auch nur geringer Fond zur Errichtung einer Erziehanstalt für dramatische Künstler gebildet werden. Der Mangel einer solchen Anstalt fällt in die Augen; er wird von Vielen höchst dringend gefühlt; dennoch hofften wir bisher vergebens darauf. — Was die Regierungen unterlassen, übernehme denn das Volk! Der passendste und würdigste Ort wäre wohl Goethe's Haus in Weimar; es ließe sich leicht dazu ankaufen und einrichten; und wo gäbe es dann ein schön'res angemessneres Denkmahl für den großen Dichter als dieses? Zur Leitung der Angelegenheit würde, im Fall des Erfolgs, ein von der öffentlichen Meinung zu bestimmender Verstand zusammentreten; bis dahin wird der Buchhändler Voigt in Weimar diesem Zwecke zugedachte besondere Beiträge annehmen und die Kasse führen.

Ich bin kühn genug, zu glauben, daß der Stoff und die Form dieses Werks der angedeuteten Bestimmung einigermaßen entspreche; rücksichtlich des Stoffs bezweifelt es wohl Niemand; rücksichtlich der Form ist der Zweifel gerecht, aber billig die Prüfung. Ich versuchte in dieser Form die absolute Kunstform unter dem Gesetz der trichotomischen Entwickelung darzustellen; freilich ein neuer unerhörter Versuch! —

Weimar,
am Vorabend des Gutenbergsfestes 1840.

Friedrich Nadewell.

Quadriga

von

Dr. Ludolph Wienbarg.

Altona, bei Karl Aue.
1840.

Vorwort.

Man pflegt Broschüren verschiedener Verfasser über einen Gegenstand zusammenzuheften, und so mag man in diesem Bande eine Zusammenheftung verschiedener Broschüren von einem Verfasser erblicken; gebundene Flugschriften, vier an der Zahl. Es wäre auch möglich, daß die eine oder die andre Abhandlung ursprünglich bestimmt wäre, einzeln zu erscheinen, und daß Umstände dies verhindert hätten. Ohne Zweifel zu ihrem Besten. Denn genau genommen haben selbst die beiden politischen Abhandlungen, die man hier findet, keineswegs den eigentlichen Flugschriftencharakter. Veranlaßt sind sie wohl durch äußere Zeitereignisse, aber es fehlt ihnen jede bestimmte

Absicht, in den Gang der Dinge einzugreifen, unmittelbare Wirkungen zu veranlassen, Ansichten und Entschlüsse der Zeitgenossen zu bestimmen; was doch wesentlich zum Charakter jener Schriften gehört, die man auf bestimmte Anlässe, für bestimmte Zwecke ins Publikum fliegen läßt. Zum Publicisten und Tribunen bin ich nicht geschaffen. Könnte ich die Welt durch ein Wort nach meinem Geschmack ändern, ich würde mich bedenken. Bei Allem was ich schreibe überschwebt mich nur der Gedanke, dies ist kräftig, schön, im lebendigen Sinn künstlerisch und dichterisch; dies häßlich, ideenlos, feige, nichtig oder gleichgültig. Ungleich ferner steht mir die Frage, was die Parthei dazu denkt, ob es sich in die Verhältnisse fügt, ob es unmittelbare Erfolge verspricht. Ich wünsche wohl, daß die Idee Macht hätte, und male mir Zustände aus, die sich von den unsrigen etwas entfernen; aber mit der größten Absichtlosigkeit, denn alles Predigen und Ueberreden ist

mir zuwider. In einer starken und handelnden Zeit würde es mein Ehrgeiz sein, ihr würdige Schöpfungen hervorzubringen. Dichter, Künstler zu sein, dazu habe ich Anlage, weniger zum Philosophen und Gelehrten, noch weniger zum Staatsmann oder zum Demagogen. Im Politischen würde ich mir keinen Namen erwerben. Unter Bürgern Bürger, würde ich mich überglücklich schätzen, mein Talent in Freiheit auszuüben, und auf den der Kunst geweiheten Altären die Flamme des Schönen zu unterhalten. Dies klingt wie Prahlerei. Ich habe nichts geschaffen, was einem Kunstwerke ähnlich sieht. Ich kann antworten, ihr habt nichts gethan, was eines Dichters und Künstlers würdig. Ja, eure Zustände sind nicht einmal derartig, daß sich eine dichterische Sehnsucht nach dem Schönen und Großen kund geben kann, ohne für ein Verbrechen zu gelten. Ich spreche aus bitterster Erfahrung. Und seitdem datirt sich meine tiefere Theilnahme an der

Politik. Ich habe eingesehen, daß es manche nächste und nothdürftigste Dinge giebt, die ein geselliger Verein sich erst verschaffen muß, ehe er an die Pflege des Schönen denken kann. Seitdem schätze ich den Liberalismus, trotz seiner Prosa, seiner Einseitigkeit und Beschränktheit; denn ich sehe, daß er eben das unerläßlich Nächste und Nothwendige will, wenn er anders nicht ganz und gar bei der edlen Steuerbewilligung stehen bleibt und sich von den Rechten der Persönlichkeit und der Gedankenfreiheit keine, oder allzuflaue, oder zu partheiisch beschränkte Begriffe bildet. Ich halte ihn für den natürlichen und einzig möglichen Uebergang des deutschen Philistrismus zum deutschen Bürgerthum. Seine Ausdauer in lahmer Zeit bei vermehrten Widerständen ist so lobenswerth, als seine Klugheit mit kleinen Vortheilen vorlieb zu nehmen. Es ist rührend zu sehen, wie jedes günstige Ereigniß, auch der Ferne, ein Lächeln des Muths und der

Hoffnung in seiner Miene aufblättert. Erfreulich auf der anderen Seite, wie auch ungünstige Ereignisse oft nur dazu beitragen, seinen Muth zu beleben und seinen Wirkungskreis auszubreiten. Wem fallen hier nicht die hannoverschen Angelegenheiten ein, und die erfolgreichen Bemühungen, wodurch einer gestürzten Verfassung mehr Anhänger erweckt wurden, als sie jemals zählte? Wenn ich in meiner Beleuchtung jenes Ereignisses mit einem gewissen Spott über die ewigen nutzlosen Protestationen mich auslasse und wenig Respekt vor einem hohlen Rechtsbegriffe an den Tag lege, unter welchem Lichte mir das Recht der Hannoverschen Verfassung in der That erscheint, so geschieht dies nicht aus Verkennung des anderweitigen moralisch politischen Erfolgs solcher Rechtsprotestationen, sondern mit Rücksicht auf die Sache selbst, die ich nicht als Advokat oder Praktikant des Liberalismus, sondern als Dilettant der Geschichte behandelt habe. Ich gehe

allerdings von liberalen Grundsätzen aus, wenn man etwa folgende dazu rechnet: der Staat ist für Alle. Womit will man anders die große Masse, die nicht zu den Bevorrechtigten des Talents und der Geburt gehört, entschädigen, und über den kümmerlichen Kreis des Erwerbes hinausheben, als durch die ideellen Beziehungen zu einem gemeinsamen Ganzen, durch den Stolz, Bürger zu sein. Welche andere hohe Schule gibt es, um Männer zu bilden, Männer aus Krämern, Bauern, Gelehrten u. s. w., als die politische? Die Natur vertheilt ihre Gaben sehr verschieden, das Schicksal spaltet die Verschiedenheiten noch weiter, und in der freiesten Gesellschaft wird es deren die allergrößte Fülle geben. Aber in Einem können und sollen sich die Menschen gleich sein: in der Berechtigung zur Freiheit; in Einem kann und soll von dem Priester, dem Künstler, dem Gelehrten, dem großen Grundbesitzer, dem Millionair, dem Erben von zwanzig Ahnen nicht

unterschieden sein der Bruder, der dies Alles nicht ist: in seinem bürgerlichen Rechte. Auch mag es sich erweisen, daß ein tüchtiger Handwerker und Ackermann rechts- und gesetzeifriger ist, und einen verständig praktischeren Antheil an dem Oeffentlichen nimmt, als der Gelehrte, der modern Gebildete; wie man im Mittelalter, in Nordamerika, in den noch einigermaßen freien Gemeinden Norddeutschlands, vor allem auch in Norwegen sehen kann. Wer dies läugnet, ist ein Doktrinair, und die Doktrinaire sind die ärgsten Feinde des Gemeinwesens u. s. w. Ich finde aber, daß man mit solchen Ansichten dem gestürzten Hannoverschen Grundgesetze wenig Geschmack abgewinnen kann. Sind jene Grundsätze in Norddeutschland seit 1789, 1813 und 1830 populairer, als man glauben möchte, so begreift es sich, daß das doktrinaire Machwerk der Hannoverschen Verfassung niemals populair werden, und daher so leicht vernichtet werden konnte.

Dies ist der Gedanke meines Hannoverschen Aufsatzes. Als einzelne Broschüre würde er wohl, zu seiner Zeit, mir das strenge Mißfallen der Liberalen zugezogen haben. Man hätte sogar argwöhnen können, ich wolle der grundgesetzlichen, und im allgemeinen Sinn, politischen Bewegung im Lande Hannover entgegenwirken, Verwirrung der Begriffe anrichten und eine verderbliche Gleichgültigkeit gegen alles Erreichbare, ‚das heißt, nothwendig unvollkommene Verfassungswesen und gegen die Abstufungen dieser Unvollkommenheiten in die Gemüther pflanzen. Mit welchem Schein und Recht, lasse ich unentschieden; denn ich bekenne wiederholt, daß ich auf die liberale Praxis mich nicht verstehe, daß ich weder bei dieser noch einer andern Schrift eine bestimmte Absicht vor Augen gehabt habe, und daher niemals in den Fall gekommen bin, Berechnungen des Eindrucks anzustellen. Gegenwärtig aber und in der Verbindung, worin der Aufsatz er-

erſcheint, hoffe ich, daß man meinem Streifzuge in das Gebiet der Politik mindeſtens die Entſchuldigung der poetiſchen Licenz zugute kommen laſſen wird, wonach ich mir erlaubt habe, die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu ſagen, ohne Rückſicht, ob es ſchade oder nütze, ob es erkannt oder verkannt werde. Nihil rerum mortalium iam instabile ac fluxum est quam potentia non sua vi nixa. Keine neuere Conſtitutionsmacht wird beſtehen, ſie ſei denn auf ihre Stärke, die Idee des freien Bürgerthums gegründet. Was ich damit ſagen will, habe ich in der Schrift „Geiſt der Norwegſchen Verfaſſung" zu erkennen gegeben, ein helles Licht zu den Hannoverſchen Düſterniſſen. Nein, ich liebe euer Staatsgrundgeſetz nicht; aber ich liebe das Bürgerthum, und wäre dieſe Liebe allgemeiner, ſo würde ſie ſchöpferiſch werden und ein neues Leben beginnen, ein friſches, freies und fröhliches Leben, wozu Gott und die Natur den Deutſchen berufen haben.

Wer denkt an eine öde, von geistigen Interessen entblößte Demokratie, wie sie in Nordamerika herrscht, und noch mehr herrschen würde, hätten sich nicht tiefere deutsche Elemente mit ihr verschmolzen. Durch die Politik erzielt man Männer, stolze und männliche Gesinnungen; durch Religion, Wissenschaft, Kunst, Poesie, Menschen, Sinn- und Ebenbilder des Höchsten. Und die Pfleger des Göttlichen sollen dafür sorgen, daß keine einzelne Richtung in sich erstarre, daß nicht dem Menschen der Bürger, der Jugend das Alterthum, der Natur die Kunst feindlich entgegentrete und daß die Welt im ewigen Flusse der Selbstverjüngung verharre. An solchen Pflegern wird es nicht fehlen. Seid aber, deutsche Götter, vor allem erst Männer!

Am Johannistage 1840.

Inhalt.

Das Studium der Alten 1

Geist der Norwegischen Verfassung 125

Hannover und die deutschen Doctrinaire 247

Die Kunst und ihre Auffassung 317

Das Studium der Alten.

In welcher Absicht führt ihr die deutsche Jugend bei den olympischen Spielen ein? Warum macht ihr sie aufmerksam auf den stolzen Wurf einer römischen Toga? Sollen unsere Jünglinge sich im Dufte der Oelkränze berauschen und sich dem schönen Wahnsinne des Nackten hingeben? Sollen sie Römer werden und auf dampfenden Welttrümmern ein neues Capitol errichten? Oder warum müssen sie ihre besten Jahre mit Erlernung jener todten Sprachen und jener Wissenschaften verbrauchen, welche auf abgestorbene Verhältnisse und Zustände sich beziehen? die Kelche ihrer Jugend einer Sonne zuwenden, welche schon vor zweitausend Jahren unter den Horizont der Weltgeschichte versank? Durch welches Ziel und durch welche Erfolge rechtfertigt ihr die Summe von Zeit und Kräften, welche die sogenannten classischen Studien auf unsern höheren Bildungsanstalten verschlingen?

Laſſet mich offen geſtehen, ich bin mißtrauiſch gegen die fachgelehrte Sprache, welche den Untergang der Welt mit dem Untergange der claſſiſchen Studien in Verbindung bringen möchte. Wo ſind denn die Reſultate dieſer Studien? Ihr nennt ſie Studien der Humanität, was hat die Humanität durch ſie gewonnen? Verbinden wir gleich einen Begriff mit dem vieldeutigen Worte, welcher dem Herderſchen entſpricht, ſagen wir, Studien der Humanität ſind ſolche, welche die geiſtigen und ſittlichen Kräfte der Menſchheit zeitgemäß fördern ſollen: wie heißen denn die nachweislich auf ſolche Weiſe geförderten Männer der Gegenwart und der Vergangenheit, die Dichter, Philoſophen, Redner, Feldherrn, überall die productiven Talente, welche ihre Erfolge dem Studium des Alterthums zuſchreiben müßten? Ich ſage umgekehrt, es ſcheint Thatſache zu ſeyn, daß die meiſten Notabilitäten der neueren Geſchichte, die eine großartige Stellung und lebendigen Einfluß auf ihre Zeitgenoſſen errangen, entweder gar keine oder ziemlich mittelmäßige Philologen geweſen ſind. Der Grund, warum Luther ſeine deutſchen Bibelüberſetzung nach der Vulgata redigirte,

lag wohl ſchwerlich in der Idee der kirchlichen Sanction: das griechiſche Teſtament war ihm weniger geläufig und nun gar die Leſung weltlicher Autoren wird er dem Erasmus und ſeinem Freunde Melanchthon überlaſſen haben. Daß Shakeſpeare, der Sohn des Leinewebers, kein Griechiſch und Latein lernte, iſt bekannt. Spinoza hatte vom Alterthume nichts als die Sympathie des Geiſtes und ein barbariſches Latein, welches letztere er mit Voltaire theilte. Der Genfer Horelogiſt empfing ſo wenig wie der Philoſoph von Sansſouci eine claſſiſche Bildung, und, wenn Kant ſich einmal auf Plato und Ariſtoteles berief, Napoleon über Cäſar und Plutarch raiſonnirte, ſo handelte es ſich um kein Object, welches durch eine genauere philologiſche Kenntniß der alten Welt und ihrer Ideen bedingt wurde, ſondern um eine materielle Thatſache, ein Dogma, ein Ereigniß, was ſich aus der erſten beſten Ueberſetzung oder aus Handbüchern ſchöpfen ließ. Schiller lernte, wie Alfieri, erſt in ſpäteren Jahren griechiſch, aber die Stollberge und Schlegel, die als Dichter tief unter ihm ſtanden, übertrafen ihn hierin bei weitem. Anders verhält es

ſich allerdings mit ſolchen Berühmtheiten, wie Winkelmann und Johannes von Müller, Männer, die nicht allein als Gelehrte die alte Weltlagel auf den Schultern trugen, ſondern auch als Schriftſteller ihre nähere Bekanntſchaft mit Geiſt und Form des Alterthums verriethen, und von denen der erſtere wenigſtens einen außerordentlichen und in ſeinen Folgen noch immer ſichtbaren Einfluß auf die Richtung der Geiſter gewonnen hat. Allein, dieſer Einfluß, behaupte ich, war einerſeits mehr das Reſultat einer entſprechenden Geiſterbewegung, welche von dem Studium des Alterthums gänzlich unabhängig war, andererſeits aber mit ſolchen Merkmalen der Reſignation von Seiten der Häupter derſelben verbunden, daß man, namentlich in Bezug auf Winkelmanns naives Genie, über ihren perſönlichen Werth in gerechte Bedenklichkeiten geräth. Denn, von Johannes von Müller nicht zu ſprechen, der im zerbröckelten Treibeiſe der großen Alterthumsgedanken feſtfror und ſpäterhin durch einen gnädigen Sonnenblick Napoleons ſich als Schneemann wieder auflöſte, gewährt es dir nicht einen tragiſchen Anblick, wenn du Winkelmanns poetiſches

Herzblut auf kaltschimmernden Marmor ausströmen sieht, wenn diese tiefste Sehnsucht nach dem Großen und Schönen, die jemals ein deutsches Gemüth empfunden, geisterartig auf Schutt und Trümmern wandelt und ausgegrabene schöne Leichen an ihren heißen Busen preßt? Sind wir denn so reich an Geistern solcher Art, daß wir sie ohne tiefen Schmerz an die Schattenwelt von Griechenland und Rom ausliefern können? Wenn an Winkelmann, dem Antiquar, ein deutscher Rousseau verloren gegangen wäre! Ja, um noch einen andern Mann zu nennen, der Winkelmann und dessen Jahrhundert so trefflich geschildert hat, wenn Goethe selbst, über diese Propyläen des Alterthums, seinen schönern Ruhm, Perikles und Propyläenerbauer der jungen Welt zu sein, eingebüßt hätte?

Nehmen wir also an, daß viele große Geister der neueren Zeit sich ausschließlich großgenährt haben am Mark ihrer Gegenwart, andern aber die Eintauchung in die Ideen und das Leben des Alterthums nicht gerade zur geistigen Taufe und Inspiration für die Bedürfnisse ihres laufenden Jahrhunderts gediehen ist, so wiederholt sich die

obige Frage um so dringlicher, die Frage nämlich, durch welches Ziel und durch welche Erfolge die bestehende überwiegende Beschäftigung mit den classisch-philologischen Studien sich rechtfertigen lasse für jene Mittelstandsregion der Geister, auf welche doch einmal der Zuschnitt unserer Bildungsanstalten berechnet werden muß.

Noch einmal, ob Schulmänner und Philologen von Fach die geeignetste Jury im bekannten Prozesse der realistischen Studium gegen die classischen bilden, bezweifle ich um so mehr, da sich die Philologie in Deutschland die Autorität einer abgeschlossenen Wissenschaft arrogirt hat, die man demzufolge um ihrer selbst willen treiben müsse. In einer Theorie der Erziehung darf freilich die Angabe höherer geistiger und sittlicher Endzwecke nicht fehlen, allein in Prari ist es eben so natürlich als gewöhnlich, daß der nackte baare Gewinn des Wissens sich als die Hauptsache herausstellt und das nächste Ziel das letzte verschlingt. Der Philolog sucht in der Regel nur Philologen zu bilden, und weil er selbst mehr die rückwärtsschauende graubärtige Seite des Januskopfes der Menschheit darstellt, vergißt er nur zu häufig

das jugendliche Antlitz mit seinem sehnsüchtigen Blick in die Zukunft, mit der weißen, ideenschwangern Stirn, die vom frischen Hauche des Lebens berührt seyn will. So abgeneigt ich aber bin, dem Philologen als solchem, also als Parteimann, im obberegten Prozesse eine definitiv entscheidende Stimme einzuräumen, so wenig möchte ich mein Ohr gegen seine Berathung verschließen; ja ich hege sogar den lebhaften Wunsch, daß ein allgemeiner philogischer Reichstag ausgeschrieben werde, auf dem ein jeder sich über die Tendenzen und Methoden des gelehrten Unterrichts auszusprechen gehalten würde, und dessen Debatten in sämmtlichen Organen der Oeffentlichkeit deutscher Nation mitzutheilen wären. Ein feierlich ausgesprochenes Wort, eine unumwundene Erklärung über gewisse leitende Grundsätze schärft das Gewissen, bindet den Willen, erregt Vertrauen, und in welcher Angelegenheit des Tages möchte das, auf öffentliche Rechenschaftsablegung basirte, Vertrauen wichtiger und beruhigender sein, als in der Angelegenheit höherer Menschenbildung! Die schlagendsten Beweismittel jedoch, welche diesen würdigen Männern für die Vortrefflichkeit oder

Unentbehrlichkeit der classischen Studien zu Gebot stehen, werden stets die Jünglinge bleiben, die aus ihrer Schule hervorgehen, sodann, wenn ich dies hinzufügen darf, ihre eigenen Persönlichkeiten, indem sie an denselben das günstigste Resultat ihrer Lebensbeschäftigung zu Tage legen.

In früherer Zeit konnte man allerdings hinsichtlich dieser wichtigen Frage sich mit der Hinweisung auf den eng verketteten Zusammenhang der philologischen Schulstudien mit den Universitätsstudien vollständig begnügen. In der That verdankt man die fortgepflanzte Kenntniß dieser todten Sprachen hauptsächlich dem Umstande, daß der Staat seine Gesetze, die Kirche ihre Dogmen und heiligen Bücher in der Sprache Latiums und Griechenlands aufbewahrte, und demnach die künftigen, auf Universitäten zu bildenden Staatsdiener zum Schulstudium dieser Sprachen nothgedrungen waren. Dazu kamen, schon vor der Errichtung der Universitäten, die Bedürfnisse der Heilkunde, Physik, Mathematik, eines allgemein verständlichen Organs europäischer Mittheilungen, endlich die abstracten Denkübungen der scholastischen Philosophie, jenes Analogons der kunstreich

durchbrochenem gothischen Bauwerke auf dem Gebiet der geistigen Kirche, wobei der Scholastiker die plumpmassiven Bausteine des kirchlichen Dogma mit Hülfe des dialectischen Meißels spielend durcharbeitete. Heutigentages wird aber kein gebildeter Schulmann den wahren Ausgangspunkt der classischen Studien innerhalb des akademischen Studiums suchen; denn, wie schon bemerkt, hat die Philologie durch die Erweiterung ihres Gebiets zu sehr den Charakter der Selbstständigkeit gewonnen, um noch als Magd dienen oder sich nur auf die Nothwendigkeit ihres äußeren Nexus mit den Facultätswissenschaften stützen zu wollen. Auch brauchte das Maaß der philologischen Kenntnisse nur ein dürftiges zu sein, wenn der Theolog auf die Bibel, der Jurist auf sein Corpus juris, der Mediziner auf Galen und Hippokrates sich zu beschränken hätten, ja am Ende reichte man wohl, so lange die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen überhaupt ein unumgängliches Erforderniß bliebe zur Erledigung der genannten Studien, so ziemlich mit den beschränkten Hülfsmitteln früherer Jahrhunderte aus, wo zum Beispiel der angehende Gottesgelehrte in Hinsicht des Griechi-

ſchen hauptſächlich auf das Vocabularium zum neuen Teſtament verwieſen war. Alle dieſe Wiſſenſchaften haben allerdings, gleich der Philologie und zum Theil durch dieſelbe, an Umfang und Vielſeitigkeit zugenommen; aber zugleich läßt ſich nicht läugnen, daß die Reſultate und Wege ihrer Forſchungen ſich mehr und mehr vom philologiſchen Mittel abgeſondert haben, ſo daß jene alten Sprachen kaum mehr wie früher, als unentbehrliche Nußbrecher für den Kern der Wiſſenſchaften betrachtet werden können. Was gar den heutigen Mathematiker und im weitern Sinn Naturhiſtoriker betrifft, ſo wird er wohl nicht nöthig haben, den Staub von alten Pergamenten zu blaſen, und, um materiellen Gewinnſt, bei den Alten in die Schule zu gehen. Die Poſitivitäten der alten Geſchichte ferner, ſowohl der politiſchen, als der ſittlich-philoſophiſchen, ſind aus den Quellen ſo gründlich verarbeitet, ſo ſcharfſinnig zergliedert, und zum Theil ſo glücklich dargeſtellt, daß man bei der unendlichen Fülle dieſer Reichthümer mehr dasjenige bedauern möchte, was täglich verkommt und in Magazinen vermodert, als was noch uneingeſammelt auf dem Felde ſteht. Kann man

ſich aber auf dieſen allgemeinen Wiſſensgebieten kaum vor der Zerſtreuung in ein unendliches Material in Acht nehmen, ſo ſcheint in Betreff der erſtgenannten unmittelbaren Lebenswiſſenſchaften der Sieg des Geiſtes über die Materie immer entſchiedener zu werden und eine völlige Reorganiſation derſelben nach einfachen Principien ſich vorzubereiten. Nicht zu verkennen iſt hierin die allgemeine Tendenz der Zeit, in allem, was die unmittelbare phyſiſche und geiſtige Erhaltung der Menſchheit, ihr Verhältniß zu Gott, Natur und dem geſelligen Vereine betrifft, das bisherige ſeit Jahrtauſenden geſammelte und zur Abſtruſität wiſſenſchaftlicher Form verknetete Chaos endlich einmal durch die ewigen Markſteine der geſunden Vernunft zu begrenzen und den herrlichen Gottesgarten der Erde mit einigen wenigen, erhabenen und fruchtreichen Grundſätzen anzupflanzen. Medizin, Jurisprudenz, Theologie befinden ſich in einer Kriſis, wobei es ſich vor allen Dingen um die Ausſtoßung fremder unverdaulicher Stoffe handelt. Da wir alle an Leib und Seele in dieſen preßhaften Zuſtänden mitbefangen ſind, ſo iſt unſere Sehnſucht nach einem baldigen gluck-

lichen Umschlage sehr natürlich; doch müssen wir uns stets erinnern, daß auf diesem Gebiete alle äußeren und gewaltsamen Mittel unzulässig sind. Der gelehrte kranke Körper wird so viel Naturkraft besitzen, um seine eigene Heilung zu übernehmen: einfache Diät wird dann das ihrige thun: gute hausbackene deutsche Gesetze werden überall das lateinische Corpus juris verdrängen, dieses leidige hoc est corpus meum, (Justiniani) das uns Deutschen den Rechtssinn verwirrt, ja, so zu sagen, den Rechtsgeschmack verdorben hat; die Medizin aber wird, gleich der Theologie, die unselige Fülle ihrer widerstreitenden Satzungen und die ganze barocke Mischung ihrer traditionellen Elemente einem einfacheren Systeme zusammenhängender, organisch begründeter Wahrheiten zum Opfer bringen müssen. Welchen Einfluß diese inneren akademischen Revolutionen, welche einzig auch die vielbesprochene äußere Umgestaltung unserer Universitäten bedingen können, sowohl vorwärts auf das Leben, als rückwärts auf die Schule äußern werden, das ist kaum vorauszusagen; aber so viel liegt auf der Hand, daß das bisherige Verhältniß der classisch

philologiſchen Schulſtudien zu den akademiſchen Fachſtudien in ſeiner äußeren Nothwendigkeit und Schickſalsverknüpfung nicht fortbeſtehen werde. Schon in unſern Tagen iſt, wie bemerkt, dasjenige reelle Wiſſen, was Einer vor dem Andern durch gelehrte philologiſche Hülfsmittel voraus hat, nicht von früherem Belang, und es läßt ſich aus dem Gange der Wiſſenſchaften im Allgemeinen, wie aus dem ſteigenden Anwuchſe guter Ueberſetzungen insbeſondere ein immer günſtigeres Ausgleichungs-Verhältniß zwiſchen den Reſultaten gelehrter Sprachwiſſenſchaft und gediegener Fachbildung prophezeien. In dieſem Falle wird es ſich bewähren, ob der heutige philologiſche Unterricht, wie behauptet wird, über das rein materielle wiſſenſchaftliche Bedürfniß auf ein höheres hinausziele und andererſeits ob ſeine Methodik dieſem höhern geiſtigen Ziel entſprechend ſei. Es wird ſich bewähren, ſage ich, ob die ſogenannten höheren Tendenzen des claſſiſchen Unterrichts, befreit von ihrer Miſchung mit hülfsbedürftigen, niederen, ein leeres Trugbild ſind, oder nicht; und ob dieſer Unterricht, wenn ihm die alte Baſis eines durch Jahrhunderte ſanctionirten handwerks-

mäßigen Getriebes entriſſen wird, Kraft übrig behält, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Was mich betrifft, ſo muß ich ſehr daran zweifeln. Ganz andere Wege und Mittel zur Selbſtvertheidigung und Lebenserhaltung, ſcheint es, wird er wählen müſſen, als deren er ſich bisher gegen den ungeſtümen Andrang der realiſtiſchen Studien bedienen durfte.

Laßt mich einmal in Gedanken der Zeit vorauseilen. Die Wiſſenſchaft ſoll bereits zu jenem Grade der Unabhängigkeit gediehen ſeyn, wo kein materieller Zuſammenhang mit den Idiomen des Alterthums mehr ſtattfindet; auf heimiſchen Boden, Allen zugänglich ſollen ihre Schätze daliegen; unſere Knaben und Jünglinge, die ſich einem höheren Lebensberufe widmen, ſollen weder durch die Natur der Sache, noch in Folge bindender Staatsgeſetze gezwungen ſein, durch den Vorhof der griechiſchen Grammatik in die Halle der Wiſſenſchaft einzudringen: wie unangemeſſen, wie zweckwidrig, wie ganz eingehüllt in die ſcholaſtiſche Saloppe des Mittelalters erſcheinen uns nun die Gymnaſien von Heute! Latein und wieder Latein' Griechiſch und nichts Griechiſch, äußerſt langſam,

von Serta bis Prima, zehn blühende Jahre hindurch, äußerst gründlich, von der Beugung der Hauptwörter bis zu den feinsten Partikelnüancen, regelbewußter als selbst Römer und Griechen ihre Muttersprache inne hatten, nur leider, ungeachtet der grammatischen Formengelehrsamkeit, selten in dem Grade des lebendigen Ergreifens, daß die Lust an den alten Schriftstellern (wenn sie nicht gleich von vornherein erstickt wird) und die Beschäftigung mit ihnen auch nur nothdürftig übrigbliebe, sobald die Schul- und Universitätsjahre glücklich absolvirt sind. Erkennt ihr dieses Bild? Haltet ihr es reizend genug für eure Enkel, für eure Enkel, die nicht mehr alterthumspflichtig seyn werden, die in freier Liebe sich dem Alterthum zuwenden dürfen?

Aber warum an einer bloßen Voraussetzung eine Unangemessenheit darlegen, die schon so grell an den wirklichen Verhältnissen hervortritt. Ich will meine Ansicht kurz zusammenfassen. Wenn der classische Sprachunterricht, so wie er jetzt getrieben wird, eine wissenschaftliche Nothwendigkeit ist, so ist er, wenig gesagt, ein nothwendiges Uebel; wenn er aber zugleich eine freie Angelegen-

heit der Humanität sein soll, so beruht er auf einem bösen Irrthum in Sachen der Humanität. Im ersten Falle wirkt er gegen die zu fördernden Wissenschaften, indem er ihnen eine schöne Summe von Lust, Zeit und Kräften entzieht; im andern Falle gegen das Jahrhundert, gegen die Humanität selbst, da er die jugendliche Menschheit ihren dringendsten und nächsten Interessen, dem Schooße ihrer Zeit, dem Boden ihrer Heimath entreißt, und sie, gleichsam in Windeln der Grammatik, an den fremden fernen Ufern der vorchristlichen, vorgermanischen Weltgeschichte aussetzt. Sei Freund der Humanität und wisse aus Erfahrung, was durch diese Studien verloren und gewonnen wird, sei Vater und bewache mit zärtlicher Angst jedes Rosenblatt auf der Wange deines Lieblings, betrachte die Seele deines Kindes wie ein Heiligthum, wie ein Vermächtniß Gottes an die Menschheit! wirst du läugnen, daß du nur mit Schmerz und Unmuth an ein öffentliches Erziehungssystem denken kannst, welches durch gelehrte Barbarei zur Humanität führen soll? Denn wie anders kann man, wie anders würde ein alter Grieche ein System betiteln, welches zwei todte Sprachen

zur Grundlage der Menſchenbildung wählt, aus ihrem Studium die Hauptſache macht und ſein Werk mit einer geiſttödtenden Methode krönt? Pythagoras und Plato nährten einen hohen Begriff von ägyptiſcher und morgenländiſcher Weisheit, einen demüthigen von griechiſcher, ſie ſetzten ſich den Stürmen des Meeres, den Gefahren und Abenteuern ferner Reiſen aus, um aus dem unmittelbaren Born dieſer Weisheit zu trinken; aber in die Schulen ihres Mutterlandes das Studium der ägyptiſchen und indiſchen Sprache einführen, oder gar die junge Griechenwelt mit keimender Seele auf dieſen Unterricht pfropfen zu wollen, das iſt ihnen auch nicht im Traume eingefallen, hätte ſie auch den Ruf ihrer Weisheit unter den Griechen gekoſtet. Kein wahrhaft gebildetes Volk wird ſeine Mutterſprache ſo verachten, daß es den Grund der Bildung in einer fremden Sprache legt. Dies war die Barbarei des Mittelalters, und dieſe Barbarei pflanzen wir fort, ohne nur die Entſchuldigung des Mittelalters — eine in Wiſſenſchaften noch ungeübte, an mancherlei Denk- und Gefühlſtoffen noch unabgeſchliffene Mutterſprache für uns zu haben. Wer kann

den nachtheiligen, geisttödtenden, Charakterpfuschenden Einfluß dieser mehr als tausendjährigen Unnatur auf das Deutsche und unsere europäischen Brüder abschätzen und ermessen? Gott allein und kein Sterblicher. Man muß ein wenig Dichter sein, um zu wissen, was man an einem modernen Menschen noch Ursprüngliches darzustellen hat, man muß die Verzweiflung des Künstlers ahnen können, der sich nach einer reinen, tüchtigen Menschennatur umsieht, und überall, so weit sein Auge reicht, nur ängstlich zusammengeflickte Culturmaschinen erblickt, man muß eine Anwandlung des Grausens und Entsetzens in seiner Brust gefühlt haben, wenn man den Rest der starken Natur vornämlich in der Wildheit, im Bunde mit Verbrechen und ungesetzlichen Handlungen ertappt, und wenn man die moderne Poesie raubthierartig den dunkeln Pfaden des Verbrechers nachspüren sieht: gefühlt, geschaut, bejammert muß man diese Verfallenheit haben, um mit Rousseau und dem jugendlichen Herder gegen ein Culturſystem sich aufzulehnen, das so hemmend, ja vernichtend auf die Triebfedern des menschlichen Geistes eingewirkt und die natürlichen Entwickelungsgesetze

der Menschheit mit Füßen getreten hat. Zu Anfang die römische Mönchs- und Klostercultur, welche die früheren Heiligthümer gewaltsam unterdrückte, die Mythenphantasie, den blühenden Naturtraum des Volkes zerstörte und einen ganzen Himmel von kühnen, wilden, tiefsinnigen Götterbildern in den Flammenpfuhl der christlichen Hölle warf; darauf die paduabische Magistercultur, welche tausend sittliche und rechtliche Verhältnisse untergrub, die Gelehrten in pedantischen Hochmuth, die Nation in Stumpfsinn und Unwissenheit stürzte; zuletzt die florentinische Humanitätscultur, die Nachgeburt der alexandrinischen Philologie, welche um kein Haar besser war, und sich wohl durch durch das glänzende Object ihrer Studien, das reich und schön gebildete Alterthum in den gereiteten Monumenten seiner frühern Herrlichkeit, vortheilhaft von den früheren Culturarten unterschied, allein durch Ausübung, Methode, Folgen den gemeinsamen Grundzug der Feindschaft wider den naturgemäßen Entwicklungsgang des Persönlichen und Volksthümlichen im Leben der Menschheit nur zu deutlich an den Tag legte. Ich werde später die verschiedenen Epochen

dieſer Cultur nacheinander zu charakteriſiren ſuchen, hier aber genüge es zu ſagen, daß, was man auch immer Prunkendes und Scheinbares über die Tendenzen und Erfolge der philologiſchen Humanitätsſtudien vorgebracht, ſie zu keiner Zeit ihren durchgehenden grellen Widerſpruch zwiſchen Mittel und Zweck, Weg und Ziel — durch philologiſche Barbarei zur Humanität — in Praxi unbegnügt gelaſſen haben. Es iſt wahr, ſie haben die Wiſſenſchaft bereichert, die Kunſt gefördert, eine Menge Ideen in Umlauf geſetzt; wer wäre ſo unwiſſend in der Geſchichte der neueren Cultur, um dieſe Thatſachen abzuleugnen. Aber was ſoll es mit dem Allen, wenn die Seele Schaden leidet, wenn ihr Flug zu Boden gedruckt wird, wenn die jugendliche Menſchheit ſchmerzlich wie ein Adler mit gebrochenen Flügeln zur wolkenbefreiten Sonne aufſchaut? Sie haben die Wiſſenſchaften bereichert — ach! das bloße Wiſſen erregt Ekel und Ueberdruß. Sie haben die Kunſt gefördert; aber wo iſt das Darſtellbare für den Künſtler? Sie haben Ideen verbreitet — marmorne Ideen mit Scheinadern und kalten Blutſtreifen auf der Oberfläche, ohne Wärme, Pul-

ſchlag und organiſirende Energie. Dieſes Syſtem iſt ein methodiſches Abſtumpfen der Seelenkräfte, die mit dem Leben in nächſte Berührung traten; je vollkommner und ungeſtörter daſſelbe an den Individuen durchgeführt wird, deſto ſchlimmer. Einige erſtickt es vollkommen, andere entführt es in fremde Welten, allen frißt es an's Mark und macht ihre Seelen feige und muthlos. Von der gewöhnlichſten Erſcheinung, den Opfern des Buchſtabens, will ich gar nicht reden. Aber auch der Geiſt des Alterthums holt ſich ſeine Opfer, oder empfängt ſie vielmehr, da er ſo unſchuldig daran iſt, wie die Flamme an der Verſengung eines Schmetterlings. Es iſt der Leichtſinn ſeiner Beſchwörer, den er beſtraft, Menſchen nicht ohne Geiſt und Phantaſie, welche ſich ohne Rückhalt in ſeinen Zauberkreis eindrängen und den Ausgang nimmer finden. Innerhalb dieſes Kreiſes, der die Lebendigen ſcheidet von den Todten, bringen ſie ihr Daſeyn hin. Sie verſtehen unſere Sprache nicht mehr, ſie lächeln über unſere Kämpfe,*) unſere Leiden und Freuden, ſie ſind glücklich in

*) Wie Erasmus lächelte über Luther und Papſt — dies claſſiſche Geſpenſt unter Mönchen und Rittern.

der Einbildung unter einem griechiſchen Himmel zu athmen, Pindars Rhythmen zu ſingen, den Staatshaushalt zu reguliren, ſich die umſtändlichſte Einſicht in das Getriebe der alten Welt zu verſchaffen. Sie ſind glücklich in ihrer Vergeſſenheit, auf der ſchwimmenden Todteninſel ſtehen ſie mit geiſterhaften Augen und winken uns von ferne, daß wir ihr Glück theilen und aus den Wogen der Zeit uns retten ſollen an das Geſtade der Seligen. Sie ſind glücklich, ſo lange man ſie nicht berührt; erträglich, wenn ſie nicht das heuchleriſche Spiel der Philoſophen und Grammatiker aus der römiſchen Kaiſerzeit wiederholen, und das Patronat ihrer Studien durch Schmeicheleien über die Rückkehr des goldenen Zeitalters erkaufen! — Dies alſo die Scylla und Charybdis des philologiſchen Humanitätsſyſtems: entweder geſcheitert an der Maſſe und dem Buchſtaben des Alterthums, oder, unter Sirenengeſängen, von deſſen Tiefe verſchlungen. Ausnahmen nur im Gegengewichte der Perſönlichkeit, eines ſtarken Nationalcharakters*) und der glücklichen Unvollkommenheit, womit eine unſelige Methode

*) Wie in England.

durchgeführt wird. Traurige Wahl zwiſchen Uebeln, wo von einer wohlthätigen Frucht für das Seelen- und Staatsleben der Geſellſchaft die Rede war! Demüthiges Entrinnen vor einem Feinde, der in der Morgenröthe der neuen Geſchichte als Bundesgenoſſe der kämpfenden Menſchheit aufzutreten verſprach! Tragiſche Alternative, worein man uns verſetzte, entweder das Alterthum oder die Jugend verderben zu laſſen! —

Und wenn keine Ausſicht wäre, der Nothwendigkeit dieſer Alternative zu entfliehen? Wenn es keine Annäherungsart an das Alterthum gebe, außer einer ſolchen, welche unſere Jugend zum Opfer bringt?

Alterthum, dann fahre wohl! Jugend, rette dich, wirf dich an den Buſen der Natur, deines Volkes, in die letheiſche Strömung des Tages.

— Die Annäherung durch Herüberholen, durch Ueberſetzungen?

Das Beſte, was noch Ueberſetzungen leiſteten, kam mehr der Wiſſenſchaft, als dem Geſchmacke und der ſittlich äſthetiſchen Bildung zu Gute. Davon war eben die Rede. Es gilt ein Höhe-

res, das sich mit der Eroberung der wissenschaftlichen und poetischen Stoffe nicht befriedigen läßt. Den Geist sind die Uebersetzer uns schuldig geblieben, den Athem des Alterthums, die Musik der Rhythmen, die Naivetät der Bewegungen, die Plastik der Gedanken, das kunstreiche Spiel der proteusartigen Formen, die alle dem Gesetze einer spracheingeborenen Schönheit huldigen. Verdammt aber nicht die armen Uebersetzer; fordert keine Unmöglichkeiten von ihnen! Vergleicht die besten Uebersetzungen mit chemischen Operationen, welche wohl die verschiedenen Bestandtheile einer berühmten Mineralquelle treu und richtig nach dem ursprünglichen Verhältnisse ihrer Mischung wiedergeben können, aber nicht im Stande sind, dieser künstlerischen Mischung jene natürliche Zauberkraft einzuhauchen, welche der alte Volksglaube dem geheimnißvollen Innewohnen der Quellnymphe in ihren Gewässern zuschrieb. — Vossens erste Uebersetzung der Odyssee halte ich für die gelungenste aus dem Griechischen, sie scheint ordentlich Perlen aufzuwerfen und hat einen der Naturfrische des Originals entfernt ähnelnden Geruch. Wie viel und wie wenig sagt dies! Ferner: diese

Ueberſetzung hat ihr Glück gemacht, ſie wurde auch von Nichtphilologen, von Frauen geleſen, ja ſie wurde wohl für den Ueberſetzer ſelbſt die Veranlaſſung zu eigener Production, indem Voß den überſetzten Homer, oder, wenn man will, Homer und ſich ſelbſt nachahmend, in denſelben Rhythmen die Louiſe ſchrieb. Hier ſehen wir alſo erſtens eine gute Ueberſetzung, und zweitens ein wünſchenswerthes productives Reſultat, welches vielleicht, ja wahrſcheinlich aus dem Originale nicht gefloſſen wäre. Alſo ſcheinbar ein Vorzug einer gelungenen Ueberſetzung, einer Ueberſetzung, die ſich heimiſch lieſt, vor dem gänzlich fremden Original! Allerdings, der Schein iſt da; allein, ich fürchte, er hält die nähere Beleuchtung nicht aus. Den Rapport zwiſchen einer guten Ueberſetzung und dem Reize der Nachahmung muß ich zugeben; die meiſten Nachahmungen ſind ohne Zweifel durch das Leſen der Ueberſetzungen oder, was gleich viel bedeutet, durch überſetzendes Leſen entſprungen. Jede Ueberſetzung hat ſchon an ſich den Charakter der Nachahmung; man darf die Feſſeln nur ein wenig ſchütteln und erweitern, um ſich ein freier Nachahmer zu dünken. Allein,

man gebe Acht! je gröſser der Reiz der Nachahmung, deſto verfehlter der Eindruck, welchen das Original auf uns machen ſollte.

Das Alterthum, wie alles Fremde, wirkt ächtpoetiſch nur durch den fühlbaren Gegenſatz, worin es zu uns tritt; im Reiche dieſes Gegenſatzes erwacht die Sympathie, die Begeiſterung, die Aetherfüllung unſers Weſens, welche uns, Dichtern, Philoſophen, Helden, zu neuen eigenthümlichen Schöpfungen im Stil unſers Zeitalters, im Charakter unſers Genius die glücklichſten Ideen gebären kann, aber auf den niedern Trieb der Nachahmung durchaus keinen Einfluß übt. Indem der Gegenſatz uns auf uns ſelbſt zurückwirft, verhindert er, daß wir aus den Schranken unſerer Zeit und unſers Geiſtes willkührlich heraustreten. Wird aber dieſer polariſche Contact vernichtet, ziehen wir das Fremde unmittelbar in unſer Gebiet, ſo verwandelt ſich die Sympathie in Familiarität und wir ſind um die eigenthümliche, dichteriſche Wirkung, die einzig wünſchenswerthe, eines claſſiſchen Originalwerkes betrogen. Hieraus entſteht denn für alle Ueberſetzer ein trauriges Dilemma. Machen ſie ihre

Ueberſetzung, gleichſam durch chemiſche Diſſolution und Compoſition, was man ſo nennt, zum zweiten Originale, dann paralyſiren ſie die Wirkung des erſten; geben ſie ihr hingegen den ſichtbaren Stempel der Copie, dann rauben ſie ihr und dem Originale zugleich die beabſichtige Wirkung, indem ſie ob dem Mechanismus des Abdrucks ſowohl den Geiſt der fremden Sprache als den Geiſt der eignen gewaltſam in die Preſſe zu nehmen nicht wohl umhin können. Im erſten Fall gedeiht ſie unerſprießlich, im letzten wird ſie ungenießlich. Es iſt freilich in Hinſicht der letzteren Art von Ueberſetzungen gemeiniglich nur von Gewaltthätigkeiten wider den Genius der Mutterſprache die Rede; aber ſehr fälſchlich und einſeitig; denn man ſieht das peccatum wird extra et intra begangen, und ich möchte zum Beiſpiel wiſſen, ob die Ueberſetzung, welche Herr Thierſch vom Pindar veranſtaltete, oder jene nicht flüchtig genoſſene ſondern mühſelig abgehämmerte des Horaz von unſerm alternden Voß mehr wider den Genius der deutſchen Sprache, als wider die Sprache und den Genius des Pindar und Horaz geſündigt haben.

Brechen wir davon ab. Ueberſetzungen dienen, wie bemerkt, hauptſächlich der Wiſſenſchaft und geben eine ſtoffartige Befriedigung; am beſten, wenn ſie hierin treu, einfach und naiv gerathen ſind, weshalb die proſaiſchen in der Regel vorzuziehen. Wie idealiſch man aber auch den Begriff einer vollkommen gerathenen Ueberſetzung auffaſſe, dieſe kann niemals das claſſiſche Original weder erſetzen noch vergüten. Der überſetzte Sophokles iſt Sophokles nicht mehr; er hat ſich entweder in einen froſtigen deutſchen Dichter, oder jedenfalls in eine unheimliche Zwittergeburt verwandelt, die zwiſchen Mann und Frau, Schöpfung und Empfängniß, Original und Nachahmung, Griechiſch und Deutſch, alter und neuer Zeit hin und her ſchwankt. Das Alterthum durch Ueberſetzungen erhalten wollen, heißt es aufgeben; das überſetzte Alterthum iſt des Alterthums nicht würdig. —

Betrachtet die Genien, die auf dem Grabe des Alterthums Wache halten, dieſe Genien der Schönheit und Majeſtät, haben ſie das düſtere Anſehen von Todtengräbern? Kann man keinen engen unmittelbaren Umgang pflegen mit den

Geistern des Alterthums, ohne die drohende Gefahr, zum Pedanten, oder zum Gespenste zu werden? Ist die Unsterblichkeit des Homer, des Sophokles, des Plato eine Lüge, deren bereits das kommende Geschlecht das stolze Alterthum zeihen wird; oder ist sie ein Fluch, der auf allen künftigen Geschlechtern lasten muß?

Thörigte Fragen, durch die Thorheit der Menschen herbeigerufen! Der einfache Verstand lehrt uns eben so deutlich die Irrthümer der philologischen Humanitätsstudien, und die Fehler des herrschenden Unterrichtssystems erkennen, als er uns über die Grundforderungen eines besseren Systems die Augen öffnet. Ja, so einfach sind letztere, daß ich mich schämen müßte, darüber mehr Worte zu verlieren, als zu ihrer bloßen Bezeichnung unerläßlich scheinen.

Nein! Das Alterthum trägt nicht die Schuld an der Unterdrückung der Jugend. Seinem Geiste widerspricht die Sclaverei, die Entziehung der Mutterbrust unserer Sprache, die Ekkamotage der Zeitalter, die blinde Verehrung, welche Jahrhunderte an sein Studium geknüpft haben. Löset

dieſes Band des gelehrten Unverſtandes, und erwartet getroſt die Früchte, die euch erwachſen.

Und welche Forderungen ſtellt der geſunde Verſtand oder wenn ihr wollt der Geiſt der Zeit nicht minder als der Geiſt des Alterthums an euch? Dieſe: daß ihr 1) das Studium der alten Sprachen freilaſſet, gleich wie ihr es gegenwärtig haltet mit dem Studium der neuern Sprachen; daß ihr 2) die deutſche Mutterſprache aufrichtig als die einzig wahre, elementariſche Baſis aller niedern und höheren Bildung anerkennt;*) daß ihr 3) die unfruchtbare und geiſttödtende Pedanterie der bisherigen grammatiſchen Methode fahren laßt; daß ihr 4) nicht Knaben und Knäblein, ſondern nur gereiftere Jünglinge dem Alterthume zuführt.**)

---

*) Natürlich auch die Baſis der grammatiſchen Bildung, weyn unſere Urſprache im Allgemeinen ebenſo geeignet iſt, als die griechiſche und romiſche und in mancher Hinſicht ſogar vor dieſen den Vorzug verdient. Ich verweiſe auf J. Grimms deutſche Sprachlehre, dieſes leider noch unvollendete Rieſenwerk deutſchen Geiſtes und Fleißes.

**) Man ſollte die griechiſche und lateiniſche Grammatik nicht ſowohl auswendig lernen als erfinden laſſen. Gelehrt und getrieben müßen werden das allgemeine Formenſyſtem, die

Was soll ich diesen Geboten hinzufügen? Warum soll ich sie einzeln auf ihre sittlich verständigen Gründe zurückführen? Jeder gebildete Mensch ist sich ihrer bewußt, er sieht in der stillen Tiefe seines von Vorurtheilen nicht ganz getrübten Bewußtseins klar und deutlich die Stelle, wo sie wurzeln. Aber die Vorurtheile haben nicht minder ihre Wurzeln, sie wurzeln im gestrigen Tage, sie sind festgelöthet an die bleierne Gewohnheit, sie kleben an Corporationen, verschweißen sie mit Hantierungen. — Was die philologischen Vorurtheile betrifft, so gruppiren sich alle um den falschen Begriff der Humanitätsstudien. Das Alterthum hinterließ uns den Begriff von Studien, die eines Freigeborenen würdig seien, mit einem bestimmten positiven Inhalt,

---

Declinationstreppen, die Conjugationswirbelknochen u. s. w.; dies alles so fest eingeprägt, als möglich. Sodann gleich cursorisches Lesen unter dem Beistande jener heuristischen und combinatorischen Methode, wodurch geistreiche Autodidakten, besonders nach allgemeiner grammatischer Vorbildung, sich so glücklich forthelfen und auf die schnellste und interessanteste Weise sowohl ein reiches Sprachmaterial als das lebendige Bewußtsein der Regeln sich verschaffen.

der ſich auf die damalige Zeit und Nationalität bezog. Nach dem Untergange dieſer Zeit und Nationalität pflanzte ſich ein Theil jener Studien fort, der grammatiſche; er blühte in Alexandrien, umrankte wuchernd die Trümmer ſeines heimathlichen Bodens, emigrirte nach Italien und ward von hier aus die Grundlage jenes philologiſchen Humanitätsſyſtems, welches die wahre Blüthe aller neuern menſchheitlichen Bildung aus dem glücklich geretteten Stamme der alt-griechiſchen und römiſchen Literatur erzielen will. Welche Satyre hat eine ſchärfere Lauge, als dieſe einfache Geſchichte? Von der Muſik, Gymnaſtik, und allen jenen ſchönen Uebungen, welche Geiſt und Leib der Griechenjünglinge bildeten, ja von denen nicht nur das Verſtändniß, die Belebung und Befruchtung der alten Literatur, ſondern weſentlich ihr Urſprung, ihr ſchönes Daſein, ihr claſſiſcher Vorzug abhing, von dem allen getrennt wurde dieſe entwurzelte Literatur der Studienöl-götze der neuern Zeit, eine ausgeſtorbene Literatur, welche, ſelbſt in Verbindung mit dem allen, unter einem fremden Himmel, bei fremden Völkern, neuen Geiſterrichtungen nur als gelehrtes

Hülfsmittel der Bildung auftreten konnte, das die Mutterſprache verdrängende und die ſchuldige Ehrfurcht vor heimiſcher Literatur ſchimpflich verletzende Hauptinſtrument derſelben. Humanitätsſtudien hieß man Solches; aus der Pforte lateiniſcher Schulen ſollte die Humanität hervorgehen, die in ihren dumpfen Fabrikſälen kaum ein wenig friſche Luft, geſchweige griechiſche zu athmen bekam. Lacht nicht! Es iſt zum Weinen, wenn man der blühenden Opfer gedenkt. Und ſind unſere hohen Schulen nicht noch immer, was ſie waren, lateiniſche Schulen? Sind ſie nicht dieſelben gelehrten Humanitätsfabriken von Ehegeſtern? Ein wenig gelüfteter — was verſchlägt es! Das Grundelement iſt geblieben, das Grundprinzip iſt der alte Irrthum, dem man nicht hart genug an's vertrocknete Leder gehen kann. Achtung allen ausgezeichneten Männern, welche, dem gelehrten Schulſtande angehörig, durch Geiſt, lebhaften Vortrag, vielſeitige Kenntniſſe und geſchickte Einfügung derſelben in die monotonen Walzen des grammatiſchen Unterrichts ihrer ſchwierigen Stellung Ehre machen, den ſchreienden Widerſpruch ihrer erſten amtlichen Pflichten mit den erſten

Seelenbedürfnissen der Jugend zu mildern verstehen. Ich spreche vom Prinzip, von der Corporation — ich spreche von dem paganistischen Orden der ciceronischen Mönche, die ihre Zellen gebaut haben in den Trümmern der alten Gymnasien, täglich ihr grammatisches Brevier beten und nach ihrer obersten Ordensregel deutsche Knaben zu Griechlingen und Römlingen bilden müssen. Wartet nicht auf einen Luther unter ihnen, der die neue Welt, die jungfräuliche Sprache des Vaterlandes als Braut vor den Altar führe! Erwartet auch nicht zu viel von einer Veränderung in der Lectionstabelle, wonach ein gerechtes äußeres Verhältniß zwischen den nächsten Elementen der Bildung und den entfernteren angeordnet würde. Setzt eure Hoffnung vornämlich auf die Zeit, wo die philologischen Studien freigelassen werden, wo ihr äußerlicher Zwangs- und Frohndienst wegfällt, wo keine Wissenschaft sie mit Nothwendigkeit postulirt,*) kein Amts-

*) Von dem dürftigen Grade, worin die Kenntniß des Griechischen und Lateinischen als wissenschaftlich nothwendig erscheint, ist aber gesprochen.

examen sie ausbedingt, kein Examinator seinen Examinanden mit „die mihi Candidate!“ anredet. Billig habe ich also diese Forderung als die erste vorangestellt, sie zerstört das herrschende System in der Wurzel und ist zugleich die Grundbedingung, die Mutter und Amme eines edleren Geisterumganges mit dem Alterthum. An practischem Einflusse kommt dieser Forderung am nächsten die vierte. In der That könntet ihr euch jetzt entschließen, Knaben nicht vor dem funfzehnten Lebensjahre auf den Weg nach Griechenland und Rom zu entsenden, so würden sie wohl noch später und im Greisenalter mit Plato in der Akademie lustwandeln aber von den Stufen des athenienſischen Theaters Sophokleische Chöre tanzen sehen, da sie jetzt, bei immer bewußter werdenden Mißverhältnisse ihrer Studien und daraus entspringenden Widerwillen ungeduldig auf die Zeit warten, wo sie ihren Quälgeistern entrinnen.*) Allein, ich bedenke nicht, eine

*) Dem Knaben gehört durchaus kein Latein und Griechisch; diese Laute sind ihm noch zu todt und fremd, der Geist dieser Sprachen ist ihm noch verschlossen; an äußern Formen nagt er sich die Zähne stumpf.

ſolche Anordnung wäre nur auf dem Wege des Privatunterrichts zu treffen, da kein Einzelner die einmal eingeführten Stufen des öffentlichen Unterrichts, die bekannten Phaſen des grammatiſchen Raupen- und Puppenſtandes ausnahmsweiſe überſpringen darf. Die Anordnung müßte daher generell ſein, und von den obern Schulbehörden ausgehen; zugleich aber eine neue Unterrichtsmethode in ihrem Gefolge mitbringen, welche den Vorkenntniſſen, den gereifteren Verſtandeskräften, der gedrängteren Lehrzeit und, in höchſter Kategorie, den wahren Tendenzen des claſſiſch-philologiſchen Unterrichts beſſer entſpräche. So greift eine Forderung in die andere; der ſicherſte Beweis, meine ich, für die practiſch Natur und lebendige Organiſationskraft, welche dieſem einzig zuläſſigen und würdigen Syſtem, unſere Jugend mit dem Alterthum in geiſtige Berührung zu bringen, innewohnt.

Ich glaube dargethan, oder wenigſtens den Gedanken angeregt zu haben, daß das Studium des Alterthums unter andere Bedingungen geſtellt werden müſſe, als bisher; was aber dieſes Studium für die öffentliche Erziehung ſo beſonders

empfehlungswerth mache, dieſe gleichſam höhere Zuläſſigkeit habe ich nur flüchtig und im Vorbeigehen berührt. Warum ſollen, ja dürfen wir überhaupt das Alterthums ſtudiren? Man kann nicht zu viel lernen. O allerdings! Man kann zu viel lernen. Wer auf dem unendlichen Meere des menſchlichen Wiſſens ohne Bouſſole ſteuert, iſt ein Wahnſinniger, ein Abenteurer, in deſſen Haut ich nicht ſtecken möchte. Wollen wir uns auf den Gebrauch der Jahrhunderte, auf die Autorität großer Geiſter berufen? Dann verlange ich zunächſt, daß dieſe Jahrhunderte ſich vor ſich ſelbſt rechtfertigen; die Autorität großer Männer aber kenne ich nur als Sympathie; ſie muß ſich in eine, dem Gegenſtande angemeſſene lebendige Ueberzeugung verwandeln, einmal davon, daß ſie ſelbſt durch das Alterthum gefördert, und zweitens daß dieſe Förderung als ein allgemein zu erwartendes Reſultat der Alterthumsſtudien zu betrachten ſei. Dies führt aber, wie man ſieht, über die Gränze des Autoritätglaubens hinaus. Auf die Ueberzeugung kommt es nun an; und dieſe iſt wieder ein ſo eigenes, innerliches, zartes Weſen, bedingt eine ſo weite und lebhafte An-

ſchauung alter und neuer Zuſtände, und, wenn ſie nicht idioſynkratiſch oder ſectireriſch auftauchen ſoll, ein ſo geſundes und friſches Knospenleben am Baume der Menſchheit, daß man ſie unter den Tauſenden der gebildeten Menge nur bei bevorzugteren, glücklich organiſirten Geiſtern vorauszuſetzen berechtigt iſt. Dieſe Ueberzeugung iſt eine begeiſterte Intelligenz, eine bewußte Erfahrung des Seelenlebens, welche durch nichts erſchüttert werden kann. Der Autoritätsglaube hingegen ſteht und fällt mit ſeinen Autoritäten, verliert und gewinnt an Stärke, je nachdem er ſich an eine äußere öffentliche Sanction anlehnen darf oder nicht. Die Anwendung liegt nahe. Welchen Eindruck wird die beſprochene Freilaſſung der philologiſchen Studien, falls ſie in's Leben träte, auf die Menge der Autoritätsgläubigen machen? Einen ſchwächenden. Kein in Quinta beginnendes Paradigmengemurmel, kein römiſcher Imperativ, keine griechiſche Hegemonie, kein Studienzwang, kein Examen mehr,*) nur Freiheit und Wetteifer —

*) Man bedenke, daß ich von einem idealen Zuſtande und nicht von Begünſtigung der Trägheit rede. In der That, wenn Examinandus nicht durch die Art und Faſſung ſeiner Auf-

was ſoll die väterliche Menge davon halten? Was anders, als, der claſſiſche Bürgermeiſter Cicero iſt abgeſetzt und die griechiſchen Muſen haben die Eſtime unſerer Obrigkeit verloren. Was helfen nun alle geiſtigen Autoritäten, alle Montesquieur, Herder und Goethe, da am Ende herauskommt, daß die deutſche Sprache eben ſo gelehrt iſt als die lateiniſche und griechiſche, die deutſche Literatur aber den Vortritt vor den beiden alten Literaturen verdient und erhält. Gewiß, der Glaube an das Alterthum wird viel von ſeinem heiligen Schauer einbüßen, und man wird vielleicht ſo bereitwillig ſein, mein Argument gegen die objective Geltung der Autoritäten in Schutz zu nehmen, als man gegenwärtig etwa geneigt iſt, daſſelbe des Leichtſinns anzuklagen.

Was ſagen und bekennen aber eure großen Autoritäten? Sie ſprechen alle ein hohes myſtiſches Wort aus. Wenn ſie das Alterthum bewundern, bewundern ſie am Alterthume den Geiſt, immer nur den Geiſt, in jeder leuchtenden Er-

---

worten von ſeinem Umgange mit dem Alterthume Zeugniß ablegt, ſo will ich ihm gern ſein bischen Griechiſch und Latein ſchenken.

ſcheinung den geiſtigen Strahl, welchen ſie für die eigentliche Quelle alles Lichts, aller Größe und Schönheit halten. Den Geiſt des Alterthums müſſe man ſtudiren; der Geiſt des Alterthums lohne ſein Studium — das iſt der Refrain von allem, was über ihre beredten Lippen geht.

Auch meine ſchwache Stimme vereinigt ſich mit der ihrigen. Wir dürfen nicht allein, rufe ich aus, wir ſollen das Alterthum ſtudiren, ſeines Geiſtes willen.

Zunächſt könnte ich ſagen, es ſei vor allen Dingen der Naturgeiſt, der im Alterthum waltet, und den wir in Folge unſerer gewaltſamen Bildung, unſerer mechaniſchen Civiliſation wenn auch nicht eingebüßt, doch in uns geſchwächt haben. Allein würde ich hiedurch nicht in einen tiefen Widerſpruch gerathen? Wir ſtudiren uns ſelbſt an der Natur immer mehr aus unſerem Naturell heraus; ſo daß uns ſchwerlich das Natürliche des Alterthums natürlicher machen wird. Von dieſem goldenen Saft der alten Natur iſt jeder Tropfen für uns auf die Erde verſpritzt. Nur in uns ſelbſt, an den Bruſten unſerer heili-

gen alten Naturſprache, an dem fortrauſchenden Quell der germaniſchen Naturpoeſie kennen wir Verſtockte, Irrende uns wiederfinden.

Dazu kommt eine andere Betrachtung. Das Naive, Natürliche, Naturgeiſtige des Alterthums iſt keineswegs eine Natur aus der erſten Hand, ſondern ein Product der Natur und der Kunſt; wie denn überhaupt kein Volksſtamm auf dem ganzen Erdboden, ſo weit die Fackel der Geſchichte oder das mythiſche Nordlicht in's Dunkel der Vergangenheit leuchtet, in einem anfänglichen reinen Naturzuſtande angetroffen wird und man dieſen Ausdruck nur irrthümlicherweiſe zur Bezeichnung jener Völker und Stämme gemißbraucht hat, welche, wie die Südſeeinſulaner, wahrſcheinlich durch Abſprengung von einem größeren Völkerganzen in Verwilderung gerathen, ſowohl Natur als Sitte, den menſchlichen Geiſt von beiden, verloren haben. Die Griechen waren, was auch wir, Orientalen der Herkunft nach; ihre Ahnherren gingen, mit den unſrigen, aus demſelben heiligen Natur- und Sittenverbande uralter aſiatiſcher Menſchheit hervor. Dieſe urſprüngliche Gemeinſchaft hat ſich niemals ganz verwiſchen

können, und darum geht ein verwandter Zug durch Natur und Sprache beider Völker und ein geheimes Verständniß zwiſchen uns und den Griechen, das uns überall mit Leichtigkeit und angeborenem Tacte die Anknüpfungspunkte an ihre griſtige Weberei und ihre poſitiveſten Zuſtände finden lehrt. Wir ſind den Griechen griſtig verwandter als den Hebräern, ſo viel leidet keinen Zweifel. Allein die Griechen haben das hohe Glück genoſſen, ihre urſprüngliche Natur ohne ſtörende äußere Einflüſſe, in günſtiger Weltlage, von allen Elementen, Himmel, Erde und Waſſer, gefördert, auf eine eigenthümliche nationale Weiſe und zugleich mit einer gewiſſen allgemein menſchlichen Vollſtändigkeit nach allen Richtungen hin durchzubilden. Dieſes Glück hatten wir nicht genoſſen, die Ungunſt des Schickſals hat uns beinahe ein gegentheiliges Loos zugeworfen, und unſere tiefſte Klage geht dahin, daß wir unſere urſprüngliche Natur nicht haben auf organiſche Weiſe durchführen können. Indem wir nun die Ueberlegenheit der Griechen hierin und das Glück ihres naturgemäßen Daſeins auf dem höchſten Standpunkte der Bildung anerkennen, können wir

uns doch zweierlei nicht verbergen. Einmal ſchreiben wir unſerer noch ſo ſehr unterdrückten und gemißhandelten Stammnatur gewiſſe unverwüſtliche Eigenſchaften zu, welche wir in der griechiſchen Stammnatur nicht oder nicht in dem Grade wahrnehmen; andererſeits haben wir dem griechiſchen Leben fremde, weltgeſchichtliche Elemente in uns aufgenommen, welche uns, in eine glücklichere Harmonie mit unſerer Urſprünglichkeit geſetzt, eine höhere Naturvergeiſtigung und damit allgemeinere edlere Bezüge zur Menſchheit ahnen laſſen, als ſie in den ſchönſten Naturen Griechenlands jemals auftauchen konnten. Nach dieſen Andeutungen, die ich dem ſinnigen Leſer zur Ausführung überlaſſe, darf ich wohl unmittelbar meine Anſicht dahin ausſprechen, daß ich mir vom Naturgeiſte und gleichſam von der natura naturans des Alterthums auch in dieſer Hinſicht keine belebenden Einflüſſe verſpreche, ja ſolche nicht einmal wünſchen möchte.

Eine ganz andere und höhere Bedeutung für uns hat jener Geiſt, welchen man die zweite Natur der Griechen nennen kann, der Geiſt der

Kunſt. Er hat ſich in dem Grade des hellenischen Naturgeiſtes bemächtigt, daß er alle ſeine Aeußerungen gleich an der ſprudelnden Quelle auffing, ſie in tauſend Röhren durch die Geſellſchaft leitete und das ganze Daſein, ſo traurig im Orient, in ein lachendes, blühendes Gefilde umſchuf. Er hat das Tiefſte der griechiſchen Natur zu Tage gefördert, das Beſte verherrlicht, das Gediegenſte anmuthig geformt. Er hat die Taferkeit in einen Hymnus, die Schlacht in einen Tanz, die Freundſchaft in eine Symphonie, die Liebe in einen Gott, die Philoſophie in ein Gaſtmahl, den Staat in ein Kunſtwerk, die Vaterlandsliebe in eine edle Begeiſterung für den Ruhm, die Freiheit und die Wiſſenſchaft des gemeinſamen, den Barbaren feindlich gegenüberſtehenden Griechenlandes verwandelt. Soll ich noch etwas hinzufügen: er hat ſogar die Schattenſeiten des griechiſchen Naturgeiſtes und ſeine Verirrungen, die ein barbariſches Mißverſtändniß ihm ſelbſt aufzubürden pflegt, nicht verborgen und einem wüſten Dunkel überlaſſen: er hat ſie benutzt, wie die heutige Muſik den Mißlaut, den wir als den Mephiſto-

pheles der musikalischen Poesie unaufgelöst in das Reich der Harmonie aufgenommen sehen.*)

*) Wer klagt, daß dieses auf der andern Seite wieder die sittliche Gefahr vermehren müßte. Die Kunst ist freilich an sich etwas Sittliches und duldet nichts Gemeines in ihrem Reiche; wenn sie das Unschöne nicht vermeiden und umgehen kann, so muß sie dasselbe ihrem höheren Zwecke unterordnen. Dies aber verführt die Menge zu dem Wahne, als ob auch die Kunst dem Gemeinen huldige, was sie nur in ihrer Gemeinheit bekämpfen kann. Die Schönheit selbst wird dann gleichsam die Veranlassung zu Verirrungen, obgleich man sie mit Unrecht dafür — statt sich selbst — belangen, aber nur als die Quelle derselben bezeichnen soll. Das Schlimmste aber, was sich ereignen kann und in Griechenland sich ereignete, daß der Kunstgriff endlich in den verwilderten Labyrinthen des Naturgriffes untergeht. Denkt man sich Griechenland als eine Person, so möchte man dieser den Selbstmonolog bei Goetheschen Faust in den Mund legen:

Erhabner Geist, du gabst mir alles,
Warum ich bat. Du hast mir nicht umsonst
Dein Angesicht im Feuer zugewendet.
Gabst mir die herrliche Natur zum Königreich,
Kraft sie zu fühlen, zu genießen. —

O daß dem Menschen nicht Vollkommnes wird,
Empfind ich nun. Du gabst zu dieser Wonne,
Die mich den Göttern nah' und näher bringt,
Mir den Gefährten, den ich schon nicht mehr
Entbehren kann — — — —

Um dieſen Geiſt beneide ich die Griechen, nicht um ihr Naturell, nicht um ihren Charakter, welcher die Vergleichung mit dem römiſchen, dieſer Majeſtät der Subordination, nicht aushält. Iſt die Geſchichte die Wirklichkeit des jedesmaligen Möglichen, ſo haben die Griechen die vollkommenſte Geſchichte durchgemacht und übertreffen hierin jedes Volk der Erde. Denn manche können ſich allerdings berühmen, großartiger, glänzender und dauernder in der Geſchichte aufgetreten zu ſein; aber der Ruhm, alle geiſtig ſittlichen Anlagen der Natur, alle Möglichkeiten der Zuſtände, alles, was zur Phantaſie des geſchichtlichen Werdens gehört, vollſtändiger erſchöpft zu haben, kann ſich keine andere Nation anmaßen. Es iſt wunderbar zu ſehen, wie das kleine niedrige Rom allmählig zu einer den Erdkreis überſchattenden Höhe aufſteigt, aber, bei Licht betrachtet, iſt dieſes Wunder nicht complicirter, als daß aus einem kleinen Elephanten ein großer wird.

Es [illegible] in meiner Bruſt ein wildes Feuer
Nach einem ſchönen Bild geſchäftig an.
So irrt' ich von Begierde zum Genuß
Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde.

Durch eine einzige Eigenschaft sind die Römer das geworden, was sie geworden; durch die Entfaltung einer zweiten, dritten, der menschlichen Natur nicht minder angehörigen, wären sie an ihren Riesenprojecten gescheitert. Die römische Geschichte ist die Entfaltung von Roms einseitiger Größe und Herrsucht, unstreitig ein Kunstwerk mit einer prädominanten, für das Gefühl des ruhigen poetischen Zuschauers furchtbar erhabenen Idee. Wenn aber Hannibal die römische Wolfsbrut auf ihrem Lager überrascht und getödtet hätte, so fragt es sich, ob Roms Katakomben mehr als ein fabelhaftes Echo von einer großen altitalischen Stadt Roma hinterlassen! Denn die Römer hatten mit keiner Nation geistige Beziehungen; und ihr inneres Leben, war, wie ihr äußeres, auf den Egoismus der Existenz zurückgebogen. Anders mit dem Griechen. Ihre Geschichte entfaltete die ganze Menschheit und steht auf allen Puncten mit dem vollen Kreise des Menschlichen in Berührung. Ihr Unglück war die allzugroße Lebhaftigkeit, womit sie die Metamorphosen ihres Geistes und ihrer socialen Zustände ausführten, der eigentliche Stoff

des Lebens verarbeitete ſich zu ſchnell unter ihren feurigen Händen, er beſaß nicht die Stärke und Nachhaltigkeit der einen großen römiſchen Lebensfaſer, woraus die tauſendjährige Geißel der Welt gedreht wurde, nicht die elementariſche Unverwüſtlichkeit, welche dem mütterlichen Orient und dem tiefer im Urſprünglichen der Menſchheit wurzelnden Germanenthum eigenthümlich iſt.

Aber wie tief, wie unendlich tief ſtehen wir in allem, was die Form und die geſtaltende Thätigkeit anbetrifft, unter den Griechen. Wir müſſen noch lange bei ihnen in die Schule gehen, um nur zu ahnen, worauf es denn eigentlich bei ihrem Studium hinausgeht. Unſere Geſchichte iſt das Gegentheil der ihrigen geworden, und zwar durch den einzigen Umſtand, daß ſie faſt immer das Gegentheil deſſen war, was ſie, unſerm Genius nach, ſein konnte und ſollte, was ſie wirklich geworden wäre unter den Händen jenes dienſtbaren Geiſtes, welcher, das Aeußere mit dem Inneren vermittelnd, gleichſam die Perlen der Zeit aus der Tiefe des ewigen Gedankens heraufholt. Unſere Anfänge ſind alle poetiſch groß, unſere Ausgänge entſetzlich proſaiſch. Wir greifen

nach den Sternen und faſſen die Sternſchuppe in Sumpf und Moor. Wie erhaben ſteht Luther da, wenn er auf dem Reichstage zu Worms ſich an die Bibel lehnt — Gottes Wort! keine Menſchenſatzung! hallt es in Deutſchland wieder; ehe man ſich's verſieht, iſt Gottes Wort die Augsburger Confeſſion. Unſere Geſchichte hat mehr ideelle Embryonen als die Geſchichte der übrigen Völker zuſammengenommen; aber wenn unſere Berge in die Wochen kommen, ſpringen Mäuſe heraus. Unſere Zukunft war immer eine Täuſchung, unſere Gegenwart ein ſchlechteſtes Surrogat für höhere Intentionen. Unſere beſten Roſſe ſchütteln ihre Mähnen in endlos freier Wüſte, kluge Nachbaren fangen ſie ein, und wir ſelbſt, die Eigenthümer, haben einen unbeſtellten Acker, oder müſſen hinterher im Schweiße unſeres Angeſichts den Pflug ziehen. So geht es in der Politik, im Leben, in der Literatur. Was der Alltäglichkeit entflieht, ſtreift iſolirt und ſchattenartig über die Geiſterfläche hin. Es zerſpaltet ſich unſer Daſein in eine doppelte Reihe von Momenten, die ohne Berührung über einander hinlaufen, die wirkliche mit ihren langweiligen Secundenſchlägen,

wonach wir essen, trinken, heirathen und unsere bürgerlichen Pflichten und Geschäfte üben, und die ideelle unserer Wünsche, Träume, Ideen, Kenntnisse, mit dem [illegible]len, ja nicht selten zum Hochmuthe gesteigerten Bewußtsein ihres ideellen Werthes und dem schmerzlichen Unmuth über ihren Gegensatz mit der Wirklichkeit. Die nächsten Folgen dieser traurigen Dualität sind im Einzelnen persönlich gesteigerte Grade einer krankhaften geistigen Isolation, im Allgemeinen aber jenes verderbliche Uebergewicht der subjectiven Gefühlsrichtung, welches, so lange es nicht von Grund aus und mit aller Macht des freien Entschlusses gehoben wird, uns jeder Hoffnung eines naturgemäßeren Zustandes beraubt. Man verstehe mich nicht falsch. Unsere Geistesinstrumentation ist von Natur um einige Octaven höher und tiefer, als die des Alterthums; auch schlagen die Tasten leichter an und verrathen mehr Seele und Leidenschaft, was, beiläufig gesagt, die Rechte der modernen Poesie gegen die antike und die bezweifelte Unterscheidung des Romantischen und Classischen feststellen muß, in sofern nicht vom Mehr und Weniger der Kunst, sondern vom

Bau des Instruments und der Resonanz der Objecte geredet wird. Unsere subject-objective Welt hat musikalische Beziehungen, welche das Alterthum nicht kannte, und wenn unser objectivester Dichter, Goethe, die Baukunst eine erstarrte Musik nannte, so sprach er, ohne daran zu denken, durch dieses geistreiche moderne Bild unsern eigenthümlichsten Gefühlscharakter sehr treffend aus. Also nicht den normalen, nur den krankhaften Zustand des letzteren kann ich vor Augen haben, wenn ich von den Seelenzerrüttungen und Lebensstörungen spreche, die er unter uns anrichtet. Die Charakterlosigkeit, nicht der Charakter unserer Gefühle ist der gemeinsame Feind. Ließen wir das Wirkliche nur, wie es wirklich ist, in Liebe und Haß auf uns einstürmen, so wären wir, oder doch unsere Enkel, geborgene Leute und die Engel im Himmel hätten ihre Freude daran.

Allein von solcher wahren, naiven und kräftigen Stimmung sind wir himmelweit entfernt. Was uns noch am Wirklichen reizt, ist nicht die Wahrheit der Erscheinung, sondern die Gelegenheit, uns darüber etwas vorzulügen, oder die Gefühle in ein drittes Gebiet schwärmen zu lassen,

das über alle Wirklichkeit, ja nicht ſelten über alle Möglichkeit hinausliegt. Verirren wir uns nicht auf dieſem Fluge und gelangen wir wieder auf die reelle Erſcheinung zurück, ſo hat dieſe ihren natürlichen Reiz und ihre zur Plaſtik aufregende Kraft für uns verloren, ſie klingt und duftet nicht mehr, macht uns weder warm noch kalt, iſt uns gleichgültig oder langweilig geworden. Bedenken wir nun, daß Erziehung und Lectüre unſere Dispoſition vermehren und wir von Eltern, Lehrern, Büchern ſtatt reiner Natureindrücke ſo oft nur Auswüchſe der Sentimentalität, teleologiſche Quängeleien, verdorbene Anſchauungen, den ganzen Spuk unſers verwilderten und geſchwächten Geiſterlebens überkommen, ja, daß wir alle, wie wir heißen und war wir ſtreben, feſter oder lockerer an dem großen Narrenwagen der Subjectivität zu ſchleppen haben, ſo geht uns über die verwurzelte Feſtigkeit des Uebels ein ſchreckendes Licht auf und wir müſſen es alle wahr finden, was ich oben ſagte, daß die ganze Kraft unſeres freien Entſchluſſes dazu gehöre, um uns in einer naturgemäßeren Zuſtand hinüber zu retten.

Beſchämung, Beiſpiel, Lehre, Aufmunterung finden wir im claſſiſchen Alterthume, finden wir, wenn wir ſuchen, und — dies oder nichts ſollen wir im Alterthume ſuchen! —

Das Alterthum iſt ein heiterer und ſtrenger Richter. Verklagen wir die ideenloſe triviale Wirklichkeit, ſo giebt er uns zur Antwort, daß wir Ideen haben, um ſie wirklich zu machen, und daß wir in allen unſerer Spontaneität überlaſſenen Fällen nach dem Geſetze der Natur verfahren und den Geiſt zur Erſcheinung bringen müſſen. Rühmen wir den kühnen Flug unſeeer Gedanken, der ſich über alles Geſchaffene erhebt und die Geſetze der Natur wie die Feſſeln der Kunſt weit unter ſich läßt, ſo erinnert uns ein ſpottiſches Lächeln an die Himmelfahrt des Ikarus und den ohnmächtigen Sturm der Titanen, der ſich mit Vernichtung im Abgrunde der Weſen endigte. Läugnen wir die Möglichkeit, daß Erhabenes und Großes im gemeinen Leben und am ordinairen Stoffe ſymboliſch darzuſtellen ſei, nach der alten bekannten Litanei, daß die Schönheit nur für den Himmel und die Freiheit im Reiche der Träume blühe,

dann ſtraft und beſchämt uns die hohe Geſtalt der Minerva, die in Helm und Harniſch von Athens Akropolis ſchimmert, und auf Lorbeerbüſche, Prytaneen, Akademien, Tempel, lebendige Götterhaine, auf Salamis und den fernen dämmernden Iſthmus hinſchaut, wo der Sieger ſeine heiße Stirn mit Kränzen und dem Windhauche zweier Meere kühlt. Aber wir ſind noch nicht überzeugt, wir ziehen uns in den Gemeinplatz zurück, daß Zeiten und Verhältniſſe Alles ändern? Und wer läugnet dies? wer will uns die erſtarrten Facta eines verhauchten ſchönen Daſeins zur Nachahmung aufdringen? Die Seele iſt's, die lebendig macht, und wer ſie nicht empfängt aus dem ewigen göttlichen Quell, wird ſie vergeblich den Leichen der Geſchichte von der verblichenen Lippe küſſen. Aber die Seele ſoll — wie ihr ja ſo oft wiederholt — ſich einen Tempel bauen, worin ſie wohne; ſie ſoll leuchten in unſern Adern, flammen auf unſerer Zunge, ausſtrömen aus allen Nerven unſerer Organe in das Dunkel um uns her, in den gemeinſten Stoff, der uns umgiebt. Bleibt er gemein, wenn der unſterbliche Hauch ihn berührt? Was iſt ein Lorbeerblatt,

ein Stein, der Block des Marmors, die einzelne Sylbe als Element der Sprache, was iſt alles dies an ſich ſelbſt, ohne die Seele, die wir ihm einflößen, ohne die Conſequenz und Bedeutung, welche die Kunſt ihm verleiht? Daſſelbe elementariſche Nichts, welches die Natur zu ihren Schöpfungen gebraucht, Erde, Waſſer, Luft, woraus ſie den Augenſtern deiner Geliebten, die Bruſt deiner Mutter bildet. Und wenn nun nichts, auch nicht das Geringſte, unwürdig iſt für die Aufnahme der geiſtigen Symbolik, warum halten wir ſo geizig zurück mit unſerm ſchöpferiſchen Athem, warum leben wir uns nicht hinaus, warum ertragen wir das Bedeutungsloſe, das Widerwärtige, die höhniſchen Gegenſätze mit unſerm Innern, warum ſchaffen wir uns nicht eine gemeinſame objective Welt? Gott ſchuf uns aus einem Erdenkloſe. Sind wir vornehmer als der Herr? Denken wir erhabenere Gedanken als die Organiſation eines Menſchen? Giebt es ſo tiefe, zarte und ſchöne Dinge in uns, daß jeder irdiſche Spiegel zu rauh und ſchmutzig wäre, um ihren himmliſchen Strahl aufzufangen? Irren wir uns nicht. Das Reelle iſt die Kraft-

probe des Ideellen und was ſich ewig ſpröde der harmoniſchen Darlegung im Reiche der fünf Sinne entzieht, iſt am Ende nur eine Alberuheit oder ein transcendentales — X, das für uns ſo gut als nicht exiſtirt.

Wir haben es ſchwerer als die Alten; dies läugne ich nicht. Wir foltern uns an der Ungunſt der Vergangenheit, an der hiſtoriſchen Disharmonie der Bildungsingredienzen, an der höheren Aufgabe der Humanität, welche wir löſen oder daran untergehen müſſen. Die Schöpfungen unſerer größten Geiſter tragen weniger das Gepräge heiterer Luſt, als die Spuren des Kampfes, in dem ſie geboren; es ſind Acte der nationalen und perſönlichen Selbſterhaltung. Solche Acte muß ſich die ganze Nation und jeder Einzelne zumuthen. Jeder hat ſein Talent empfangen und wer wollte dem Germanen die urſprüngliche grandioſe Anlage zur Kunſt „ſeinem Straßburger Münſter und ſeinem Goethe gegenüber“ abſprechen? Per aspera ad astra muß unſere Loſung ſeyn. An das Störriſche und Rauhe unſeres Materials müſſen wir nun einmal hinan; dafür ſind wir Deutſche. Mit dem ſchönen heitern

Kunſtſpiele in leichten, bequemen, zugereiſten, durchſonnten Stoffen iſt es nichts. Es gehört dem Süden an und verloren und vertändelt iſt der Deutſche, der ſich ihm überläßt. Auch den Griechen iſt Leben und Kunſt nicht von ſelbſt in die Höhe gewachſen, in vielen Dingen mußten ſie ſich die unſäglichſte Mühe geben und gleichſam die Steinchen des Demoſthenes in den Mund nehmen. An Lebhaftigkeit übertrafen ſie uns ohnehin; wollen wir auch den Vorrang des Ernſtes und der Ausdauer ihnen überlaſſen?

Wir rühmen uns unſerer Gründlichkeit. Dies iſt eine gute Wurzel, wenn ſie lebendig im durchknoteten Stengel aufſchießt und Blüthen und Früchte trägt. Aber dieſe Pflanze gedeiht nicht, wo wir ſie anbauen, in den Ruinen der Geſchichte, ſondern nur im Schooße des Lebens und an des Tages ſonnigem Lichte. Aus dem Grunde des Gegenwärtigen und Lebendigen zu ſchaffen und geſtalten, dies iſt unſere Aufgabe und darin ſollen die Griechen und auf ihre Weiſe auch die Römer uns ewige Muſter ſein. Denn, wie verſchieden und eigenartig auch Geiſt, Gehalt und Stoff in beiden Welten, in antiker und mo-

derner, sein mögen, die Gesetze der harmonischen Production sind ewig dieselben, weil sie nichts anderes, als vergeistigte ewige Naturgesetze sind. Lernt diese Gesetze von der Natur — und vom Alterthum; Niemand hat jene zarter belauscht und idealischer nachgeahnt. Auch der einsame Hohepriester der Natur, Shakespeare, hat sie verstanden, und so gut, daß er auch die Griechen verstand, ohne sie gelesen zu haben; ja dieser Shakespeare muß die erste Naturbibel unserer Knaben sein, und sie müssen ihn früher kennen und verehren, als selbst die Griechen, weil er ihrer Zeit, ihrer Phantasie, ihrem Gemüthe befreundeter ist und daher lebendiger auf ihre Naturen einwirkt. Allein an Faßlichkeit und zweckmäßiger Schönheit der Formen übertreffen ihn die Alten. Dem einfacheren Prototyp der classischen Schöpfungen mit all ihrer Harmonie, Anmuth, Großartigkeit und fleckenlosen Schönheit wird man die Jugend am liebsten dann gegenüberstellen, wenn sie in ahnungsreicher, schwellender Kraft nach den unverfänglichsten, bildsamsten Mustern schöne Gestaltung sich umblickt.

Was soll ich dem Gesagten hinzufügen?

Studirt die Alten, um jugendlich zu dichten und zu leben! Studirt das Alterthum ſeines Geiſtes wegen und den Geiſt euretwegen! Studirt die Griechen als ob ihr ſie nicht ſtudirtet! Dies bleibt für uns Deutſche immer die ſchwierigſte Aufgabe bei allen unſern Studien.

Die alte und neue Weltkugel hat einen gemeinſchaftlichen Polarſtern: die Wirklichkeit, der lichtzitternde, ewig ſich erneuernde Moment, wo Ideelles mit Reellem ſich gattet. Seht ihn leuchten, dieſen ſchönen Stern, wenn ihr mit den Argonauten nach Kolchis ſegelt, mit Agamemnons Heere Ilium belagert, mit Odyſſeus nach Ithaka zurückkehrt, mit Leander zum Thurme der Hero ſchwimmt, mit dem verſtändigen Scythen Anacharſis die Reiſe durch die Wunderwelt der griechiſchen Städte und Stämme macht! Seht ihn leuchten dieſen Stern und merkt ihn euch wohl! Er ſoll euch zurückführen in eure Heimath, in die Welt eures eigenen Schaffens. Der Weg über Griechenland und Rom in die Gegenwart iſt ein Umweg, aber ein Umweg, der ſich lohnt! Macht ihn nicht zum Irrwege und Abwege! Directer geſagt, verändert euer bisheriges Syſtem! —

Denn, wer kann es läugnen, daß der bisherige Gang der humaniſtiſchen Studien, in Deuſchland ſowohl als in ganz Europa, dieſe Tendenz nicht verrathe? Wer will die Geſchichte der philologiſchen Humaniſtik in Schutz nehmen? Alles, was man ihr zu Liebe thun kann, iſt die Nachweiſung, daß ihre Verirrungen einen natürlichen Lauf nahmen und im Charakter der Zeit und der Nationen lagen; und dieſe Humanität gegen die Humaniora ſoll man auch an mir nicht vermiſſen.

Ich theile die Geſchichte der humaniſtiſchen Studien in drei Perioden. Man kann dieſe Perioden auf doppelte Weiſe, nach ihrem inneren Charakter und nach den Nationen bezeichnen, welche ſie vorzüglich repräſentirten. Die Italiener bilden die erſte, die Holländer die zweite, die Deutſchen die dritte Periode. Die italieniſche Periode war die begeiſterte, die holländiſche die ſcholiaſtiſche, die deutſche iſt die wiſſenſchaftliche. Dies ſind allgemeine, jedoch für den Kenner leicht verſtändliche Andeutungen, welchen ich jetzt eine kurze Erörterung beifügen will.

Der nächſte Impuls des Alterthums mußte

großartig und begeisternd seyn. Hinreißend und überwältigend wäre vielleicht das rechte Wort, denn die guten Köpfe mußten sich mit magischer Gewalt in Ideenkreise gezogen sehen, denen sie nicht gewachsen waren. Alle Eindrücke der Art sind unfrei und stoffartig und dadurch mehr hemmend, als fördernd. So war auch die Begeisterung dieser Periode, angefesselt an den Stoff, ohne rechte Freiheit des Bewußtseins. Für Kritik, sowohl philosophische als philologische, war noch keine Zeit Das Alterthum wurde noch gleichsam in Bausch und Bogen taxirt. Neues folgte auf Neues, und man verschlang Alles mit dem Heißhunger naiver Wißbegierde, die sich durch Krittelei im Einzelnen nicht aufhalten mag, und mit einem ungefähren Verständnisse in den Hauptsachen sich zufrieden stellt.

Anders aber mußte sich die Sache gestalten, als der erste Rausch vorüber war. Man fand, daß das Verständniß der alten Schriftsteller außer der Linguistik noch mancherlei historische Vorkenntnisse voraussetze, daß die Manuscripte und Editionen sich vielfach widersprachen und zur Kritik aufforderten, daß endlich für den öffentli-

chen und namentlich für den Schulgebrauch textuelle Erklärungen eine hübsche Sache wären. Diesen Bedürfnissen entsprachen am bereitwilligsten die Cisalpinischen Gelehrten, Franzosen, Engländer, Deutsche, Holländer, mit ihren angeborenen nordischen Inclinationen für Gründlichkeit, Verständlichkeit, Reinlichkeit und kritische Genauigkeit. Zu keiner Zeit haben die Scholiasten mehr Wasser auf der Mühle gehabt, als in den letzten drei Jahrhunderten. Langbärtige Grammatiker stürzten in den Antikensaal, hingen allen Bildsäulen Zettel in den Mund mit der Inschrift was sie vorstellten, was sie bedeuteten, klärten und wuschen sie ab oder castigirten sie nach ihrem Ausdrucke und kritzelten einen Ameisenhaufen von Observationen, Quästionen, Annotationen, Lucubrationen, Scholien, Centurien auf das Piedestal. Dabei zeichneten sich die Holländer durch mehrere bedeutende Persönlichkeiten aus, und Männer wie Scaliger, Grotius, Ruhnkenius u. A., verdienten es wohl, daß man die gesammte Richtung, wenn man nach dem besten Prädicate sucht, nach ihren Landsleuten bezeichnet. In diese Zeit fallen auch die Ursprünge der modernen Philosophie und Wis-

ſenſchaftlichkeit, vermittelt durch die Philologie, anknüpfend an das Alterthum, jedoch ungewöhnlich ſchnell auf eigenem Gebiete ſich zurechtfindend.

Alle dieſe Vorarbeiten trugen dazu bei, die Humaniſtik auf den heutigen wiſſenſchaftlichen Standtpunct zu ſetzen, welchen ſie namentlich in Deutſchland einnimmt. Keine Spur vom Ideenenthuſiasmus der älteren Italiener, aber auch wenig Nachbleibſel von dem foliantiſchen Pedantismus der Vorväter, dagegen allgemeinſtes Umfaſſen und Verfolgen des antiken Geſammtlebens bis zur Vollſtändigkeit ſeines ideellen und reellen Zuſammenhanges mit der genaueſten hiſtoriſch kritiſchen Einſicht in die conſtituirenden Theile deſſelben.

Die erſte Periode, die ſogenannte Wiedererweckung des Alterthums, muß ich die ſchönſte nennen. Die wiedererweckten Alten traten gleichſam perſönlich auf, ſie hatten etwas leichenduftige und derangirte Toilette, aber es floß ein wunderbarer Glanz von ihrer erhabenen Stirn und wo ſich Einer zeigte, wurde er von begeiſterten Schülern umringt, und welche Schüler! Raphael konnte ſie malen, das iſt genug geſagt! In der Sixtiniſchen Kapelle findet

man die ausgezeichnetsten beisammen. Diese Periode war schön, sie hat auch nur in ihrer Heimath, Italien, eigentlich geblüht. Der wirklich classische Boden, mit tausend noch vorhandenen Denkmälern überstreut, gab ihr einen täuschenden Vordergrund; im Hintergrunde stiegen die großen Erinnerungen der sieben Hügel auf, und Michael Angelo und Raphael riefen die Zeiten des Phidias und Apelles zurück. In der That, die Kunst machte die Täuschung vollständig, weil sie selber keine war; die Kunst, welche sowohl durch die Selbsterzeugungen des Genies als durch ihr Verhältniß zum Ewigen der Natur und Menschheit bestimmt war, den Traum des Alterthums zu überleben. Es war eine Chimäre, eine Verirrung, aber eine schöne, wenn man nur die damalige Zeit im Auge hat, wenn man alle diese Päpste, Cardinäle, Fürsten, Dichter, Gelehrte in einem edlen, durch Homer, Virgil, Plato, Epikuräer vermittelten Freundschaftsbunde erblickt, welchen man sich nicht bezeichnender als unter dem Bilde einer classischen Maurerei vorstellen kann. Auch die Poesie trat mit der Kunst in Bund, und es ist wohl schwer zu sagen, welche

von beiden am meiſten zur Verherrlichung dieſer Periode beitrug, eben ſo wenig, ob die Poeſie den humaniſtiſchen Studien, oder dieſe der Poeſie die ſtärkſten Reflexe gab. Freilich, das letztere anlangend, neige ich mich auf die Seite der Poeſie. Von den großen Vorgängern der Epoche, von Petrarka, Dante, Arioſto leidet es mindeſtens keinen Zweifel, daß ſie durch ihre Gedichte dem Anſehen der alten Mythologie und Hiſtorie größere Dienſte leiſteten, als durch dieſe ihren Gedichten. Der berühmteſte Zeitgenoſſe, Torquato Taſſo, bewegt ſich allerdings ſchon enger im harmoniſchen Kunſtkreiſe der Alten, aber ich fürchte beinahe, daß ſeine Schmiegſamkeit ihn etwas geſeſſet und daß er ihr das Feuer ſeines Geiſtes zum Opfer brachte. Jedoch, dies mag ſich ſo oder anders verhalten, es trug nur dazu bei, die Nähe der Alten fühlbarer zu machen. — Auch in Spanien und Portugal fand dieſe Luftſpiegelung Statt, nur phantaſtiſcher und barocker durchkreuzt von der Gegenwart, wie in Camoens und Lopez de Vega. Ja dieſe drei Nationen haben noch heutigen Tages ihr beſonderes Verhältniß zu den Alten und einen eigenthümlichen, ver-

ſönlichen und nationellen Verkehr. Ein ſpaniſcher Baccalaureus des unterſten Grades iſt immer ein anderer Menſch als ein Leipziger Magiſter: es mag ihm die nackte Unwiſſenheit, aber niemals wird ihm die nordiſche Kinderruthe aus dem durchlöcherten Mäntelchen herausſtecken. Das Leſen der Alten iſt bei ihnen keine Knabenſache. Leider bleibt auch bei ihren größten Geiſtern die claſſiſche Tendenz eine unfreie, und ſie bringen, wie man an Alfieri und noch an Manzoni ſieht, die poetiſchen Momente faſt immer der Abſtraction und der Gelehrſamkeit zum Opfer. Der neuerdings zwiſchen ihren Romantikern und Claſſikern erhobene Streit will nicht viel bedeuten. Durch ſolche literariſche Oberflächlichkeit wird Italien ſchwerlich eine Gegenwart und den hüpfenden Punct der Literatur finden.

Den Vorwurf des Antikiſirenden kann man der zweiten nordiſchen Periode der Humanitätsſtudien nicht machen, obgleich ſie ſich durchweg mit griechiſchen und römiſchen Antiquitäten beſchäftigte. Dieſe Periode iſt ſehr unerfreulich. Man ſah die Alten vor ihren Kleidern, die Ideen vor Büchern und Noten nicht. Doch will ich ihr,

die ſich ſelbſt ſo wenig Dank aus ihrer Reſignation holte, willig einräumen, daß wir ihr, beſonders gegen ihren Ausgang, wo ſie die höchſten Blüthen der Philologie aus ihren dürren Aeſten trieb, große Verpflichtungen ſchuldig geworden ſind.

Die heutige wiſſenſchaftliche Periode hat unſtreitig mehr Würde und geiſtiges Intereſſe. Die großen Perſönlichkeiten der Alten bleiben verſchwunden, aber man hat die ſtellvertretenden Alterthümer zum Begriffe des Alterthums erhoben. Es ſind nicht ſowohl die Ideen und Bücher der Alten, mit denen man ſich einſeitig beſchäftiget, als der ganze Complex der antiken Richtungen, welchem man die vielſeitigſte Aufmerkſamkeit ſchenkt. Schlimm nur, daß dieſe wiſſenſchaftliche Vielſeitigkeit durchaus gränzenlos iſt, weil ſie weder im Alterthum noch in der Gegenwart ein außer ihr liegendes Centrum anerkennt. Räumt man der Alterthumskunde die ſelbſtſtändige Würde einer Wiſſenſchaft ein, ſo verſteht es ſich, daß ſie außer dem Wiſſen keine Aufgabe hat, ſo wenig wie zum Beiſpiel die Botanik, welche ſich einzig und allein und ohne practiſche Nebenrückſichten

mit der wiſſenſchaftlichen Kunde der Pflanzenwelt abzugeben hat. Aber wie ſollte dieſes Convolut von Disciplinen, Alterthumskunde genannt, zur Exiſtenz einer Wiſſenſchaft gelangen? Man hilft ſich mit dem Plural, aber damit flüchtet man ſich aus dem Bereiche dieſer Frage nicht hinaus, ja im Gegentheil, man läuft ihr damit eben in den Weg. Die ſogenannten Alterthumswiſſenſchaften beziehen ſich entweder auf das Sprachliche, oder auf das Geſchichtliche des Alterthums. In beiderlei Hinſicht bilden ſie alſo nur Theile eines größeren Ganzen, mit welchem ſie organiſch verknüpft ſind, wie die amerikaniſche, aſiatiſche Flora mit der allgemeinen telluriſchen, und wie man nicht etwa eine beſondere Wiſſenſchaft der Botanik aus den Alpenpflanzen machen kann. Warum beſchränkt man aber den Namen und das Studium der ſogenannten Alterthumswiſſenſchaften auf Griechenland und Rom? Als Wiſſenſchaftstheile gehören ſie zunächſt dem ganzen Alterthum an, und ſo gut den Chineſen, Indern, Perſern, als den Griechen. In der That, unſere jungen Philologen merken dieſe Conſequenz und legen ſich ſchon hin und wieder auf das Judiſche.

Recht! Die Wiſſenſchaft hat keine Sympathien, ſie läßt ihre Sonne ſcheinen auf den Ganges und auf die Tiber, darin iſt ſie wie Gott. So wird man denn bald unſere alten Philologen auslachen, die nichts weiter verſtehen, als ihr bischen Griechiſch und Latein. Einen Fuß in Hochaſien, den andern auf den baskiſchen Bergen wird die künftige Generation der Philologen alle bisherigen Heroen ihrer Wiſſenſchaft, Wolf, Herrmann, Böth, Niebuhr, Welker, Ottfried Muller u. ſ. w. mit Achſelzucken unter ſich ſehen. Vive la conſequence! Habt ihr ihnen die Wiſſenſchaft eingebracht, ſo müſſen ſie ſie auseſſen. Euer Feſthalten an den bisherigen Schranken der Alterthumswiſſenſchaften iſt vor demjenigen Forum, vor welches ihr ſelbſt dieſe Wiſſenſchaften gebracht habt, auf keine Weiſe zuläſſig. Die reine Wiſſenſchaftlichkeit verlangt von euch das Opfer eurer philologiſchen Jugendliebhabereien, ſie beſteht darauf, daß ihr den Alterthumsſtudien und mindeſtens dem Begriffe und Namen dieſer Studien eine Ausdehnung angedeihen laſſet, welche ihrer wiſſenſchaftlichen Peripherie entſpricht.

Was kann man dagegen einwenden? Das

Einzige, daß die Alterthumsſtudien im engeren Sinn durch den Begriff des Claſſiſchen gezeichnet ſind, daß man ſie claſſiſche Studien, auch Humanitätsſtudien nennt. Welche Stärke hat dieſer Einwurf im Munde eines Philologen, der zugleich auf die reine Wiſſenſchaftlichkeit ſeiner Studien fußt? Alle Stärke, welche man von einem innern Widerſpruch erwarten kann.

Entweder hat die Alterthumskunde ihr Centrum im Begriffe der Wiſſenſchaft und dann hat ſie daſſelbe nicht in einem Anderen. Oder ſie hat ihr Centrum in einem Anderen und dann hat ſie es nicht im Begriffe der Wiſſenſchaft. Dieſer Schluß iſt mit ſo ſcharfen Zähnen garnirt, als nur der Rachen jenes fabelhaften Krokodils, von welchem er in der Logik den Namen führt.

Ich denke aber, es wird Zeit, dieſe Betrachtungen anzuſtellen; es wird Zeit, den Begriff des Claſſiſchen und der Humanität — eine Hendyaſis für claſſiſche Humanität — im Studium des Alterthums feſtzuhalten und ſich in Erinnerung zu bringen, daß nur in dieſem poſitiven, die Prozeſſe der Wiſſenſchaft von außen und obenher leitenden Begriffsmittelpuncte der Vorzug der claſſiſchen

Studien und das äſthetiſche Band ihrer Verknüpfung zu einem relativ geſchloſſenen Ganzen zu ſuchen ſei.

Die hitzige Thätigkeit unſerer Gelehrten in der wiſſenſchaftlichen Analyſe der Zuſtände und Erſcheinungen des claſſiſchen Alterthums wäre nur in dem Fall erfreulich und dankenswerth, wenn der künſtleriſche Blick, das Auge der Muſe ihre Hand leitete, und das hungerige gefühlloſe anatomiſche Meſſer in Reſpect hielte. Aber daran iſt nicht zu denken. Die wiſſenſchaftliche Analyſe treibt ein zerſtörendes Metier, und ſie muß den heiligſten und ſchönſten Leib aufſchlitzen, um die Lage der Inteſtinen und die Structur der Muskeln darzulegen. Das Schöne iſt zum zweitenmal geſtorben und nun erſt recht todt; aber ihr wißt doch, wie es inwendig ausſieht. Und wird die Analyſe nicht durch ihre Collegin die Syntheſe abgelöſet, welche von Anfang bis zu Ende der Operation lauernd an Sectionstiſche ſtand? Nähet ſie nicht die Hirn- Bruſt- und Bauchſchnitte der Analyſe ſo künſtlich wieder zuſammen, daß man kaum die Schneidernath mit Augen ſieht? Und verfährt ſie nicht bisweilen noch viel künſt-

licher, indem ſie, auf die handgreifliche Nachweiſung, daß die Geſtalt an Widerſprüchen ihrer Innerlichkeit mit der äußeren Form leide, zu einer ganz neuen Geſtaltung ſchreitet? Der Hemunculus iſt das Wunder der Wiſſenſchaft.

Dieſe tendenzloſe, nur für ſich ſelbſt begeiſterte, Wiſſenſchaftsperiode iſt der Ruin des Claſſiſchen im Alterthum. Ihr wollt Alles beſſer wiſſen, als die Alten, und eure einzige Wiſſenſchaft ſollte ſein, euch auf ihren Standpunct zu verſetzen, und dasjenige zu merken, worauf ſie das meiſte Gewicht legen. Freilich, man ſchreibt keine Folianten mehr über die Sandalen der Alten und ſonſtige Futilitäten, welche die Alten ſelbſt mit Stillſchweigen übergingen. Aber auch ſolche, an und für ſich intereſſante hiſtoriſch antiquariſche Unterſuchungen, die bloß im Intereſſe der Wiſſenſchaft angeſtellt ſind, haben nicht viel näheren Bezug auf den Geiſt und Charakter des gebildeten Alterthums. Man ſieht auch nicht, daß die gelehrte Analyſe und Syntheſe irgend wie mit dem Poetiſchen und Künſtleriſchen des Alterthums zuſammentrifft oder für die Gegenwart Leben und Geſtalt annahm. Ich verſtehe unter

dem Poetiſchen und Künſtleriſchen des Alterthums nicht bloß die Gedichte des Homer, den Stil des Demoſthenes, die Schöpfungen des Plato, ſondern auch den Glauben des Alterthums, ſeinen Geiſt und Athem, der ſich in dieſen und keinen andern Verkörperungen gefallen hat. Ueberall hat das Wirkſame, Fertige, Poetiſche des Alterthums gelitten; und es iſt ein Jammer zu erleben, wie wir einen Tag um den andern unſerer ſchönſten und kräftigſten Jugendeindrücke beraubt werden. Ihr wollt dem Alterthum hinter die Tapete ſehen, die rauhe Kehrſeite ſeiner bunten Webereien unterſuchen, ihr zerrt, rupft, trennt und knotet an den Fäden herum und das Reſultat iſt: ein ſchöner leibhafter Gedanke weniger und eine verwirrte Abſtraction mehr! Welche Arbeit! Und ginge das Weberſchifflein noch heutigen Tages lebendig vor eurem Augen hin und her, ihr würdet doch keine Weber werden.

Da iſt zum Beiſpiel die Mythologie. Man muß ſagen, ſie iſt in dieſem Jahrhundert ein ganz neues Studium geworden, voll intereſſanter Blicke in das mythendichtende Zeitalter, voll ſcharfſinniger Compoſitionen und Decompoſitionen das

mythiſchen Stoffes. Voß, Kreuzer, Kanne, Müller, Welker u. ſ. w. ſolche Namen braucht man nur zu nennen, um ſich das viele Vortreffliche, nach verſchiedenen Richtungen hin Verſuchte und Geleiſtete in Erinnerung zu bringen. Aber, was davon an die religiöſe Myſtik abgeht, daß Intereſſe der Wiſſenſchaft iſt auch hier ſo verſchieden von dem Intereſſe der Poeſie und Kunſt, daß man immer verſucht und gereizt wird die Anerkennung, welche man auf dem erſteren Standpuncte dieſen geiſtreichen, von Früchten der Beleſenheit ſtrotzenden Unterſuchungen nicht verweigern kann, vom letzteren Standpuncte aus unwillig wieder zurückzunehmen. Denn, wie ſchlimm ergeht es uns in der Regel, wenn wir nun aus dieſen gelehrten Abſtractionen, Hypotheſen und Perſpectiven in den Kreis der plaſtiſchen Objectivitäten der wirklichen, gebildeten Welt zurücktreten! Die Gegenſtände ſind von ihrer Stelle gerückt; wir fühlen uns geſtört in ihrer Anſchauung, indem wir gleichſam wider unſern Willen genöthigt werden, dieſelben unter dem künſtlichen Augenwinkel der Abſtraction, das heißt, ſchielend zu betrachten. Wir denken an die Urſprünge,

und Bedingungen ihrer Existenz, wir denken an das Eine und denken an das Andere, aber schauen nicht und genießen nicht mehr die ungetheilte naive Gegenständligkeit, welche uns früher entzückte. Wir wissen nun Alles viel besser, oder schmeicheln uns damit, hören nun zum Beispiel, welches natürliche Bewandniß es habe mit der Versetzung der Quellnymphe Arethusa von Griechenland nach Sicilien; aber das reizende Bild sehnsüchtiger Liebe erfreut uns nicht mehr — das Factische der Poesie ist zerstört. — Alle diese Untersuchungen haben mehr ein psychologisch-anatomisches Wissenschaftsinteresse, als ein dichterisches und artistisches.

Und so geht es in allen Zweigen des Alterthums. Die Wissenschaft dringt unaufhaltsam vor und läßt die Poesie, die Jugend, das Herz, das bewundern will, den Charakter, der sich stählen will, das Auge, welches sich an großartigen Existenzen bilden will, in trauriger Einöde hinter sich zurück. Es sind nicht die Alten mehr, denen man im Alterthum begegnet, es sind die Ansichten unserer Professoren über die Alten und über das Alterthum. Man sucht die Athener und findet

Böckh; man ſucht die Römer und ſtößt auf Niebuhr. „Bisher — ſo rief und zürnte einmal der große Goethe — „bisher glaubte die Welt an den Heldenſinn einer Lucretia, eines Mucius Scävola und ließ ſich dadurch erwärmen und begeiſtern. Jetzt aber kommt die hiſtoriſche Kritik und ſagt, daß jene Perſonen nie gelebt haben, ſondern als Fictionen und Fabeln anzuſehen ſind die der große Sinn der Römer erdichtete. Was ſollen wir aber mit einer ſo ärmlichen Wahrheit! und wenn die Römer groß genug waren, ſo etwas zu erdichten, ſo ſollen wir wenigſten groß genug ſeyn, daran zu glauben.“ —

Unendlich iſt gar das Detail, woraus man das moderne Alterthum zuſammenſetzt. Es fehlt nur immer das eine Einfache, die Seele des Alterthums. Was charakteriſtiſch, bedeutend und ſchön war in dem Leben eines athenienſiſchen Staatsbürgers, das begreife ich an Miltiades, Perikles, Sokrates, ohne mir das Auge an allen einzelnen Fäden blind zu ſchauen, woraus die Unterlage dieſes Lebens gewirkt war. Laſſet mir den Blick auf den großen farbigen Teppich der Geſchichte, dem ſo viele Blumen entſproßen, und

wühlt mir nicht das Erdreich um mit euren phyſikaliſchen Procedueren. Dieſe Erde iſt ja doch nicht meine Erde und wird keine Blüthe meines Geiſtes treiben. Die Hauptbedingungen einer groſſen geiſtigen Vegetation fallen mir leicht in die Augen: eine geſunde Wurzel, Quellwaſſer, Sonnenſchein, das athmende Spiel der Lüfte, das ſich in Zephyren einſaugt und in blitzenden Donnerhauchen wieder entläßt; ſo etwas begreift ſich bald, ſo etwas lernt ſich im Freien, im aufmerkſamen heiteren Wandel auf dem claſſiſchen Boden. Dazu bedarf es nicht des Actenſtaubes und der Entwerfung von ſtatiſtiſchen Tabellen mit einer beeidigten Genauigkeit und ängſtlichen Ausführlichkeit, als ob ſie den Einnehmern und Staatsbeamten von Athen zum practiſchen Handbedarfe ausreichen ſollten. Dies iſt alles gut deutſch, aber kein Griechiſch. Ich bekomme einen Stupor vor eurer Gelehrſamkeit, aber einen ſchlechten Begriff von den Intentionen, die euch im Alterthumsſtudium leiteten.

Gleicherweiſe iſt auch die philoſophiſche und poetiſche Literatur der Alten von ihrer hohen Stellung zu philoſophirenden und dichteriſchen Ge-

muthern zum kahlen Objecte des wissenschaftlichen Triebes herabgesunken. Ich kenne diese Richtung um so genauer, weil ich selber in jüngeren Jahren auf die fruchtloseste Weise mich in ihr abplagte, und läugne überhaupt nicht, daß die Erinnerung an meinen Studiengang und an theure Freunde, welche sich zu Mitschuldigen, ja Schildhaltern dieser unclassischen Verirrungen gemacht haben, einen wehmüthigen Schatten auf diese ohnehin unerfreuliche und sich selbst verdunkelnde Periode wirft. Dieses Geständniß wird das Gewicht meiner Worte nicht vermindern. Gewiß, ich erkenne das Verlockende der getadelten Richtung an, alles, was daran den Scharfsinn reizt, der Forschung einen thätigen Charakter giebt und sich als Ueberlegenheit in unerhörten esoterischen Kenntnissen einschmeichelt. Um so eifriger will ich die Jugend davor warnen, um so schärfer die Kennzeichen ausprägen, welche den beliebten Irrweg in allen Gebieten des Alterthums und namentlich auch in den letztgenannten gemeinsam charakterisiren. Die Aufgabe ist zunächst auch hier, einen streng-wissenschaftlichen Zusammenhang in die gründigen Evolutionen des

Alterthums zu bringen, einen Zusammenhang, der in den Daten nicht vorliegt, und dem sich einmal die isolirten Größen störend entgegensetzen, welche bisher als Fixsterne mit eigenthümlichem Lichte entzündend und begeisternd auf den Scheitel aller späteren Denker und Dichter hinleuchteten, und zweitens die Schicksale der Bücher, die leeren Räume, die nur mit Namen, aphoristischen Sätzen, zweifelhaften und widersprechenden Einzelnheiten hin und wieder angefüllt sind. Ein reiches Feld, wie man sieht, und in der That so reich, daß man sich in die Arbeit theilen muß. Die großen Persönlichkeiten, die mit ihrem Ruhme so viele philosophische und poetische Elemente absorbiren, die, gehörig vertheilt, vielen Anderen zu Gute kommen würden, diese Größen kann man freilich nicht immer auf gut Wolffisch klein kriegen, indem man sie, wie den Homer, mit sich selbst multiplicirt; aber man hilft sich damit, daß man so lange an ihrem Charakter dreht und rüttelt bis sich endlich irgend eine Seite von ihm herauskehrt als Frontispiz, welche früher unbeachtet im Schatten lag, wodurch denn eine überraschende künstliche Perspective mit einemmal

gewonnen wird. Durch dieſe Nachhülfe verwandelt ſich der populaire dämoniſche Sokrates in einen verkappten Metaphyſiker, welcher ſeine Schüler mit der früheren Philoſophie vermittelt; der dichteriſche Plato wird aus ſeinen ſchönſten Darſtellungen über den Eros und die Göttlichkeit der Ideen, aus dieſen Weiheſtunden, worin er uns vorzugsweiſe als der göttliche Plato erſcheint, herausgeriſſen und muß im verſchloſſenen Philoſophenſtübchen ſeinen Schülern das Geheimniß entdecken, daß ſeine Ideen eigentlich nur Zahlen ſind; die ſtrengen Stoiker, die Spartaner der Philoſophie, lehren nicht mehr das unvermeidliche Schickſal und die Verachtung der Schmerzen, ſondern vertiefen ſich in eine logiſche Kategorientafel, worauf ſie unbegreiflicherweiſe einen wunderſamen Werth legen. In der Poeſie erinnere ich an Herodot, von deſſen Ruhmestempel kein Stück auf dem andern blieb, an Aeſchylus, der kaum mehr als Dichter, nach dem, was er geleiſtet, ſondern als Repräſentant einer gewiſſen religiöſen Stimmung in Betracht genommen wird, an Euripides, bei dem man ſeit Friedrich Schlegel nur das Ritterlichſte wahrzunehmen verſucht,

was ich mir aus keinem andern Grunde erklären kann, als etwa durch die Annahme, daß er der Geschichte zum Opfer fallen mußte, indem man den jähen Untergang der attischen Tragödie dadurch sich erklärlicher machte, daß man ihren Todeskeim schon in Euripides setzte. — Was soll ich aber nach diesem von der großen Kunst sagen, welche man anwendet, um die Lücken auszufüllen? Da ist mir vieles ein Geheimniß, was ich bis auf diesen Tag noch nicht begreife. Findet sich in einem leeren Raume nur ein kleines winziges Ideen-Ei, so wird auf der hohlen Hand nach einigem Hauchen des Mundes ein vollständiger Philosoph und Dichter daraus. Eine gelegentliche Anspielung im Aristoteles, ein Wort, das ein Scholiast fallen läßt, eine abgerissene Stelle im Diogenes von Laerte, ein halbes Gedicht, ein Paar Sprüche und Widersprüche, dergleichen ist hinreichend, um es auf die Spule der Geschichte zu winden und daraus die Fäden eines Systems, einer besondern Dichtart zu entwickeln. In der Geschichte der Poesie machten die Schlegel damit den Anfang, die Schlegel, die unsäglich viel über alles und nichts zu sagen wußten. Un-

terſcheidungen der ioniſchen, doriſchen, äoliſchen, attiſchen Dichtarten nach dem Charakter der helleniſchen Stämme gingen ihnen leicht von der Hand, auch machten ſie einen guten Anfang mit einzelnen Dichtercharakteriſtiken auf dem Felde der Reſtauration, welche die kühnſten Verſuche der Art an den verſtümmelten Monumenten der Plaſtik zu übertreffen ſchienen. Doch blieben ſie in der Kunſt dieſer freien Handzeichnungen noch hinter der gegenwärtigen Ausbildung zurück. Die dunkeln Partieen der griechiſchen und römiſchen Poeſie hellen ſich immer mehr auf, die Inſpirationen werden dreiſter, die Umriſſe ſchärfer und vollſtändiger, die zerriſſenen Glieder der Poeten ſammeln ſich, und alle Lorbeerkränze, die bisher nur im hohlen Schreine des Namengedächtniſſes aufbewahrt wurden, weil ihre Träger in Staub und Aſche verſanken, kehren jetzt wieder auf ihre reſpectiven Häupter zurück. Ueber dieſes Wieder könnte man ſich nur freuen, wenn man was davon hätte. Aber man hat nichts davon, nichts, nichts, als ein geſpenſtiſches Grauen über die Wiedererweckung berühmter Todten, die ſtumm ſind oder abgebrochene geheimnißvolle Worte ſtü-

ſtern, ein Grauen vor antiken Geſpenſtern, die ein deutſcher Profeſſor als ſein Eigenthum vindicirt und an der luſtigen Kette ſeiner wiſſenſchaftlichen Phantaſien dem Publicum vorzeigt. Gelegentlich hat man aber auch den Verdruß davon, daß beliebte wohlerhaltene Dichter zurückgeſtellt werden, um jene zu beleben, und die Ungunſt ihres Schickſals auszugleichen. So wird Ennius ein größerer Poet als Virgil; und das ließe man ſich auch gefallen und könnte weiter darüber ſprechen, wenn dieſer Vater der römiſchen Dichtkunſt, dieſer

Ennius et sapiens, et fortis, et alter
Homerus
Ut Critici dicunt —

uns beſſer erhalten wäre, als in einigen Fragmenten, in Hinſicht derer ein Niebuhr am beſten wußte, warum er ſie dem ganzen prachtvollen Kunſtwerke des Sängers der römiſchen Urzeit vorzog. — Die Bearbeiter der griechiſchen Philoſophie anlangend, ſo bleiben ſie nicht zurück, wenn es die Ueberſpinnung lückenhafter Stellen und die mühſame Goldwäſcherei jener unzähligen abgeriſſenen Syſtemtheilchen gilt, welche glitzernd

im Strombette der Geſchichte liegen. Schleiermacher war hierin ein großer Meiſter, und noch gegenwärtig iſt es einer ſeiner Schüler, der Herr Profeſſor Brandis in Bonn, der mit einem noch größeren Vorrathe an Materialien dieſe Kunſt am geſchickteſten ausübt.

Dieſe ganze Richtung, ich kann ſie nicht loben, und nenne ſie noch einmal den Tod des Claſſiſchen. Meine Ueberzeugung habe ich rückſichtslos entwickelt, weil man nur auf dieſe Weiſe zu einem entſcheidenden Wendepunkt kommt, und weil ich die Nothwendigkeit fühlte, über das polemiſche Motiv der Herausgabe meines „Griechenland und Rom“ keinen Zweifel übrig zu laſſen. Auf Angriffe und Mißverſtändniſſe bin ich gefaßt. Das gröbſte Mißverſtändniß wird mich ſchnöde fragen, ob ich der modernen wiſſenſchaftlichen Behandlung des Alterthums gar kein Verdienſt einräume, ob alle dieſe Aufſchlüſſe über die Geſchichte, die Philoſophie, die Poeſie, die Kunſt des Alterthums mir keinen Gewinn brachten, ob ich gemuthet ſei, dieſes alles mit dem Zuſtande der Alterthumskunde vor funfzig Jahren zu vertauſchen? Ich werde darauf antworten, aber

nicht — ich bin durch eine harte Schule gegangen, ich habe geschwiegen und schweigen müssen in einer Zeit, wo mir das Herz vor Unmuth zerspringen wollte; und am wenigsten werden mich jetzt die Göttinger Anzeigen und die sonstigen akademischen Literaturzeitungen meines Vaterlandes aufreizen, beunruhigen und zur Gegenrede zwingen können. Antworte ich aber, so kann ich nur wiederholen, was ich jetzt sage: ihr irrt, diese Beschuldigungen sind ungerecht, sie beruhen auf einem falschen Sorites! Ich verwerfe das wissenschaftliche Princip als einseitiges Princip der classischen Studien, weil diese Studien jenes Princip, oder dieses Princip den Begriff jener Studien aufheben muß. Ich greife nicht die Wissenschaft auf ihrem Felde an, sondern ich vertheidige eine heilige Grenze, innerhalb welcher die unnahbaren Heroen des Alterthums herrschen, den Antikensaal der Jugend, wo nichts als Großes und Schönes sie umgeben soll, das letzte Asyl aller kräftigen, gebildeten Geister, welche nicht auf der europäischen Börse speculiren. Ich läugne keineswegs, daß diese Studien, auch in ihrer ächten Bedeutung, als classische Humanitäts-

ſtudien, hin und wieder durch die Reſultate der Wiſſenſchaft gefördert worden ſind, aber ich behaupte, daß dieſes, dem Princip der Wiſſenſchaft gegenüber, nur Zufälligkeiten ſind, welche gegen die Uebermacht der auflöſenden, zerſplitternden, die einfache Großartigkeit der Anſchauungen vernichtenden Einflüſſe nichts ausrichten.

Sollte ich noch etwas hinzufügen, ſo wäre es die Ausführung folgender Anſichten, mit welchen ich den Gegenſtand abſchließen will. Nur das wiſſenſchaftliche Princip, nicht die wiſſenſchaftliche Methode verletzt die Prärogative der Alterthumsſtudien. Die Methode kann ſich durchdringen von der Tendenz der letzteren und in ihrem Dienſte wirken. Thut ſie dieſes, dann wird ſie bei dem freieſten Spielraum, der ihr noch gelaſſen iſt, nicht ſtörend, ſondern nur ſegensreich in unſerm Zeitalter wirken. — Dieſe Anſicht iſt, wie man ſieht, eine vermittelnde, und wird vielen ein Genüge leiſten. Sie iſt die meinige; doch würde ich ihr, wenn ich ſie für mich ausſprechen ſollte, eine andere Faſſung geben. Etwa ſo: Iſt der Begriff der Wiſſenſchaft, welchen ich im Obigen von der Praxis der Katheder

abstrahirte, ein reeller, ewiger und lebendiger Begriff? Laßt hören! Die Wissenschaft ist entweder in Stoff und Form ein Selbsterzeugniß, wie z. B. die Mathematik; oder sie ist es nur in der Form, so daß der Stoff als ein gegebener hinzutritt. Um die letztere Art von Wissenschaft handelt es sich. Was ist diese Form? Nichts anders als eine gewisse Methode, den Stoff zu behandeln, geistig in sich aufzunehmen und zusammenzufassen, da er ohne diese Zusammenfassung nur als anorganische Wissensanhäufung, als Aggregat erscheint. Was zur Einheit eines Ganzen zusammengesetzt werden soll, muß sich Natur und Naturordnung gefallen lassen, muß Principien an die Spitze stellen, wie jedes Naturwerk, das sich nach Gesetzen, nach organischen oder mechanischen bildet, wie jedes geschichtliche Product, welches sittlichen Kräften und Gesetzen seine Existenz verdankt. Auf die Frage, woher die Wissenschaft ihre Principien nehme, antwortet die obige Definition. Sie nimmt ihre Principien aus der Erscheinungswelt, deren Wissenschaft sie ist, im weitesten Sinn aus Natur und Geschichte, im engeren Sinn aus jeder besonderen Abtheilung

und Unterordnung derſelben, welcher ſie ſich vorzugsweiſe widmet, und zwar auf die Weiſe, daß zu den allgemeinen oberen Principien, welche ſich ja niemals aufheben, nächſte ſpezielle Principien als vorzugsweiſe herrſchende hinzutreten. Hieraus reſultirt nun für das Allgemeine 1) daß nicht das bloße Wiſſen als ſolches einen Werth hat, ſondern nur in ſofern es ſich in den lebendigen wiſſenſchaftlichen Organismus fügt; 2) daß die Thätigkeit der Wiſſenſchaft, geſchweige ſich in ein wüſtes Material zu verlieren, eine durchaus künſtleriſche, geſchloſſene und in ſich lebendige iſt. Ihre erſte Thätigkeit iſt die naive Beobachtung der Prozeſſe und Reſultate des Lebens; ihre zweite, die Entdeckung jener großen Geſetze, welche heimlicher oder offenbarer in den Prozeſſen des Lebens zum Vorſchein kommen; ihre dritte eine Nachahmung der Natur, oder vielmehr ein Wetteifer mit der Natur, indem ſie, gleich dieſer, nur abgeſonderter, reiner, faßlicher, transparenter und, ſo zu ſagen, claſſiſcher die Prozeſſe, oder die Durchwirkung des Princips in den Stoff, wiedererzeugt — Alles dieſes ſollte nun auch von der Alterthumswiſſenſchaft gelten. Ihr allgemeines

Princip iſt das Geſetz der Geſchichte — welches den Weiſeſten noch im Dunkeln liegt — ihr ſpezielles das Claſſiſche, oder durch welches Wort man die Eigenthümlichkeit jener vorzugsweiſe begabten und menſchlich gebildeten Menſchheit bezeichnen will. Ihr Stoff iſt das ganze Alterthum, ſo weit es erwärmt, durchſonnt und geſtaltet iſt von ſeiner großen Lebensſeele. Für den Philologen, der lebendig von ſeiner Wiſſenſchaft durchdrungen iſt, bedarf es wohl nicht der Erinnerung, daß er die Prozeſſe und Reſultate des claſſiſchen Geiſtes nicht naturgemäß auffaſſen und künſtleriſch lebendig darſtellen kann, wenn ſie ihm nicht factiſch vor Augen liegen. Ein ſolcher wird mich begreifen, wenn ich behaupte, daß eine Beobachtung auf hiſtoriſchem Gebiete, welcher man erſt vorher die elementariſchen Stoffe zutragen und den Prozeß eigenhändig zubereiten muß, durchaus keinen wiſſenſchaftlichen Werth hat und den Namen einer leeren Spiegelfechterei verdient. Ich ſtehe nicht an, ſehr viel Berühmtes der Art unter dieſe Kategorie zu ſtellen. An Niebuhr's römiſche Geſchichte zu denken grenzte an Frevel; doch kann ich die Bemerkung nicht unterdrücken,

daß dieſer würdige Mann an der Spitze unſerer wiſſenſchaftlichen Verirrungen in der Alterthumskunde ſtand, und ſich bei all ſeiner Gelehrſamkeit ſo weit von der lebendigen Auffaſſung des Alterthums entfernen konnte, daß er durch einen wahrhaft claſſiſchen Moment der Zeitgeſchichte in apprehenſive Zuckungen gerieth, die bekanntlich ſeinen Tod herbeiführten.

Man wird es dieſer ganzen Darſtellung anſehen, daß ſie von verſöhnenden Abſichten dictirt iſt. Ich möchte die Alterthumswiſſenſchaft mit der Idee, mit der Kunſt, mit der Jugend in nähere Berührung bringen. Es ſchmerzen mich die vielen Talente, die ſich unfruchtbar verirren und am Ende ihrer Laufbahn verwundert ſind, daß ſie einſam und von der Jugend verlaſſen daſtehen. Ich möchte dieſen Talenten einen Wirkungskreis anweiſen, wo ſie ſich einen Namen holen können, ohne dem Lebensprinzip des Alterthums und der Gegenwart zu nahe zu treten. Aber ich weiß nicht, ob ich nicht in meinen Zugeſtändniſſen ſelbſt nur an eine hypothetiſche Alterthumswiſſenſchaft, bereits zu weit gegangen bin. Das claſſiſche Alterthum iſt zugleich eine claſſiſche Ueberlieferung,

deren Kunst durch Niemand überboten werden kann. Ihre Geschichte haben die Alten selbst geschrieben, und man wird uns doch nicht Wachsmuth für Thucydides, und Niebuhr für den Titus Livius Patavinus in die Hände stecken wollen! Das poetische und artistische Alterthum liegt in vielen tausend Kunstwerken Jedermann vor Augen, deren Anschauung und persönliche Aneignung doch immer die Hauptsache bleiben soll. Dagegen macht man aber die tägliche Erfahrung, daß die Jugend über alle Bücher und Schriften, welche das Alterthum behandeln, sich von dem Studium der Quellen abziehen läßt, und in allerlei Gewäsche über Kunst, Philosophie und Literatur des Alterthums hineingeräth und darin einen schlechten imaginären Ersatz für die herrlichsten Unmittelbarkeiten findet. Endlich wäre noch Folgendes zu bedenken. Jede Wissenschaft, die sich mit Sammelgut umringen muß, also jede historische Wissenschaft, ist der Gefahr der Pedanterie und der todten Auswüchse des Wissens ungleich mehr ausgesetzt, als eine andere, welche mit der inneren Erfahrung oder der sinnlichen Naturanschauung verkehrt, obgleich ich nicht in Abrede stellen will,

daß auch die Zahl der Naturpedanten und phyſikaliſchen Bücherwürmer in Deutſchland größer iſt, als man erwarten ſollte. Die Katze läßt das Mauſen nicht, und der Gelehrte nicht das Nachjagen ſolcher Stoffe, welche ihren einzigen Werth darin haben, daß ſie ſelten, unbekannt und unverarbeitet ſind. Und ſo wird es, fürchte ich, auch meiner hypothetiſchen Alterthumswiſſenſchaft nirgends an einer Hinterthüre fehlen, welche aus dem claſſiſchen Salon in ein vages, willkührliches, unkünſtleriſches Gebiet der Forſchung hineinführt. Welchen Schluß ſoll man ſich über dieſe Angelegenheit machen? Keinen, denke ich. Es geht eben, wie es geht. Nur an junge Muthige der Zuruf: hic Rhodus, hic salta!

Jetzt, indem ich vor dem letzten Abſchnitte meiner einleitenden Diatribe ſtehe und mich zu einem angenehmeren Geſchäfte als bisher, zur Ausübung eines Actes der Gerechtigkeit gegen die Geſchichte vorbereite und ſammle, jetzt möchte ich erſt meine Rechnung mit allem Bisherigen abſchließen und mir gleichſam den Rücken von einzelnen ſtörend nachzügelnden Gedanken frei halten. Ein raſcher Ueberblick belehrt mich, daß ein von

ſeinem Zwecke erfüllter Geiſt nicht mit Unrecht ſich auf den natürlichen Entwicklungsprozeß ſeiner Gedanken und Gefühle zu verlaſſen pflegt und ohne die ſtöchometriſchen Tafeln eines logiſchen Vorentwurfes ſich durch die Raugordnung wahlverwandten Stoffes hindurch prozeſſirt. Ich bemerke zunächſt, daß ich von einer Stimmung ausging, die ſo allgemein unter uns verbreitet iſt, als der geiſtige Druck eines unnatürlichen und zweckwidrigen Unterrichtſyſtems ſich fühlbar macht. Den Stachel der jugendlichen Erbitterung im Herzen fühlt man ſich nur zu geneigt, das aus allen mit Spinnegewebe überzogenen Winkeln deutſcher Katheder wiederhallende Echo von der hohen Würde und dem veredelnden Einfluſſe der Alterthumsſtudien für eine leere philologiſche Prahlerei zu halten, und dieſer zum Trotze und zur Beſchämung die polemiſche Theſis aufzuſtellen, daß die Einflüſſe des Alterthums ſehr ſtreitiger, ja bedenklicher Natur, daß die größeſten Productivitäten der Poeſie und Geſchichte am wenigſten mit dem Alterthum in Berührung traten, und daß nun gar von einer wiſſenſchaftlichen Nothwendigkeit dieſer Studien in unſern Tagen kaum die

Rede sein könne. Indem ich mich, und ich muß gestehen, ganz ohne Mühe, dem Raisonnement dieser Stimmung hingab, behielt ich mir von vorn herein die Unterscheidung des Alterthums von den Alterthumsstudien vor, welche letztere, statt ein leichtes, lichtes behülfreiches Medium zu sein zwischen den Alten und uns, sich im Gegentheil „zu einer schweren düstern Wolke zwischen der antiken Sonne und dem modernen Auge“ systematisch verdichten. Dieses Gebrechen näher in's Auge fassend, trieb ich die Schilderung desselben bis auf den höchsten Punct einer Alternative, welche mich sehr in Verlegenheit hätte setzen können, wenn sie nicht eben vorbereitet gewesen. Das Eine, was uns Noth thut, die Verbesserung des classischen Schulsystems, war ein langer Wunsch von mir, und ich durfte nur die Gedanken niederschreiben, welche mir seit lange über diesen Gegenstand zugereift waren. Ich entwarf also, nachdem ich das leichteste und schnellste Verbindungsmittel zwischen uns und dem Alterthum, die Uebersetzung, für unzureichend erklären mußte, die Grundzüge eines neuen Unterrichtsystems. Man verkenne mich nicht. Ich täusche mich gern,

besonders wenn die Täuschung ein Reiz zum Handeln wird. Aber zu wähnen, daß meine iberellen Substructionen besondere hohe Beachtung auf sich ziehen würden, dies konnte mir nicht in den Sinn fallen. Es war nur für mich und für den Leser dieser Zeilen, daß ich mir auf imaginäre Weise ein System vom Halse schaffte, welches sich wie Alpdrücken auf meine von Träumen der Zukunft wallende Brust geworfen hätte. In der That, jede Gedanke an dasselbe hätte mir das Weiterschreiben verleidet und nur durch den helleren Zwischengedanken eines besseren Systems konnte ich mich mit dem Lichte des Alterthums befreundet fühlen. Nun erst konnte ich fragen: warum betrachten wir dieses Licht? wodurch ist es unsere Freude? in wiefern vermag es wohlthätig auf uns zu influenziren? Diese Fragen, oder, mit anderen Worten, die Fragen nach der Tendenz der Alterthumsstudien und ihrem relativen Werthe wurden von mir, da der schwerste Anstoß beseitiget war, in freier, übersichtlicher Stimmung aufgeworfen und beantwortet. Daran schloß sich eine historische Betrachtung, die nicht zu umgehen, die Nachweisung nämlich, daß die bisherigen Re-

ſultate der Alterthumsſtud.en ſchon deshalb nicht befriedigend ausfallen konnten, weil, — außer dem triſten Syſteme des philologiſchen Unterrichts — die Richtung dieſer Studien, in Maſſe betrachtet, verkehrt und unzulänglich war. In der Charakterſtik der verſchiedenen Epochen verweilte ich am längſten bei der gegenwärtig herrſchenden, die ſich immer mehr in ihrem uneigennützigen Charakter beſtärkt und vom Alterthum nichts zu erwarten und verlangen ſcheint, was ſie ihm nicht doppelt und dreifach wieder zu erſetzen wähnt. Ich erkannte das Vornehme dieſer Stellung an, mußte aber die Jugend, die von den Alten lernen will und ihnen nichts zu bieten hat als eine für Größe und Schönheit empfängliche Seele, zur Annahme einer beſcheidneren Haltung ermahnen. Sprach dieſe Mahnung noch nicht deutlich genug aus meiner Kritik, ſo wiederhole ich ſie nochmals, ihr Geliebten! Gleichet nicht denjenigen, welche über das Alterthum herfahren mit Hammer und Meißel und jeden Torſo anmaßlich reſtauriren wollen! Haltet euch an das Fertige und Vollkommene des einmal Geſtalteten und nähert euch demſelben, wie die Alten ihren

Göttern zur Zeit der Krankheit und der Dürre, mit dem Stabe der Flehenden! Dieſer heilige Stab wird eure Hände ſchöner zieren, als das gelehrte Werkzeug der Arroganz und der Vermeſſenheit. — —

Ich ſprach von einer Pflicht gegen die Geſchichte, deren angenehme Erfüllung mir noch bevorſtände. Was kann ich anders damit meinen, als die Erwähnung jener beiden merkwürdigen Literaturepochen Frankreichs und Deutſchlands, in welchen die Idee des Claſſiſchen ſich bis zum Range einer leitenden Idee erhob und mehr oder minder auf die geiſtiger Erzeugniſſe, ſowohl der Form als dem Inhalte nach, Einfluß zu üben ſchien. Beide Epochen haben mit einander, und gemeinſchaftlich mit einer dritten, der vorerwähnten italieniſchen, eine gewiſſe allgemeine Aehnlichkeit; jedoch ſieht man bald, daß ſie ſchon in Hinſicht auf die letztere bedeutend von einander abweichen und nicht minder unter ſich ſelbſt auf das Eigenthümlichſte ferner charakteriſirt ſind. Gemein iſt ihnen die Erhebung über die philologiſche Sphäre und jener ſchöne wolkenloſe Stern, welchen Taſſo, Racine und Goethe als den Stern

der Poeſie verehren. Allein der Italiener und der Deutſche fußen auf einer modernen Unterlage, jener neigt ſich zugleich vor dem Kreuze der Ritterpoeſie, dieſer vor dem großen Genius des Shakeſpeare; dagegen der Franzoſe, Stoff und Form aus dem Alterthum entlehnend, kein anderes poetiſches Subſtrat beſitzt, als den Hof von Verſailles und den franzöſiſchen Nationalcharakter, welcher durch die „noble Phraſe“ mit der Poeſie und dem großen Stil der Alten verwandt zu ſein ſich ſchmeichelte. Können ſich alle drei die Bewunderung des claſſiſchen Alterthums, ihrem Grade nach, nicht ſtreitig machen, die Palme der höheren Einſicht werden ſie dem Deutſchen überlaſſen müſſen. Die Bewunderung des Italieners war ein Enthuſiasmus, der etwas von dem Ahnenſtolze des Enkels und von der abſoluten Pietät gegen erlauchte Vorfahren hatte. Die Bewunderung des Franzoſen miſchte ſich mit dem eitlen Gefühle einer nationalen Wahlverwandſchaft und erſtarrte zuletzt in den Feſſeln einer doruirten, angeblich claſſiſchen Geſetzgebung, welche, ihrem Geiſte nach, ſehr unclaſſiſch war. Die Bewunderung des Deutſchen entſprang aus dem Bedürf-

niſſe der Harmonie, aus dem unbefriedigten Sinne für Schönheit, aus der Einſicht in das Weſen derſelben. Ich denke jetzt nicht allein an Goethe; ich meine mit dieſen Worten die ganze Epoche „Winkelmann und ſein Jahrhundert" charakteriſirt zu haben. Bedürfniß! Sinn! Einſicht! und zu allem dieſen, was die ewige Bedingung eines fruchtbaren Studiums der Alten iſt — ein bedeutendes Talent! Dies leidet keinen Vergleich, und wenn auch alle die Conſtituenten dieſes einzigen Abſchnittes in der Geſchichte der modernen Alterthumstendenzen, nicht die unſrigen wären, wir müßten ihnen vorzugsweiſe unſere Aufmerkſamkeit ſchenken und die Reſultate einer ſo glücklichen Vereinigung von Eigenſchaften in Erwägung ziehen.

Es iſt aber durchaus unmöglich, die Reflexionen über eine geiſtige Bewegung in Deutſchland im Allgemeinen zu halten. Was wir eine literariſche Epoche nennen, iſt ein ſo deutſcher Begriff, daß er bei andern Nationen ſeinesgleichen nicht hat. Unſere Gelehrten haben die Schule und ſo ziemlich den Bau der Wiſſenſchaft miteinander gemein; im übrigen, ich will ſagen, in der

Gesinnung und in allen freien Thätigkeiten des Geistes, welche erzeugender Natur sind, durchschneiden und verwirren sich ihre geistigen Rhadien dermaßen, daß man, wenn man sich eine sogenannte Epoche anschaut, eher das Bild der atomistischen Schöpfung als den harmonischen Sphärenlauf verschiedener Welten zu sehen glaubt. Eine epochemachende Richtung ist uns nur diejenige, welche von hervorragenden ausgreifenden Geistern beschrieben wird, ohne Rücksicht zu nehmen auf die tausend excentrischen Kreise, welche ihr System durchirren.

Aber auch in Hinsicht auf Erstere ist ein solidarisches Verfahren nicht zulässig. Jeder will einzeln charakterisirt seyn, ja nicht selten stellt uns die Geschichte eines Einzelnen eine Reihe von öffentlichen Metamorphosen dar, die wieder einzeln betrachtet werden müssen.

Dieses vorausgesendet, so entsteht für uns die Frage, welche Persönlichkeiten wir als die Stellvertreter der ganzen bezeichneten Richtung herausheben wollen? Entscheiden wir uns für Winkelmann, Lessing, Herder und Goethe, diese vier Heroen unserer Literatur, welche am ent-

schiedensten lehrend und wirkend der Idee des Classischen sich hingaben und am wenigsten von einer Scheidewand zwischen antiker und moderner Kunst etwas wissen wollten.

Vergleicht man die Bildungsgeschichte dieses classischen Dreigestirns mit einander, so wird man überrascht durch die Bemerkung, daß nicht sowohl die griechische und lateinische Literatur, als die neuere französische und zumal englische die ersten belebenden Einflüsse auf ihren jugendlichen Geist äußerten. Man nehme dies von allen und namentlich auch von Winkelmann als ein Factum hin, welches die genaueste historische Einsicht in den Gang ihrer Bildung nur bestätigen wird. In dieser Hinsicht theilten sie also dasselbe Loos mit allen Geistern des vorigen Jahrhunderts, so gut mit Klopstock und Wieland, als mit Hippel und Lichtenberg, so gut mit Schiller und Jean Paul, als mit Thümmel, Weiße, Nicolai, Herrenberg und den Unzähligen „welche damals von Unsterblichkeit träumten."

Und nichts war gut und wird stets natürlicher und wohlbegründeter sein, als diese Präregativeder modernen Literatur, der heimischen, wie der aus-

ländiſchen, aus allgemeinen Urſachen, welche ich bereits oben, an geeigneter Stelle, dargelegt habe. Für jene Zeit kam indeß noch eine beſondere Urſache hinzu. Das damalige philologiſche Studium übertraf noch an Reizloſigkeit und Mangel höherer Motive das Studium in unſern eigenen Jünglingsjahren. Durch ſich ſelbſt hätte die alte Literatur, wie ſie gelehrt und getrieben wurde, ſchwerlich auch nur den geringſten Einfluß auf die Geiſter des vorigen Jahrhunderts gewonnen. Winkelmann's Auge mußte erſt auf eine griechiſche Statue fallen, um von dem Strahle antiker Schönheit getroffen zu werden; Leſſing mußte durch Winkelmann's Kunſtgeſchichte zu ſeinem Laokoon und durch die Beſtreitung der franzöſiſchen Bühne mit den Waffen ihrer eigenen Patronie zu den dramaturgiſchen Blättern und ſeinen claſſiſchen Dramen gelangen; Herder mußte ſich an Winkelmann und Leſſing aufranken und außerdem in ſeinem Amte und einem jugendlichen Ehrgeize Veranlaſſung finden, mit ſeinen vortrefflichen Literaturbriefen u. ſ. w. aufzutreten; und Goethe, Goethe mußte erſt ſeine Reiſe nach Italien machen und dort ſeinen Kunſt-

geſchmack auferbauen, um die Rythmen des Taſſo und jener Iphigenie zu dichten, „welche er vor den Griechen voraushat.“

Für Winkelmann blieb die plaſtiſche Kunſt, welche ihn zuerſt mit dem Alterthum befreundete, die Geliebte bis an ſein tragiſches Ende. Er widmete ihr ſeine Gelehrſamkeit, die profus war, und was noch mehr wog, ſeinen dichteriſchen Geiſt und alles Feuer, das ſein Herz aus einer freudeloſen, einſamen Jugend gerettet hatte.

In Leſſing's Verhältniſſe zu den Alten iſt eigentlich kein beſonderer Moment hervorzuheben; es wäre denn jener kritiſche und dramatiſche, welchen ich ſo eben erwähnte. Leſſing ſympathiſirte mit den Alten in jeder Fiber.

Herder's umfaſſende Berührungen mit der alten Welt waren durchaus ſittlich; bald weich und klagend ob der entſchwundenen Jugendzeit der Menſchen, unter welchem Bilde er ſich das Griechenalter am liebſten vorſtellte, bald mit ſtürmiſchen Reactionen auf die Gegenwart, wenn der groſſe und wahre Gedanke ſich ſeiner Seele bemächtigte, daß die Idee der Menſchheit ihre ewige Jugend in ſich trage; ſtets aber ein wenig ſchwan-

lend und von pädagogiſchen und theologiſchen Rückſichten durchkreuzt.

In Goethe ſchien die ruhige Plaſtik wieder das Uebergewicht zu erhalten. Er näherte ſich dem Alterthum mit ſchon bewährter poetiſcher Kraft, indem er ſich zugleich von ſeinen Zeitgenoſſen abwendete, mit denen er, wegen ihrer Ueberſchwänglichkeit im Streben und Unzulänglichkeit im Leiſten, nichts zu ſchaffen haben wollte.

Unterſucht man nun die Reſultate, welche für jeden aus dieſen Verhältniſſen entſprangen, ſo muß man geſtehen, daß Winkelmann auf das wunderbarſte durch die Alten berührt und gehoben wurde. Man traut ſeinen Augen kaum, wenn man die raſchen Verwandlungen ſeines äußeren und inneren Menſchen gewahret. Durch ſeine Reiſe nach Italien wurde dieſer arme Privatbibliothekar, der Sohn eines Schuſters in der Ukermark, zum Colombo einer verſchwundenen Atlantis, der antiken Kunſt, welche durch den verirrten Kunſtgeſchmack der Franzoſen ſo gut als verloren und mit der Ahnung ihrer ideellen Schönheit untergegangen war. Sein Bewußtſein davon war groß und naiv; auf ähnliche Weiſe hat wohl

nur Klopſtock, und wenn man ein neueres Beiſpiel aus fremder Region wählen darf, Napoleon nach ſeinem Feldzuge in Italien empfunden. Mit Klopſtock hatte Winkelmann in der That Vieles gemein: den Schwung der Geſinnung, die claſſiſche Großheit der Formen, das ſchöne antike Bedürfniß der Freundſchaft, als eines brüderlichen Seelenlebens, endlich eine gewiſſe poetiſche Leichtigkeit, das Wirkliche zu ertragen, zu behandeln und zu benutzen, obgleich, wie es ſcheint, Winkelmann in dieſer Anſchmiegung mehr dem Inſtincte ſeiner Natur, der vornehmere Klopſtock mehr den Regeln einer heiligen Diplomaſie folgte, welche den geweiheten Sänger des Meſſias in Berührung mit der Welt, am Hofe zu Kopenhagen und auf den Schlöſſern ſeiner Freunde leitete. Aber von beiderlei Art kann man ſich heutigen Tages kaum einen rechten Begriff machen; denn mancher Widerſpruch, der in gegenwärtigen Verhältniſſen ſchreiend hervortritt, lag damals noch ruhig ſchlummernd auf den Roſen perſönlicher Achtung und Neigung.

Das ſichtbarſte Zeichen von Winkelmanns Förderung durch die Alten war wohl ſein reiner,

klarer, künſtleriſcher Stil — zu ſeiner Zeit ein Wunder, und noch jetzt, beſonders in den Paſſagen, wo ſeine Begeiſterung, ſein ausdrücklicher Wille die letzte Feſſel der Unbeholfenheit abſtreiften, eine plaſtiſche Studie. Seine Gedanken waren die Anſchauungen eines Künſtlers, ſeine Anſchauungen eben ſo viele gewählte anſchauliche Worte, ſicher ihren Zweck zu erreichen und das Bild unvergeßlich zu machen. In Schilderungen berühmter Statuen, des Apoll von Belvedere, des Laokoon u. ſ. w. iſt er zugleich anſchaulich und pathetiſch, indem er die Schilderung mit ſeinen Empfindungen anhaucht. Iſt dieſe Verſchmelzung auch nicht zum Muſter aufzuſtellen, ſie rechtfertigt ſich durch jene Zeit, wo man das Schöne erſt als ſchön in ſeiner Wirkung aufzeigen mußte und wo die orphiſche Leier — nicht den Stein, der ſchon beſeelt war — ſondern die Menſchen, die es nicht waren, zu beſeelen hatte. Und wer möchte jetzt, da uns die Augen für das Schöne mehr geöffnet ſind, nicht wiſſen, wie einſt Winkelmann empfunden hatt? — Das Lob ſeines Stils gilt jedoch nur von ſeinen, für die Oeffentlichkeit beſtimmten Werken. Die Sammlung ſeiner Briefe zeigt, daß er

privatim gerne im Negligee ging. Auf einen höchſt verworrenen Brief an ſeinen ehemaligen gräflichen Principal hat Goethe bereits aufmerkſam gemacht. Eine ſolche große offene Natur mußte ſich freilich in der Dialectik, gewiß unnöthiger, Ausflüchte ſeltſam verwirren.

Worin Leſſing durch das Alterthum gefördert wurde, iſt ſchwer anzugeben. Sein Stil? Seine Dramen? Gewiß! eine Emilie Galotti ſchrieb ſich nicht ohne Griechenland und Rom. Aber ich finde nichts, was ſpeciell an irgend eine Seite ſeines Studiums ſich anknüpfen ließe. Er ſcheint mir der antikeſte von allen, aber womit dieſe Anſicht auch Anderen einleuchtend machen? Man könnte mich auf der Stelle mit ſeiner jüdiſchen Teleologie und ſeinen elenden theologiſchen Polemiken widerlegen. Auch ſprach er wenig von den Römern und Griechen und ſelbſt im Laokoon citirte er ſie nur beiſpielweiſe, um äſthetiſche Begriffe zu analyſiren. Man kann die großen Worte zählen, die ihm gelegentlich entfielen, worunter ſein bekanntes Urtheil über Goethe's Werther wohl das bedeutendſte iſt. Sein Herz war ein harter Feuerſtein, der überall Funken

geben mußte, wo der Stahl des Alterthums ihn berührte. Umging er das Alterthum, wie man nutzloſe Erſchütterungen flieht? War ſein Schweigen noch claſſiſcher, als die ſchönſte Rede es geweſen wäre? Wer kann darüber abtheilen; es iſt ein Problem und ich komme noch einmal auf daſſelbe zurück.

Zur künſtleriſchen Production iſt Herder durch die Alten nur ſchwach angeregt worden; auch kann man nicht ſagen, daß ſein Stil den vertrauten Umgang mit den Claſſikern verrieth. Dieſer blumreiche Stil hatte nichts Erotiſches, es ſei denn die orientaliſche Monotonie der Gleichniſſe von Acker und Baum. In der Jugend ſchrieb er keck und elaſtiſch. Im vorrückenden Alter ward ſeine Gedankenreihe kontinuirlicher, ohne dadurch periodiſcher zu werden. Der Kanzelredner der Humanität löſte den Belletriſten ab. Seine Anſchauungen waren ſtets, wie ich ſchon bemerkte, ſittlich äſthetiſch, wie er denn eine ſo reine, tiefe, ahnungsvolle Natur war, daß ihm nicht leicht die Seele einer Erſcheinung entging. Darin liegt ſeine Unübertrefflichkeit als Darſteller des claſſiſchen Alterthums. Von Grie-

heiland entlehnte er das, auch in ſeinen Augen nur beziehungs- und annäherungsweiſe, ſchönſte Beiſpiel der Humanität. Die Idee als Perſon der Humanität fand er in Paläſtina, das Ideal derſelben in ſeinem Buſen. In ſeinem gediegenſten letzten Werke, den Ideen zur Geſchichte der Menſchheit, leuchtet ſein Ideal in allen Strahlenbrechungen, deren der geſchichtliche Stoff nur fähig, und daraus entſtehen ihm jene allgemeinen Regeln der geſchichtlichen Geneſis, welche man am Ende eines jeden Abſchnittes aufgeſtellt findet. Wenn er den Satz lehrte, daß alles werden mußte, wie es geworden iſt, ſo will er dieſen Satz keineswegs dem Grundprinzip der Humanität, das iſt, dem Prinzip freier menſchlicher Kraftentwicklung nach den Geſetzen und im Kreiſe der Menſchheit, überordnen oder nebenordnen, ſondern ihm ausdrücklich in ſeiner Abhängigkeit davon darſtellen. Er will unſer Geſchlecht gleich weit von der atomiſtiſchen Zufälligkeit der Ereigniſſe, als von einem über den Wolken geſchmiedeten Kettenringe entfernt halten, indem er die innere und äußere Entwicklung deſſelben ihm, und ihm ausſchließlich vindicirt. Daß aber

dieſe Entwicklung als geſchichtliche, dem Geſetze alles Lebens, der inneren Nothwendigkeit anheim fällt, iſt eine ſo unerſchütterliche Thatſache, als es dieſe iſt, daß die Freiheit — nicht etwa ein Traum — ſondern die reelle Aufgabe iſt, nur dasjenige als nothwendig in und außer ſich zu dulden, was ſich dem Ideenleben harmoniſch integrirt. Dies iſt mit wenigen, aber inhaltſchweren Worten die Herderſche Grundanſicht. Trat ſie ihm nicht immer mit gehöriger Deutlichkeit in's Bewußtſein, ſo ſchützte ihn deſto mächtiger ſein Leben und Weben und ſein Genius vor Widerſprüchen, die man ihm in dieſer Hinſicht etwa zur Laſt legen wollte. Humanität und Freiheit waren ihm gleichbedeutend: für die Zukunft ein Ideal, für die Gegenwart eine Aufgabe, für die Vergangenheit eine Löſung, welche den Maaßſtab ihrer Beurtheilung in der Idee der Menſchheit findet. Ich läugne nicht, daß ſich in manchen, beſonders jugendlichen Aufſätzen von ihm, wie zum Beiſpiel in dem höchſt intereſſanten Vorläufer ſeiner Ideen, welche den Titel führt; „Auch eine Philoſophie zur Geſchichte der Menſchheit,“ eine ſcheinbar bisher-

monische Ansicht entsprudelt welche auf den ersten Blick mehr wild und wogend, als sittlich und ideenhaltig befunden werden möchte. Allein Herder, unser sittlich großer Herder mag uns dafür Bürge sein, daß wir jenen Schrei nach Luft und frischer Bewegung, welcher hier so unbestimmt sich hören läßt, gänzlich mißverstehen, wenn wir ihm einen andern als einen sittlichen, jugendlichen reinen Inhalt beilegen. Ach! die Jugend ist fast immer reiner und besser als das Alter, und in manchem Kriegsworte, worüber die greise Paire den Stab bricht, ruht der heilige Geist wie im Schooße der unbefleckten Jungfrau. Wenn Herder mit wallenden Locken der Geschichte zuruft; Kräfte entwickelt! Kräfte losgelassen! Einerlei wo hinaus! so mag man wohl über das Tumultuarische dieses Jugendranges lächeln, aber verdammen und schelten soll man es nicht. Es ist dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen; und wenn ein Herder die Energie des Lebens um jeden Preis in Schutz zu nehmen scheint, so ist sein äußerstes quand même irgend eine Phantasie, die edler und sittlicher, als die Wirklichkeit. Ich glaube nicht, daß Herder,

als er jenes schrieb, über die Geschichte der Römer und das stürmische Mittelalter günstiger urtheilte, als in späterer Zeit, wo er die Briefe zur Förderung der Humanität und die Ideen herausgab. Welcher unter uns, der ein Mann ist, zieht nicht das dramatische Leben, welches Römer und Ritter führten, einem schaalen Fasching vor? Aber dem Ideale der Humanität, ja nur dem schönen Dasein Griechenlands gegenüber fällt uns die eine wie die andere Erscheinung auf eine Stufe der Bildung herab, die Niemand von uns theilen möchte. Herder achtete die große sittliche Kraft der Römer, aber er fand sie nach Außen roh und egoistisch, nach Innen zu gepreßt in den ehernen Banden und Ringen einer Entwicklung, welche bloß bürgerlich römisch, und nicht selten etwas weniger als menschlich — dumpf und schauerlich — war. Etwas ähnliches begegnete ihm im Mittelalter. Die Menschlichkeiten, in welche sein Urtheil hier verfiel, mögen ihm die Herren von Raumer und von Savigni verzeihen! Wer Herders Gemälde des Mittelalters zu dunkel findet, mag vor die Staffelei der genannten Herren treten und sein Auge am paradiesischen

Glanze weiden. — Muß man nun unſern Herder vor ſolchen Bezüchtigungen grober Widerſprüche im Prinzip durchaus in Schutz nehmen, ſo muß man doch bekennen, daß ſich etwas in die Ideen eingeſchlichen hat, welches nach Herders Meinung den Begriff der organiſchen Gliederung der Geſchichte durch bildliche Anſchaulichkeit fördern ſollte, aber, bei Licht betrachtet, ſtörend in dieſen Organismus eingreift. Ich meine das unglückliche Bild der Lebensalter, womit Herder ſein Lebelang ſich plagte. Von der altorientaliſchen Geſchichte läß man ſich gefallen, daß ſie als Kind im Graſe ſpielt, obwohl es immer ein tiefſinniges Kind bleibt, das ſo wunderbare Sprüchen und Mythen erdichtet und mit ſeinen Händchen auf den himmliſchen Thierkreis ſo vertraut wie auf ein nürnberger Aſtrolabium tupft; auch kann es immerhin Wunder nehmen, daß unter den Kindern auch alte Leute ſind mit langen ſilberweißen Bärten und mit klugen, frommen, ehrwürdigherrſchenden Augen, welche man Patriarchen nennt und gar nicht unter die Kinder zählt. Aber vom uralten Morgenlande will ich das Bild der Kindheit, aber, wenn man es verzeihen ſollte, in

Rücksicht auf den heutigen Morgenländer, der aussieht wie ein kindisch gewordener Greis, das Bild des Greisenalters allenfalls gelten lassen. Es ist eben nur ein Bild, das etwas Geheimnißvolles, an der Oberfläche Klares, in der Tiefe Dunkles und Unergründliches bezeichnen soll. Es ist ein Ersatz für das Prinzip der Geschichte, welches sich auf ein Zeitalter nicht anwenden läßt, wo Göttliches, Menschliches und Natürliches mythisch zusammenfließt. Aber dies Bild in die Geschichte aufnehmen, heißt es schielend machen und das Prinzip beeinträchtigen. Jede Zeit läuft ihre Perioden durch — die Welt wird alt und wieder jung. Wir sind nicht alt geworden durch die Erbschaft aller Zeiten, wir sind zu betrachten als reicher Leute reiche Kinder, welche das Ihrige und sich selbst an dem Ihrigen ruiniren, oder einen weisen Gebrauch davon machen können.

Goethe endlich. Ueber ihn kann ich mich mit wenig Worten fassen. Wäre sein Gewinnst auch nur die einzige Iphigenie, es wäre groß genug und beneidenswerth. Wem mit der Jugend die poetische Thräne versiegte, der lese die Antigone des Sophokles und die taurische Iphi-

genie. Allein Goethe gewann mehr durch die Natur, als ein Drama — die Vollendung seines Wesens, wie er sich sein Wesen dachte und wollte. Die Natur und die Natur, in diesem Kreise schloß er sich ab.

Nach dieser Darstellung sehen wir also die günstigen Resultate der Alterthumsstudien im Sichtbaren bei Winkelmann und Goethe. Die Stimmung, worein sie die Atmosphäre des Alterthums versetzte, war eine ruhige, selige, gemüthvolle, zur künstlerischen Arbeit anregende. Woher? Einmal, weil in ihrer Natur das Künstlerische überwog. Zweitens, weil sie durch die Gegenwart nicht gestört wurden, und sich in ihrer eigenen Gegenwärtigkeit Genüge thaten. Waren sie unempfindlich gegen die Welt? Fühlten sie keine Sehnsucht nach lebendiger Umarmung? Dann müßten sie nicht die gottbegeisterten dichterischen Naturen gewesen sein, die sie waren. Goethe unempfindlich! Er, den jeder Hauch stimmte und verstimmte! Nennt ihn nicht stark und groß genug, um wie Shakespeare den Sturm aller Leidenschaften durch seine Seele durchgehen zu lassen, nennt ihn sogar weiblich in seinen Empfindungen, weil er sich durch

geschlossene Lippen, durch abgewandte Augen, durch einen stählernen Panzer gegen sie schützen mußte. Noch mehr! Nennt ihn egoistisch, weil er in fortwährenden ängstlichen Selbsterhaltungen seines Wesens begriffen war; und, wollt ihr alles erschöpfen, nennt ihn kleinlich, weil er einen guten Theil seines Wesens mit dem Hofe von Weimar verwechselte. Dies alles ließe sich hören, und man kann darauf antworten. Aber unempfindlich! Das ist zum Verzweifeln.

Eine andere Frage ist die, ob Goethe's classische Studien ihn nicht um einen frischeren Lorbeer betrogen haben. Ich regte bereits diese Frage auf; ich muß sie verneinen. Goethe war nicht mehr jung und seine Stellung hatte sich mit ihm crystallisirt. Als er die Iphigenie schrieb, konnte er keinen Werther, Götz und Faust, ich meine etwas Leidenschaftliches, dichten. Und einen anderen Sinn kann wohl die Frage nicht haben. Er mußte sich also auf die Anerkennung beschränken; und es fehlte ihm auch nicht an Willen dazu, wie man sieht an Byron und dem französischen Globe. In Deutschland sind ihm Heine, Platen und mehrere Andere nicht entgangen; mit

der deutschen Burschenschaft ist er durch ein Fensterbier in Berührung gekommen. — Eine dritte Frage ist, ob er nicht ein Heide geworden durch classische Heiden? Ich berufe mich auf Franz Horn, welcher diese Frage sehr delicat behandelt, und das Christenthum „des hochthronen Mannes“ überzeugend nachgewiesen hat. Er benutzt dazu ich weiß nicht welche kleine Stelle in einem Goetheschen Gedichte. Auf ähnliche Weise machte Servet, vor seinen Flammenrichtern in Genf, sich anheischig, das Dasein Gottes aus einem Strohhalme zu beweisen. Seht! Wie kann man die Luft athmen, ohne das Phlogiston der christlichen Weltgeschichte einzuathmen! —

Jeder sieht, wie er's treibe!

und Jeder treibe das Leben so mehr und klar, als Goethe, welche Aufgabe er auch sich setzen mag; Jeder verwandle, was seine Hand berührt, so willenskräftig in ein geistiges Sein — ist es nicht auch ein Wunder, einen todten Baum metaphorisch blühend und lebendig zu machen? — Jeder repräsentire an seiner eigenen Person die freie Republik der Geister so stolz und männlich und sein Vaterland, den Fremden gegenüber, so

achtunggebietend, als unſer Goethe es gethan, dann wird es, um mit einem alten deutſchen Reimſpruche zu enden, „wohl zu Hauſe ſtahn.“ —

Einen durchaus verſchiedenen Einfluß mußte das Alterthum auf Männer äußern, wie Leſſing und Herder. Dieſer mit der offenen Bruſt und der unendlichen Hingebung an Alles, Jener mit den ſtrammen Muskeln und der bitter lächelnden Schärfe ſeines Verſtandes, Beide konnten eines Studiums nicht recht froh werden, welches ſie zwiſchen grenzenloſen Contraſten hin und her ſchleuderte. Sie waren zu wenig Dichter und Künſtler in dem abgeſchloſſenen Sinne, worin Goethe es war, zu ſehr Menſchen, welche der Sympathie mit ihren Zeitgenoſſen bedürftig waren. Leſſing täuſchte ſich nicht. Dieſer eine Zug unterſcheidet ihn von Herder. Er ſah kein Publikum und keinen Boden für die claſſiſchen Geſtalten, die er hätte entwerfen können, und er ließ ſie bei den Schatten, welchen ſie angehörten. Dies war, glaube ich, die Urſache der Appreheſſion, womit er das Alterthum zu betrachten ſchien, ſeines Schweigens, oder ſeiner dürren Worte über etwas, was einen

Winkelmann, einen Herder in wortreicher Begeiſterung überfließen ließ. Er mied das Alterthum, wie Goethe die Gegenwart. Am wohlſten fühlte er ſich in der Gelehrſamkeit der mittleren Zeiten, und kein Trank war ihm zu verduftet und geſchmacklos, wenn er ihm die Lethe der Vergeſſenheit brachte. Seine momentanen Verſuche, ſich zu der Gegenwart herabzulaſſen, ſind Minna von Barnhelm und zuletzt Nathan, werthvolle Dramen. Aber er ſtand zu hoch über ihrem Sujet, um die Freude der Schöpfungen an ihnen zu haben, welche das dichteriſche Abſtreifen eines ſüß quälenden Stoffes gewährt. Eine ſolche Toleranzpredigt, wie Nathan den Weiſen, ſchrieb er mit der Fußzehe. Andere Diverſionen in die Gegenwart waren noch weniger auferbaulich. Seine theologiſchen Polemiken konnten ihm den Reſt des Lebens nur noch mehr verbittern. Die zerſchlagene Orthodoxie konnte ihm freilich ſelbſt nichts anhaben, aber ſie ſandte ihm eine Legion Teufelchen auf den Hals, welche in die edle Wolfenbütteler Gaſſenjugend fuhr und nach ſeinem Sarg mit Steinwürfen und Verwünſchungen über den großen Freigeiſt in die Grube geleitete. — Iſt

dieſes Leben ein wünſchenswerthes Reſultat der Alterthumsſtudien? Ein wünſchenswerthes? Nein! Gott ſchütze euch vor einem ähnlichen Martyrium! Aber, wenn die Märtyrer nicht geblutet hätten, wo ſtände die Kirche? —

Auch Herder hat gelitten; doch hielt ihn ſeine mehr zerfließende und poetiſch ſchmiegſame Natur von dem Puncte der Concentration zurück, wo jeder Schmerz zu einem Dolchſtiche wird. Er konnte heſſen. Er war in ſeinen Anlagen ein größerer Menſch, obwohl kein ſo ſtarker wie Leſſing. Sein Glaube an die Menſchheit war unverwüſtlich. Eine Verbindung des Antiken und Modernen war ſein ewiger Traum, und eine ſolche Verbindung machte den relativ beſtimmten Inhalt ſeines Ideals der Humanität aus. Ueber das Wie? ſchien er freilich ſehr im Unklaren zu ſeyn. Er erwartete viel von einer großen Gelehrten-Republik, an deren Spitze ſich die Regierungen ſtellen ſollten, eine Klopſtockiſche Idee, eine Goldenzeitalter-Idee der Schriftſteller, welche auch jetzt noch, ſo verblichen ſie iſt, hie und da wieder zum Vorſchein kommt. Ich muß aber, Herder anlangend, die Bemerkung hinzufügen, daß er die

Abhandlung, worin er dieſe Idee entwickelte, in ſpätem Alter, nicht auf freien Antrieb, ſondern als verlangte Expoſition niederſchrieb. Sollte ich mit einer Ungerechtigkeit von dem Geliebten Abſchied nehmen? — —

Ueber die Herderſche Idee von der Verſchmelzung des Antiken und Modernen habe ich mich im Früheren beſtimmter ausgeſprochen. Niemand wird der Standpunct entgangen ſeyn, von welchem ich — es fällt mir unleidlich, ſolchen Namen mein ich hinzufügen zu müſſen — die alte Welt betrachte. Niemand wird nach meiner Darſtellung in Zweifel ſein, daß ich mit dem Alterthume Begriffe verbinde, welche ſeit dem Verlaufe des vorigen Jahrhunderts beinahe veraltet ſcheinen. Die Gelehrſamkeit geht ihren Weg, die Schriftſteller gehen den ihrigen, und, gewiß! er wird ihnen nicht beſchwerlich. Wir haben ſchon zwei bis drei Literaturwechſel erlebt, wo bei den namhafteſten Schriftſtellern die Kenntniß des Claſſiſchen immer problematiſcher wurde. Jetzt thut man ſogar wohl daran, wenn man Niemand ſagt, daß man ein wenig Latein und Griechiſch verſteht. Kunſt und Alterthum ſind unter uns

berüchtigt geworden; und ich weiß nicht, welches Schickſal ein junger Name erleben würde, der ſich unter dem Protectorat der Alten in die Literatur einrangiren wollte. In der That! ich rathe allen Jünglingen, welche noch für das Alterthum glühen, den Schleier des Geheimniſſes über ihre Liebe zu decken. Eure Berührung mit der Geliebten wird nur inniger, je zurückhaltender ihr euch öffentlich gegen ſie betragt.

Allen, die vom Alterthum mehr wiſſen, als ein Schulknabe, und von ihm mehr wollen, als ein Gelehrter, allen dieſen widme ich dieſe Zeilen.

Geiſt der Norwegſchen Verfaſſung.

Die Norwegsche Verfassung ist das rasche Werk einiger kühne weitherzigen Männer. Sie wußten mitten in Gefahren und Noth, ihres Landes dauerndes Geschick an einen flüchtigen Moment zu knüpfen, der, verloren und unbenutzt, vielleicht in Jahrhunderten nicht wieder erschienen wäre.

Ihr Ursprung sieht einem Wunder ähnlich und erregt ganz die Gefühle der Ueberraschung und des Erstaunens, die durch scheinbar unvermittelte, plötzlich und unerwartet in das Gebiet der Geschichte eintretende Thaten und Gedanken hervor gebracht werden.

Ihr Fortgang und Bestehen in den letzten fünfundzwanzig Jahren, ihre Einwurzelung in die nackten Felsen des Landes, ihr stolzes tannenartiges Wiegen und Wachsen in freier Bergesluft war und ist ein noch größeres, herzerhe-

bendes Schauſpiel in den Augen aller Völker. Dadurch hat ſie bewieſen, daß ſie nicht nur im rechten Augenblick, ſondern auch aus dem rechten Geiſte geboren wurde, und fähig war, durch ihre Wahrheit und Kraft, und durch die fühlbaren Segnungen ihres Erfolges, die Nation auf einmal eingeſchlagener Bahn zu erhalten.

Norwegen ſah ſich im Jahre 1814 ſeines Eides gegen einen perſönlich geliebten König entbunden, und aus einem Staatsverbande herausgeſtoßen, mit dem es Jahrhunderte lang verknüpft geweſen. So weit konnte das gebieteriſche Schickſal über die Nation verfügen. Es konnte trennen was nur durch die Gewohnheit des Daſeins und durch ein anderes unfreies Schickſal, das Band abſoluter Macht zuſammenhing. Als es aber über dieſe Grenze ſeiner Machtvollkommenheit hinaus ſchritt, als es das Land einer neuen, noch dazu verhaßten Verbindung überweiſen wollte, ſtieß es mit dem freien Willen der Nation zuſammen, und es entſpann ſich ein Kampf, aus dem die Nation, wenn auch phyſiſch beſiegt, durch Uebermacht der Feinde, oder durch Ungeſchicktheit und Verrath der eigenen Heeresführer, moraliſch

als Sieger hervorging, und deſſen Reſultat die Anerkennung der nationalen Selbſtſtändigkeit und der neuen Geſetztafeln war, auf Eidsvold gegeben unter Sturm und rollendem Donner, zum neuen Bunde des Volkes mit ſeinem Herrſcher und dem Gott, der die Freiheit will und nicht die Knechtſchaft, mit dem Gotte, der ein Gott des Lebens iſt und nicht des Todes.

Am 24. Januar 1814 erhielt der erlauchte Sproß des Oldenburgiſchen Hauſes, der zum Vicekönige Norwegens ſeit kaum einem Jahre beſtellt worden, die Nachricht, daß Norwegen abgetreten. Dieſe Kunde ging, wie ein Erdbebenſtoß, durch Norwegens Berge und Thäler — ſie weckte die Todten uralter nordiſcher Freiheit.

Viel trug, von dieſem Augenblicke an, Chriſtian Friedrich, zur Entwicklung der Ereigniſſe bei; allein der Feuerſtrom des Haſſes und der Liebe war mächtiger, als Alles und Norwegens eigene Männer waren es, die dieſen glühenden Strom, ehe er erkaltete, in die Gußform der Zeitentrotzenden, erhabnen Standſäule Norwegſcher Freiheit leiteten. — Vor allen wird der

Name Sverdrup den Norwegern unvergeßlich bleiben. Sverdrup war Professor der alten Sprachen.

Der Prinz nahm die Krone aus den Händen der Norweger an und beschwor die Verfassung, die in dem kurzen Zeitraume zwischen dem 16. April und 11. Mai des Jahres 1814, der Freiheit gewappnete Tochter aus nordischem Haupt, entstanden war, zu Christiania, Norwegens Hauptstadt, den 19. Mai desselben Jahres.

Folgten die Unglücksfälle des Kriegs, die Convention zu Moß und Waffenstillstand am 14. August, die Abdankung Christian Friederichs am 10. Oktober, die Unterhandlung mit den Commissarien des Siegers, Norwegischerseits geführt durch einen Ausschuß von neun Personen darunter drei Bauern, endlich am 4. November die Vereinigung Norwegens, als selbstständigen Reichs, mit Schweden, unter der Oberhäuptlichkeit desselben Königs.

Die Norwegsche Constitution, die Karl VIII. und Carl Johann beschworen, und die nach ihnen alle schwedischen Könige zu beschwören haben, ehe sie Norwegens Krone auf ihr Haupt setzen, ist, mit unwesentlicher Ausnahme, dieselbe, die

zuerst in Eidswold entworfen wurde; nur daß ihr diejenigen Bestimmungen hinzugefügt worden, die aus der Vereinigung Norwegens mit Schweden sich ergeben mußten.

Carl Johann hat seitdem kaum ein Storthing vorübergehen lassen, ohne die Norweger auf die „Fehler ihrer Verfassung" aufmerksam zu machen. Seine Verbesserungsanschläge waren der eingreifendsten Art, und hätten, wären sie durchgegangen, die Verfassung ihrer Grundlagen und ihrer Hauptpfeiler beraubt.

Die Norwegsche Verfassung ist aus einem Stück; das ist ihre Kraft und der Seegen, den sie ausschüttet. Die Norweger haben keinen Höker mit den Gütern der Freiheit getrieben, sondern im Großen mit ihu gehandelt.

Die Raschheit, womit das Grundgesetz entworfen wurde, hat ihre Urheber nicht verhindert, ihm eine Consequenz zu geben, wie sie nur, bei verständiger Berücksichtigung der Sitten und Verhältnisse des Landes möglich war, und wie sie in keiner Europäischen Verfassung, außer ihr, sich wieder findet. Der Wurf gelang und die Raschheit war ein Glück, denn sie wandte die Gefahr

fremder Einflüsse und staatsklügelnder Verirrungen ab.

Wer eine bessere Verfassung in Europa kennt, das heißt, eine, die so viel innerliche Consequenz in den reinen Grundsätzen des Bürgerthums, — so rasche Einflüsse auf die Wohlfahrt und die Bildung des Volks und so viel Enthusiasmus für sich aufzuweisen hat, der werfe den ersten Stein auf sie.

Der König von Schweden hat mit Recht bemerkt, die Norwegsche Verfassung sei weder die absolute Monarchie, noch die gewöhnliche constitutionelle. In der That ist sie die einzige unter den neueren, England nachgeäfften constitutionellen Verfassungen, die auf ihrem eigenen Schenkel ruht und sich aus sich selbst vertheidigt. Die einzige Taktik der Norweger, um die Angriffe auf ihr Heiligthum abzuwehren, hat daher auf allen Storthings nur darin bestanden, die Widersprüche nachzuweisen, die durch die vorgeschlagenen Veränderungen in andern Theilen des Grundgesetzes entstehen würden. Im Jahre 1824 brachte einmal die Regierung eine Fluth von Propositionen an das Storthing, die jedoch sämmtlich gleiches

Schickſal hatten, da ſich der widerſprechende Geiſt des Grundgeſetzes gar nicht vertreiben laſſen wollte. Welche Verfaſſung kann ſagen, daß ſie ihr eigenes Schwerdt und Achillesſchild iſt.

Das Norwegſche Grundgeſetz enthält freilich keine allgemeinere Abſtractionen, keine allgemeine Erklärung der Menſchenrechte; deſto bündiger aber ſind die beſonderen Menſchenrechte, oder die Bürgerlichen in demſelben abgeſetzt.

Wollte man die Hauptbeſtimmungen über die Organiſation der drei Staatsgewalten, wie ſie in Norwegſchen Grundgeſetze enthalten, kürzlich in einige theoretiſche Sätze bringen, ſo würde man dieſe etwa folgendermaaßen abfaſſen können: Der Staat hat drei Gewalten; aber der Staat iſt nur eine Macht, und die Nation die Quelle derſelben. Die geſetzgebende Macht ſtellt die Nation am unmittelbarſten dar; als aus deren Schooße gewählt und in deren Schooß zurückkehrend. Die ausübende Macht darf keinen direkten Einfluß auf die Geſetzgebung üben; doch bleibt dem Oberhaupte ein weites Gebiet zu handeln übrig, deſſen Grenzen das Storthing überwacht, das, außer der Geſetzgebung auch mit

einem Antheil an der oberrichterlichen Gewalt bekleidet ist. Die richterliche Macht besitzt die nöthige Unabhängigkeit. Alle Bürger sind gleich an Rechten und Ehren; daher kein Adel, keine Patrie. Preßfreiheit. —

Den schwedischerseits gemachten Versuchen, diese Fehler der Norwegschen Verfassung zu verbessern, scheint die schwedische Verfassung als Ideal vorgeschwebt zu haben.

Was sagte aber ein schwedischer Deputirte auf dem Reichstage dieses Jahres 1840; als der verzweifelte Zustand der Westprovinzen Schwedens, Dalekarliens, Wermelands zur Sprache kam? Er glaubte die Ursachen dieser Armuth nicht in stiefmütterlichen Natur suchen zu dürfen; er trug kein Bedenken zu äußern, daß sie in dem veralteten, im Allgemeinen besonders den Landmann drückenden Regierungssystem liege: „Wer von Schweden nach Norwegen reist, wird sich bald hiervon überzeugen. Statt elender Hütten trifft er dort bequem eingerichtete Häuser mit augenscheinlichen Wohlstande, und edler Selbständigkeit in ihrem Innern. Der Boden ist da keineswegs besser als diesseits der Grenze; aber der Nor-

wegsche Bauer darf die Frucht seiner Arbeit für sich behalten. Auch liebt er sein Land und dessen Institutionen mit einer Wärme, wovon man sich kaum einen Begriff machen kann; er bestreitet und besorgt selbst die Gemeindeangelegenheit, während seines schwedischen Nachbars Gedanken nächst der Bestreitung der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse, ausschließlich auf Mittel gerichtet sein müssen, die ewig wiederkehrenden Forderungen der vielartigen Behörden zu befriedigen."

Kann man's nach solchen, aus schwedischen Munde verkündeten Thatsachen, den Norwegern verdenken, daß sie die „Fehler" ihrer Verfassung lieben?

Das Norwegsche Grundgesetz, oder die Constitution vom 4. Nov. 1814, in 112 Paragraphen abgetheilt, die 1) von der Staatsform und Religion; 2) von der ausübenden Macht, dem Könige und der Königlichen Familie; 3) von dem Bürgerrechte und der gesetzgebenden Macht; 4) von der richterlichen Gewalt handeln und 5) allgemeine Bestimmungen enthalten. An der Oekonomie und Vertheilung der einzelnen Paragraphen

ist systematisch manches auszusetzen; die Norweger wissen indeß, wo das Gesetz steht, das sie suchen.

Die erste Abtheilung zerfällt in nur zwei Paragraphen. Der erste definirt, was das Königreich Norwegen politisch ist. Der zweite erklärt die evangelisch-lutherische Religion für die öffentliche Staatsreligion und schließt die Jesuiten, Mönchsorden und Juden vom Reiche aus. Ich lobe diesen Artikel nicht und verdamme ihn nicht. Was die Juden betrifft, so weiß ich nicht, ob ihnen eine größere Kränkung widerfährt durch gänzliche Ausschließung oder durch Vorenthaltung menschlicher und bürgerlicher Rechte. —

Norwegens Grundgesetz giebt ein Muster ab wie zwei Länder und Nationalitäten, unter Einer Herrschaft vereint, ihre völlige Unabhängigkeit und Selbständigkeit gesetzlich zu bewahren haben.

Dieser Grundstein der Verfassung ist im ersten Artikel gelegt und lautet:

„Das Königreich Norwegen ist ein freies, selbständiges, untheilbares und unveräußerliches Reich, mit Schweden unter einem Könige verei-

nigt. Eingeschränkt und erblich monarchisch ist seine Regierungsform."

Alle übrigen, hieraus hervorgehenden, die Selbständigkeit des Landes wahrenden Artikel des Grundgesetzes zeugen von der keuschen und klugen Aengstlichkeit, womit die Stifter der jungen norwegischen Freiheit dies erste Gut des nationalen Lebens, ohne welches die Freiheit selbst nur ein Schatten ist, vor allen Kränkungen und Eingriffen, vor den möglichen Veranlassungen zu solchen, ja selbst vor dem bösen Schein zu bewahren suchten. Ich werde ihnen eine zusammenfassende Darstellung widmen. Vorauf eine Betrachtung.

Die Natur scheint durch eine gewisse Grundverschiedenheit in selbst stammverwandten Volkscharakteren zur Besonderung in verschiedene Staatsexistenzen aufzufordern. Spanien und Portugal, Holland und Belgien, Schweden und Norwegen sind naheliegende Beispiele dieser Art. Das Schwert des Eroberers oder die Feder der Diplomaten mögen diese Länder einer Zeitlang unter die Krone eines Herrschers vereinigen, aber alles Bemühen, eine organische Staatseinheit unter

diesen verschiedenen Ländern hervorzubringen, wird so lange fruchtlos sein, als die volksthümlichen Idiosynkrasien und die geschichtlichen Erinnerungen, das nationelle Selbstgefühl, ihre Tiefe und Lebendigkeit bewahren. Diesen moralischen Widerstand vor allen Dingen zu besiegen, die abstoßenden Eigenthümlichkeiten des einen Theils zu beseitigen und gleiche Sympathien, Sprach-, Denk- und Lebensweisen mit dem vorherrschenden Volke zu verbreiten, ist freilich die Aufgabe, die sich die Weisheit oder Thorheit der Regierungen gegebenen Falls setzen wird; aber ihre klugen Bestrebungen müssen um so gewisser scheitern, ja ihr gerades Gegentheil bewirken, je enger die Fesseln des politischen Verbandes gewunden sind und je fühlbarer an allen Gliedern sie den Verlust der Selbständigkeit machen. In diesem Fall rächt sich das Volk durch doppelte Hervorkehrung seines Eigensten im Guten und Bösen, das ihm Niemand wehren und nehmen kann. Nicht zu sprechen von mehr oder minder gewaltsamen Verbindungen ganz verschiedener nationaler Elemente zu wüsten Staatenconglomeraten, deren Zusammenhalten oder Auseinanderstieben durchaus kei-

ner politischen Berechnung unterliegt, so möchte es für die relative Dauer von Staatenverbindungen der erwähnten Art keine andere Bürgschaft geben, als entweder der gänzliche Mangel an politischen Organen für das Selbständigkeitsgefühl des Volkes, oder eine möglichst volle Sättigung dieses Gefühls durch Institutionen, die dem Lande Freiheit, Unabhängigkeit und gesonderte Staatswirthschaft neben dem Schwesterreiche sichern, während sie die Interessen des dynastischen Ehrgeizes, vielleicht auch die Interessen des Landes in Bezug auf innere Wohlfahrt und Stellung nach Außen durch Unterordnung unter dasselbe Staatsoberhaupt befriedigen. Norwegen rührte sich nicht, so lange es unter Friedrichs patriarchalischem Scepter stand; obwohl selber Königreich, dem Namen nach, war es doch thatsächlich nur Provinz unter Provinzen, die lange Schleppe des dänischen Königsmantels. Aber so wenig wie Dänemark wußte Norwegen seit hundert Jahren etwas von einer ständischen Wirksamkeit und von öffentlichen Verhandlungen; die Hochgefühle alter Kraft und Freiheit waren allmählig zusammengeschrumpft und der Rest der

väterländiſchen Flammen fand nirgends einen Altar, um ſich zu nähren. Wer weiß aber, ob nicht ſchon die Einführung berathender Provinzialſtände, wie ſolche ſpäter durch Friedrich VI. ſeinen Erbſtaaten verliehen wurden, das nationelle Selbſtbewußtſein der Norweger auf eine Weiſe und in einem Grade geweckt haben würde, daß daraus mit der Zeit große Unverträglichkeiten hinſichtlich der bisherigen Verwaltung und politiſchen Stellung Norwegens zu Dänemark wie von ſelbſt erwachſen wären! Man darf den Völkern, deren Unabhängigkeitsgefühl man nicht wecken will, keine liberale Conceſſionen machen, auch die ſchwächſten nicht. Die Unabhängigkeit ſchlummert neben der Freiheit, und die Freiheit kann ſich nicht die Augen reiben, ohne die Unabhängigkeit mit dem Ellbogen anzuſtoßen. Es giebt genug unabhängige Länder ohne Freiheit; aber kein freies Land kann es geben ohne Unabhängigkeit, und es wird nur in dem Maaße innerlich frei ſein, als es von Außen unabhängig iſt, oder Stärke und Muth genug in ſich fühlt, ſich der äußeren Einflüſſe, Eingriffe und fremden Lebensbeſtimmungen zu erwehren. Die Unabhängigkeit von Einflüſſen,

welche das Nationalleben und die Nationalfreiheiten hemmen, stören, bedrücken, in falsche Richtungen bringen, oder sonst irgendwie bedrohen, diese Unabhängigkeit ist die wesentliche Bedingung eines freien Staatenlebens, und je mehr ganze Nationen, wie einzelne moralische Existenzen, heutigen Tags gegen gewisse, den Charakter und das Selbstgefühl schwächende äußere Einflüsse, auch außer allem unmittelbaren Abhängigkeitszwange, sittlich und geistig zu kämpfen haben, desto stärker fühlen sie das Bedürfniß, allein oder in Verbindung mit gleichartigen Existenzen, politisch und bürgerlich ihre Selbständigkeit zu sichern und den demüthigenden Fesseln der Fremdherrschaft und grober Abhängigkeit sich zu entwinden. Daß aus dem Bunde der Schwächeren mit den Stärkeren ihres Gleichen Kraftерhöhung, aus dem Gegentheil aber vermehrte Schwäche, ja Vernichtung hervorgehe, kann Völkern und Einzelnen nicht verborgen bleiben. Es bedurfte also von Seiten der Redaktoren des Norwegschen Staatsgrundgesetzes, die mit den schwedischen Commissarien uber die aus der Vereinigung mit Schweden hervorgehenden neuen Bestimmungen zu verhandeln hatten,

ſchneller, großer Umſicht und Feſtigkeit, um ihres Landes kaum errungenes Gut, die Selbſtändigkeit, mit einem ſtarken, und wo möglich lückenloſen Zaun der Geſetze zu umgeben, und man muß den Norwegſchen Männern auch hierin die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, und dies um ſo mehr, da ſie, als Beſiegte, den Kanonen und dem gewinnenden Lächeln eines ſolchen Siegers, wie Karl Johann, gegenüberſtanden.

Indem das Grundgeſetz Norwegen mit Schweden dieſelben dynaſtiſchen Grundlagen ertheilt, verwahrt es hierin, und in ſeiner Beziehung zu der ausübenden Macht Norwegens beſonderte Exiſtenz. Die Erbfolge iſt nach der ſchwediſchen Succeſſionsordnung vom 26. Sept. beſtimmt; ſie geſchieht in gerader Linie und nach den Graden der Blutsverwandſchaft. Iſt kein erbberechtigter Prinz vorhanden, ſo kann der König der Reichsverſammlung Norwegens zu gleicher Zeit wie Schwedens Ständen ſeinen Nachfolger vorſchlagen. In dieſem Fall erwählen die Repräſentanten beider Länder aus ihrer Mitte einen Ausſchuß, welcher das Recht hat, die Wahl zu beſtimmen, falls der Vorſchlag des Königs nicht durch Stim-

menmehrheit von den Repräsentanten jedes Volks genehmigt worden.

Sobald der König das vom Gesetze bestimmte Alter erreicht hat, erklärt er sich öffentlich für mündig. Sobald der König als volljährig die Regierung antritt, legt er vor dem Storthing Norwegens folgenden Eid ab: „Ich gelobe und schwöre, das Königreich Norwegen in Uebereinstimmung mit dessen Constitution und Gesetzen zu regieren, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!" Die Krönung und Salbung geschieht in der Kirche zu Drontheim.

Jedes Jahr hält sich der König, wenn nicht wichtige Hindernisse eintreten, einige Zeit in Norwegen auf.

Der König erwählt selbst einen Rath aus Norwegens Bürgern; dieser Rath soll wenigstens aus einem Staatsminister und sieben andern Mitgliedern bestehen. Während der Entfernung des Königs überträgt er, in den Fällen, die er selbst vorschreibt einem Vicekönige oder Statthalter, zugleich mit wenigstens fünf Mitgliedern des Staatsraths, die innere Reichsverwaltung, diese sollen in des Königs Namen und an des

Königs Statt die Regierung führen. Die Geschäfte werden durch Stimmenabgebung abgemacht. Vicekönig kann nur der Kronprinz oder sein ältester Sohn sein. Zum Statthalter wird entweder ein Norweger oder ein Schwede ernannt. Der Vicekönig soll im Reiche wohnen und darf sich nicht länger als drei Monate im Jahre außerhalb desselben aufhalten. Alle Anträge Norwegscher Bürger an den König müssen erst bei der Norwegschen Regierung eingeliefert und mit deren Bedenken versehen werden. Ueberhaupt sollen keine Norwegschen Sachen erledigt werden, ohne Einholung des Gutachtens der Norwegschen Regierung, wofern nicht wichtige Hindernisse solches verbieten. Der Norwegsche Staatsminister trägt die Sachen vor, und ist für die Uebereinstimmung der Expeditionen mit den gefaßten Beschlüssen verantwortlich.

Die Norwegsche Staatskasse verbleibt in Norwegen und ihre Einkünfte werden allein zu den Bedürfnissen Norwegens verwendet.

Des Reiches Land- und Seemacht, über welche der König den Oberbefehl führt, kann ohne des Storthings Einwilligung weder vermehrt noch

vermindert werden. Kein Kriegsvolk einer fremden Macht, mit Ausnahme von Hülfstruppen gegen feindlichen Ueberfall, darf ohne Einwilligung des Storthings in das Reich gezogen werden. In Friedenszeiten sollen keine andere Truppen als Norwegsche in Norwegen, und keine Norwegsche Truppen in Schweden sich aufhalten. Zum Angriffskriege dürfen Norwegens Truppen und Ruderflottille nicht ohne Einwilligung des Storthings gebraucht werden. Die Norwegsche Flotte soll ihre eignen Werfte und im Frieden ihre Stationen oder Häfen in Norwegen haben. Die Kriegsfahrzeuge des einen Reichs dürfen nicht mit den Seeleuten des andern besetzt werden, außer inwiefern diese sich freiwillig miethen lassen. Die Landwehr und die übrigen Norwegschen Truppen, die nicht zu den Linientruppen gerechnet werden, dürfen nie außer Norwegens Grenzen gebraucht werden.

Der König hat das Recht, die Truppen zusammenzurufen, und, nach vorangegangener Berathung mit der Regierung Norwegens, Krieg zu beginnen und Frieden zu schließen (s. oben).

Stirbt der König und der Thronfolger ist

noch minderjährig, so sollen der Norwegsche und Schwedische Staatsrath sogleich zusammentreten, um gemeinschaftlich die Einberufung der Reichsversammlung in Norwegen und des Reichstages in Schweden vorzunehmen. Bis die Repräsentanten beider Reiche versammelt sind und während des Königs Minderjährigkeit eine Regierung angeordnet haben, verwaltet ein aus einer gleichen Anzahl Norwegscher und Schwedischer Mitglieder bestehender Staatsrath die Reiche, unter Beobachtung ihrer gegenseitigen Grundgesetze. Der Norwegsche und Schwedische Minister, die im vorbenannten Rathe Sitz haben, loosen mit einander um den Vorsitz. Die Norwegschen Mitglieder sollen, vor dem Norwegschen Storthing, folgenden Eid ablegen: „Ich gelobe und schwöre, der Regierung in Uebereinstimmung mit der Constitution und den Gesetzen vorzustehen, so wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort.“ Die Schweden leisten den Eid vor den Schwedischen Reichsständen.

Alle Angelegenheiten Norwegens werden in der Landessprache verhandelt und abgefaßt. — Unabweichliche Regel muß es seyn, daß dem

minderjährigen Könige hinlänglicher Unterricht in der Norwegſchen Sprache ertheilt wird.

Dies ſind die vorzüglichſten Beſtimmungen zur Wahrung und Ausübung der Norwegſchen Selbſtändigkeit, ſo weit ſie im Staatsgrundgeſetze in der genannten Categorie der ausübenden Macht vorkommen. In dem Abſchnitte, der von dem Bürgerrechte und der geſetzgebenden Macht handelt, ſind hieher bezüglich die Paragraphen, wonach die Stimmberechtigung zur Wahl der Repräſentanten, außer andern Erforderniſſen, nur ſolchen Norwegſchen Bürgern verliehen wird, die fünf Jahre im Lande wohnhaft geweſen; die Wählbarkeit ferner nur ſolchen, die zehn Jahre lang im Lande ſich aufgehalten. Daß alle jene großen, dem Norwegſchen Storthing zuſtehenden Rechte, außerdem daß ſie Palladien der Freiheit ſind, des Reiches Selbſtändigkeit wahren und das erhebende Bewußtſeyn derſelben allen Bürgern mitzutheilen geeignet ſind, bedarf keiner beſondern Ausführung. Noch beſonders aber iſt hervorzuheben das Recht des Storthings: Fremde zu naturaliſiren, welches Recht zu denjenigen gehört, die das Storthing, ohne Sanction des

Königs, ausüben kann. Indem die Ertheilung des Heimathrechts an Fremde nicht allein nicht zu den beikommenden Rechten der ausübenden Gewalt gezählt, sondern auch von der gewöhnlichen königlichen Sanction der Gesetze befreit wird, ist es dem Könige einerseits unmöglich, dem Lande, ohne Zustimmung der Repräsentanten, einen Bürger (und respective Beamten) aufzudringen, andrerseits dem Wunsche und Willen des Landes, einen Fremden in die Staatsgesellschaft aufzunehmen, störend entgegenzutreten. Die Regierung hat freilich auch diese Bestimmung des Grundgesetzes für fehlerhaft erklärt und wiederholt auf eine Reform derselben angetragen, die sich einstweilen darauf beschränken sollte, den Zusatz „ohne Sanction des Königs“ auszulöschen. Es wurden zunächst die allgemeinen Gründe angeführt, die überhaupt die Wichtigkeit einer bei der Gesetzgebung erforderlichen königlichen Sanction bewiesen. Dann sollten auch besondre Gründe die Nothwendigkeit einer solchen Sanction hinsichtlich der Naturalisation der Fremden darthun. Wird, hieß es, ein Fremder unter die Bürger des Staats aufgenommen, so ist es nicht allein

für die Würde des Staats und des Regenten und in Beziehung auf das, was man den perſönlichen Verhältniſſen deſſelben ſchuldet, ſondern auch wegen der äußern Verhältniſſe des Staats, die dem Könige am beſten bekannt ſind, von Wichtigkeit, daß die ausübende Gewalt, indem ſie theilnimmt an dem Beſchluſſe, Gelegenheit finde, Unverträglichkeiten abzuwehren, welche die Nationalrepräſentation, von ihrem Standpunkte, weder vorauszuſehen noch zu hindern im Stande iſt. Das Norwegſche Storthing wollte indeß von ſeinem conſtitutionellen Vorrechte nichts abſtehen und die im Jahre 1824 gegebene Antwort ſeiner Commiſſion lautete dahin: „Wie wichtig auch die Gründe, die eine Annahme des gnädigſten Vorſchlags anzurathen ſcheinen, einerſeits ſein mögen, ſo iſt doch andrerſeits unläugbar, das die Beſchlüſſe, durch welche das Storthing bis jetzt Fremde naturaliſirte, keine Furcht begründen, als würden die Repräſentanten des Norwegſchen Volks durch Ausübung dieſes ihnen zukommenden Rechts die dem Monarchen ſchuldigen Rückſichten oder die Sorge für das Beſte des Reichs aus den Augen verlieren.“

Unter den das Grundgesetz beschließenden „allgemeinen Bestimmungen“ sind dem Schutze der Nationalität und Selbständigkeit des Norwegschen Volkes folgende gewidmet:

Zu Aemtern im Staate dürfen allein Norwegsche Bürger (evangelisch-lutherischer Religion) ernannt werden. (Doch können Fremde zu Lehrern bei der Universität und den gelehrten Schulen, zu Aerzten und zu Consuln an fremden Orten bestellt werden.)

Norwegen haftet für keine andre Schuld, als seine eigene Nationalschuld.

Norwegen behält seine eigne Bank und sein Münzwesen.

Norwegen hat das Recht, seine eigne Kaufahrteiflagge zu haben. Seine Kriegsflagge bleibt eine Unionflagge.

Absehend von diesen, durch den Geist der Nationalselbständigkeit diktirten Verfügungen, deren besondere Hervorhebung und Zusammenstellung in meiner Absicht lag, schlagen wir nun den, vom Grundgesetze selbst uns vorgezeichneten Weg ein und folgen den inneren Gesetzbestimmungen, welche den Umfang und die Beschränkungen der drei

Staatsgewalten in so festen verständigen Zügen und mit solcher Durchsichtigkeit der Grundsätze der Freiheit und der Menschenwürde bezeichnen.

Die **ausübende Macht**, die dem Könige zusteht, hat in dem Norwegischen Grundgesetze den, zu ihrer Kraft und zu ihrem Ansehen nöthigen Umfang in gewissen Hinsichten in höherem Grade unverkürzt erhalten, als in manchen anderen constitutionellen Verfassungen, wie zum Beispiel England. Es ist den Urhebern der Norwegischen Verfassung nicht eingefallen, das Oberhaupt des Staates zu einer heiligen Puppe zu machen. Wohl ist „die Person des Königs heilig, ihm kann nichts zur Last gelegt werden, er kann nicht angeklagt werden; die Verantwortlichkeit liegt seinem Rathe ob.“ Aber diese Bevorzugung erlangt er nicht dadurch, daß er im Rathe eine nichtige Person ist und seinen verantwortlichen Ministern die Beschlußnahme überlassen muß. Nein, das Norwegische Grundgesetz sagt: Ein Jeder, der Sitz im Staatsrathe hat, ist verpflichtet seine Meinung mit Freimuth zu sagen, welche der König zu hören verbunden ist. Indeß ist es diesem vorbehalten, seinen Beschluß nach eige-

nem Ermessen zu fassen. Findet irgend ein Mitglied des Staatsraths, daß des Königs Beschluß der Staatsform oder den Reichsgesetzen widerstreitet, oder augenscheinlich für Norwegen schädlich ist, so ist es dessen Pflicht, kräftige Vorstellungen dagegen zu machen und seine Meinung im Protocolle beizufügen. Derjenige, der nicht solchergestalt protestirt hat, wird angesehen, als wäre er mit dem Könige einig gewesen, ist dafür verantwortlich und kann vor dem Reichsgerichte durch das Odelsthing zur Rechenschaft gezogen werden.

Wie beschämt hierin der einfache Norwegsche Bauernverstand die großen englischen und französischen Herren. In einem Volke von Männern soll nur der König kein Mann sein! Und jene Verantwortlichkeit, womit ihre Constitutionen die herrschenden Minister bedrohen, welch ein Trugbild bleibt sie ewig, will man durch sie allein die Handlungen der sieben oder vierzehn Könige, die wieder nur die selbstgewählten und absetzbaren Diener eines Königs sind, vor Willkühr, Frevel oder Dummheiten schützen. Grund genug, bei dieser Art von Verantwortlichkeit der Minister und

eigener Nichtsbedeutung, zu versuchen, die herrischen Diener zu Herrendienern zu machen und sein Spiel mit ihnen und mit der Verfassung zu treiben; Grund genug für einen klugen, willenskräftigen König, und Erfolg hinlänglich, durch das Ueberragen einer glänzenden Stellung und mit den tausend Verführungsmitteln, die dem Hofe zu Gebote stehen. Darum keine Wahl. Entweder ein verantwortliches Ministerium, das nicht vom Könige, sondern von der Nation gewählt und gewechselt wird, und ein unverantwortlicher König, der nur seine Stimme hat und als Präsident die schwankende Majorität entscheidet — wie nirgends — oder ein unverantwortlicher König, der Beschlüsse definitiv nach eigenem Ermessen faßt und ein in sofern verantwortliches Ministerium, als es verpflichtet ist, seine Andersmeinung zu Protocoll zu geben — wie in Norwegen. — Im Staatsrathe Norwegens wird nämlich über alles Verhandelte ein Protocoll geführt, welches dem Storthing, auf Verlangen, zur Durchsicht zu überreichen.

Der König, der sich stets zur evangelisch-lutherischen Kirche bekennen muß, ordnet allen

öffentlichen Kirchen- und Gottesdienſt, alle Zuſammenkünfte wegen Religionsſachen an, und ſieht darauf, daß die öffentlichen Lehrer der Religion die ihnen vorgeſchriebenen Normen befolgen.

Der König kann Anordnungen geben und aufheben, die den Handel, den Zoll, die Nahrungszweige und die Polizei (bei der elaſtiſchen Ausdehnung dieſes Begriffs ein ſehr umfaſſendes und und den König einigermaaßen für die Nichttheilnahme an der Geſetzgebung entſchädigendes und die Lücken derſelben einſtweilen ausfüllendes Vorrecht) betreffen; doch dürfen ſie nicht der Conſtitution und den vom Storthing gegebenen Geſetzen widerſprechen; ſie gelten proviſoriſch bis zum nächſten Storthing.

Der König läßt überall die Schatzungen und Abgaben eintreiben, welche das Storthing auflegt.

Der König wacht darüber, daß das Staatseigenthum und die Regalien auf die vom Storthing beſtimmte und für das Gemeinweſen nützlichſte Weiſe angeordnet und verwaltet werden.

Der König hat das Recht, im Staatsrathe

Verbrecher zu begnadigen, nachdem das Urtheil des Höchstengerichts gesprochen und dessen Bedenken eingezogen ist.

Der König erwählt und bestellt, nachdem er seinen Norwegschen Staatsrath vernommen, alle Civil- Geistlichen und Militairbeamten. Diese schwören der Constitution und dem Könige Gehorsam und Treue. Die königlichen Prinzen dürfen keine Civilämter bekleiden; doch kann der Kronprinz und sein ältester Sohn zum Vicekönige ernannt werden.

Der Statthalter des Reichs, der Staatsminister und die übrigen Mitglieder des Staatsraths, so wie die Beamten, welche bei dessen Bureau's angesetzt, die Gesandten und Consuln, die bürgerlichen und geistlichen höheren obrigkeitlichen Personen, die Regimentschefs und Chefs anderer Militaircorps, die Commandanten in den Festungen und Oberbefehlshaber können ohne vorgängiges Urtheil vom Könige verabschiedet werden, nachdem er hierüber das Bedenken des Staatsraths gehört. In wiefern den solchergestalt verabschiedeten Beamten Pensien zu bewilligen, wird vom nächsten Storthing entschieden. Inzwischen

genießen sie Zweidrittel ihres Gehalts. Andere Beamte können vom Könige nur suspendirt werden, und sollen dann sogleich vor die Richterstühle gestellt werden; aber sie dürfen nicht anders als nach Urtheil abgesetzt, auch nicht gegen ihren Willen versetzt werden.

Der König kann nach seinem Gutbefinden, zur Belohnung für ausgezeichnete Verdienste, die öffentlich bekannt gemacht werden müssen, Orden ertheilen (dies Recht war wohl nicht zu beseitigen); aber keinen andern Rang noch Titel, als den, welchen jedes Amt mit sich führt. Der Orden befreit Keinen von den gemeinschaftlichen Pflichten und Lasten der Staatsbürger, auch führt er nicht vorzüglichen Anspruch auf Staatsämter mit sich.

Keine persönliche oder gemischte erbliche Vorrechte dürfen irgend Jemand für die Zukunft verliehen werden. (Siehe weiterhin.)

So giebt die Norwegsche Verfassung dem Könige was des Königs ist. Aber auch dem Volke, was des Volkes ist.

Dies sind die Bürgerrechte.

Das Volk übt die **gesetzgebende Macht** durch das Storthing aus. Dieses besteht aus zwei Abtheilungen, einem Lagthing und einem Odelsthing (siehe unten).

Stimmberechtigt sind nur Norwegsche Bürger, die 25 Jahre zurückgelegt haben, im Lande 5 Jahre wohnhaft gewesen, sich daselbst aufgehalten und 1) entweder Beamte sind oder gewesen sind; 2) Landbesitz haben, oder länger als 5 Jahre matrikulirtes Land gebaut haben; 3) Bürger in den Handelsstädten sind, oder in einer Kauf- und Landstadt einen Grundbesitz haben, dessen Werth wenigstens 300 Rthlr.

Ueber alle stimmberechtigte Einwohner führt in der Kaufstadt der Magistrat, in jedem Kirchspiele der Vogt oder Prediger ein Register. Jeder muß, ehe er in dasselbe aufgenommen wird, öffentlich im Gerichte der Verfassung Treue schwören. Aufgeschoben wird das Stimmrecht wegen gerichtlicher Anklage eines Verbrechens, wegen Unmündigkeit und Bankerot, bis die Gläubiger volle Bezahlung erhalten haben, den Fall ausgenommen, daß der Bankerot durch Feuersbrunst, oder anderes nicht zuzurechnendes und er-

weisliches Unglück verursacht worden. Das Stimmrecht wird verloren durch Verurtheilung zum Zuchthause, zur Karre und jeder entehrenden Strafe; ferner durch Eintritt in die Dienste einer fremden Macht, ohne Einwilligung der Regierung; durch Erwerbung des Bürgerrechts in einem fremden Staate; ferner wenn man überführt ist, Stimmen gekauft oder in mehr als einer Versammlung gestimmt zu haben. Die Wahlversammlungen werden jedes dritte Jahr gehalten, und müssen vor Ausgang des Decembers geendigt sein (was mit dem Zusammentreten des Storthings im Februar jedes dritten Jahrs zusammenhängt). Der Versammlungsort ist auf dem Lande die Hauptkirche des Kirchspiels, in den Kaufstädten die Kirche oder das Rathhaus. Ehe die Wahlen beginnen, wird die Constitution verlesen.

In den Städten wird für jede funfzig stimmberechtigte Einwohner ein Wahlmann ernannt. Diese Wahlmänner versammeln sich innerhalb acht Tagen auf der von der Obrigkeit dazu bestimmten Stelle, und ernennen entweder aus ihrer eignen Mitte, oder unter den übrigen

Stimmberechtigten in ihrem Wahlbezirke ein Viertheil ihrer Anzahl, um auf dem Storthing zu erſcheinen, ſo daß 3 bis 6 einen wählen, 7 bis 10 zwei, 11 bis 14 drei, 15 bis 18 vier, welches die höchſte Zahl iſt, die ein Ort ſenden kann. In jedem Kirchſpiele auf dem Lande ernennen die Stimmberechtigten in Verhältniß ihrer Anzahl die Wahlmänner dergeſtalt, daß bis 100 einen wählen, 100 bis 200 zwei, 200 bis 300 drei, und ſo weiter in dem nämlicher Verhältniſſe. Dieſe Wahlmänner verſammeln ſich darauf innerhalb eines Monats auf einer vom Amtmann beſtimmten Stelle und ernennen dann entweder aus ihrer eigenen Mitte, oder unter den andern Stimmberechtigten im Amte, ein Zehntheil ihrer eigenen Zahl, um auf dem Storthing zu erſcheinen, ſo daß 5 bis 14 einen, 15 bis 24 zwei, 25 bis 24 drei, 35 und darüber vier wählen, welches die größte Anzahl. Wenn auf dem nächſten Storthing befunden wird, daß die Repräſentanten der Kaufſtädte mehr oder weniger als ein Drittel der Repräſentanten des ganzen Landes ausmachen, ſo verändert das Storthing für die Zukunft ſo, daß die Repräſentanten der

Kaufstädte sich zu denen des Landes verhalten wie eins zu zwei, und daß die Gesammtzahl der Repräsentanten im Ganzen nicht geringer als 75 und nicht größer als 100 ist.

Niemand kann zum Repräsentanten gewählt werden, der nicht 30 Jahre alt ist und sich seit 10 Jahren im Lande aufgehalten. Mitglieder des Staatsraths, Beamte, die bei dessen Comtoir angestellt sind, Hofbediente und Pensionisten des Hofes sind unfähig, eine Repräsentantenstelle zu bekleiden. Nur Hindernisse, welche von den Wahlmännern als gesetzlich anerkannt werden, können von der Annahme der Wahl befreien; doch ist man nicht verbunden, die Wahl anzunehmen, wenn man zwei auf einander folgende Male als Repräsentant auf einem ordentlichen Storthing erschienen ist. Die Gesetzlichkeit der Vollmachten wird vom Storthing untersucht. Jeder Repräsentant ist zur Vergütung seiner Reisekosten nach und von dem Storthing und seines Unterhalts, während der Zeit wo er dem Storthing beiwohnt, aus der Staatskasse berechtigt; zugleich ist er während dieser Zeit von aller persönlichen Haft frei, wofern er nicht in öffent-

lichen Verbrechen betroffen wird; auch kann er nicht, außer vor dem verſammelten Storthing, zur Verantwortung wegen ſeiner daſelbſt geäußerten Meinungen gezogen werden.

Man ſieht aus dieſen Artikeln, daß die Norwegſche Nation wahrhaft, und wohl einzig in Europa, ſich rühmen kann, eine durchaus nationale Repräſentation zu beſitzen. Der Geiſt und der Verſtand der Freiheit iſt darin ſo deutlich ausgeprägt, daß man ſagen möchte, man könnte ihn mit Händen greifen. Ja, Norweger! das iſt die Art, Repräſentanten nach dem Herzen der Nation zu erzielen und zugleich die Wahlhandlung ſelbſt, nicht allein vor den Rohheiten und Auswilderungen großer verſammelten Maſſen und den im Dunkeln ſchleichenden Umtrieben zu bewahren und deren ſittliche Nachtheile zu verhüten, ſondern dieſelbe zur Quelle einer bildenden, das öffentliche Urtheil gradweiſe beſtimmenden Bewegung zu machen. Der gemiethete Borer, der mit aufgeſtreiften Aermeln in den engliſchen Wahlkämpfen vorkämpft, ſieht einem Athleten der Freiheit ſo ähnlich, wie der Evangeliſt dem Ochſen, der ihm im Bilde zur Seite ſteht. Und den-

noch verſammelt Englands reformirtes Wahlgeſetz nur den allerkleinſten Theil der Nation. Frankreichs Philiſterwahlgeſetz desgleichen. Die Vernunft, oder, wie ich mich auszudrücken liebe, der Verſtand der Freiheit, wird alle conſtitutionelle Staaten Europas lehren, daß die Norwegſche Wahlgeſetzgebung nicht allein auf Staaten anwendbar iſt, deren Wähler, vermöge der zerſtreuten Bevölkerung und der ſchwierigen Verbindungsmittel nicht leicht in Maſſe zuſammentreten können, ſondern auch auf ſolche, und wohl eben auf ſolche, die ſich, auf den Stoß einer Trompete, in Heerſchaaren verſammeln können. — Schön iſt am Norwegſchen Grundgeſetze, daß jede Scholle Landes, wie ärmlich und werthlos ſie auch ſei, in dem Manne, der ſeinen Schweiß auf ihr vergießt, einen Wähler hat, während der Stadtwähler einen mindeſtens auf 300 Thaler zu taxirenden Grundbeſitz aufweiſen muß. — Das Wahlſyſtem nach Abgaben iſt eine für das Blutſaugerſyſtem der Abgaben geſchickt erregte Eitelkeit.

Das Grundgeſetz fährt fort:

Die auf vorſtehende Weiſe erwählten Repräſentanten machen das Storthing (große Raths-

verſammlung) des Königreiches aus. Dieſes wird in der Regel jedes dritte Jahr in der Hauptſtadt den erſten Werkeltag im Februarmonat eröffnet. (Ein ſpäterer Antrag der Regierung, das Storthing im Juni zu eröffnen, fand aus mancherlei Gründen, und namentlich aus Rückſichten für den Ackerbau und für die leichtere Art, Winterreiſen über die Berge und gefrornen Ströme Norwegens zu machen, keine Genehmigung.) In außerordentlichen Fällen hat der König das Recht, nicht nur außer der gewöhnlichen Zeit, ſondern auch an einem anderen Orte das Storthing zuſammenzuberufen; ſolche Fälle ſind ein feindlicher Einfall, eine anſteckende Krankheit. Der König erläßt dann eine Bekanntmachung, die in allen Kirchen der Stiftsörter wenigſtens ſechs Wochen vor der Zeit verleſen werden muß, wo die Mitglieder des Storthings an dem beſtimmten Orte zuſammenkommen ſollen. Ein ſolches außerordentlicher Storthing kann vom Könige nach Gutbefinden aufgehoben werden. Die Mitglieder des Storthings fungiren als ſolche während dreier auf einander folgender Jahre, ſowohl bei dem ordentlichen als bei dem außerordentlichen Stor-

thing. Kein Storthing kann gehalten werden, wenn nicht Zweidrittel ſeiner Mitglieder gegenwärtig ſind. Sobald das Storthing ſich conſtituirt hat, eröffnet der König, oder der, den er dazu beſtellt hat, deſſen Verhandlungen mit einer Rede, worin er daſſelbe von dem Zuſtande des Reichs und den Gegenſtänden unterrichtet, auf welche er beſonders die Aufmerkſamkeit des Storthings hinzulenken wünſcht. In des Königs Gegenwart darf keine Berathſchlagung ſtattfinden.

Das Storthing erwählt unter ſeinen Mitgliedern ein Viertheil, welches das Lagthing (geſetzgebende Verſammlung) ausmacht; die übrigen drei Viertheile bilden das Odelsthing (nach dem Wortſinn: Verſ. der Grundbeſitzer). Jedes Thing hält ſeine Verſammlungen abgeſondert und ernennt ſeinen eignen Präſidenten und Secretair.

Es kommt dem Storthing zu:

1) Geſetze zu geben und aufzuheben; Schatzungen, Abgaben, Zoll und andere Laſten aufzulegen, welche jedoch nicht länger gelten, als bis zum 1. Juli des Jahrs, da das neue ordentliche Storthing verſammelt iſt, wofern ſie nicht von dieſem ausdrücklich erneuert werden;

2) Anleihen auf den Credit des Staates zu eröffnen;

3) Aufsicht über das Geldwesen des Reichs zu führen;

4) Die zu den Staatsausgaben nöthigen Geldsummen zu bewilligen;

5) Zu bestimmen, wie viel dem Könige und Vicekönige jährlich für ihren Hofstaat ausgezahlt werden soll, und die Apanage der königl. Familie festzusetzen, welche jedoch nicht in festem Eigenthum bestehen darf;

6) Sich das in Norwegen vorhandene Regierungsprotocoll und alle öffentlichen Berichte und Papiere — mit Ausnahme eigentlich militairischer Commandosachen — vorlegen zu lassen, mit beglaubigten Abschriften oder Auszügen aus den, von dem Norwegschen Staatsminister und den in Schweden anwesenden zwei Staatsräthen geführten Protocollen oder daselbst vorgelegten öffentlichen Papieren;

7) Sich die Bündnisse und Tractate mittheilen zu lassen, die der König für den Staat mit fremden Mächten eingegangen ist, mit Ausnahme

der geheimen Artikel, die jedoch den öffentlichen nicht widersprechen dürfen;

8) Jeden aufzufordern vor dem Storthing zu erscheinen, mit Ausnahme des Königs und der königl. Familie; doch gilt dies für die königl. Prinzen nicht, insofern sie öffentliche Aemter bekleiden (die königl. Prinzen dürfen indeß, nach §. 21, keine Civilämter bekleiden, doch kann der Kronprinz und dessen ältester Sohn zum Statthalter ernannt werden);

9) Die inzwischen bestandenen Gehalts-Pensionslisten zu revidiren, und darin die für nöthig befundenen Veränderungen zu machen;

10) Fünf Revisoren zu ernennen, die jährlich die Rechnungen des Staats durchsehen und Auszüge aus denselben durch den Druck bekannt machen sollen, daher diese Rechnungen jedes Jahr vor dem 1. Juli diesen Revisoren zugestellt werden müssen;

11) Fremde zu naturalisiren.

Jedes Gesetz soll auf dem Odelsthing entweder vor dessen eigenen Mitgliedern, oder von der Regierung durch einen Staatsrath zuerst vorgeschlagen werden. Ist der Vorschlag ange-

nommen, ſo wird er an das Lagthing geſandt, welches ihn entweder genehmigt oder verwirft, und im letzteren Fall mit beigefügten Bemerkungen zurückſchickt. Dieſe werden vom Odelsthing in Erwägung gezogen, der entweder den Geſetzvorſchlag hinlegt oder ihn wiederum mit oder ohne Veränderung an das Lagthing ſendet. Iſt der Vorſchlag vom Odelsthing zweimal dem Lagthing vorgelegt und von dieſem zum zweitenmal abweiſend zurückgeſandt, ſo tritt das ganze Storthing zuſammen und dann wird mit Zweidrittel ſeiner Stimmen über den Vorſchlag entſchieden. Zwiſchen zwei ſolchen Berathſchlagungen müſſen jedesmal wenigſtens drei Tage verfließen. Hat ein vom Odelsthing vorgeſchlagener Beſchluß den Beifall des Lagthings oder des verſammelten Storthings erhalten, ſo wird er durch eine Deputation von beiden Abtheilungen des Storthings an den König geſandt, wenn er gegenwärtig, oder im entgegengeſetzten Fall an den Vicekönig oder an die Norwegſche Regierung, mit dem Antrage auf Ertheilung der königlichen Sanction.

Billigt der König den Beſchluß, ſo verſieht er ihn mit ſeiner Unterſchrift, wodurch er (gleich)

Geſetz wird. Billigt er ihn nicht, ſo ſendet er ihn an das Odelsthing mit der Erklärung zurück, daß er es nicht dienlich finde, den Beſchluß zu ſanctioniren. In dieſem Fall darf der Beſchluß nicht mehr von dem dermaligen Storthing dem Könige vorgelegt werden, der ſich auf dieſelbe Weiſe benehmen kann, wenn das nächſte ordentliche Storthing denſelben Beſchluß aufs Neue vorſchlägt. Wird er aber, nach abermaliger Erwägung, von dem dritten ordentlichen Storthing auf beiden Thingen (in beiden Verſammlungen) unverändert angenommen und dann dem Könige mit dem Begehren vorgelegt, Seine Majeſtät möge ihre Genehmigung einem Beſchluſſe nicht verweigern, welchen das Storthing nach reiflichſter Ueberlegung als nützlich anſieht, ſo wird er Geſetz, auch bei nicht erfolgender Sanction des Königs, ehe das Storthing ſich trennt.

Das Storthing darf ohne des Königs Erlaubniß nicht über drei Monate verſammelt bleiben. Wird er, nach dem Ende ſeiner Verrichtungen, vom Könige aufgehoben, oder iſt er die beſtimmte Zeit verſammelt geweſen, ſo ertheilt der König ſogleich ſeine Entſchließung auf die

bereits vorher nicht abgemachten Beſchlüſſe, indem er ſie entweder beſtätigt oder verwirft. Alle, welche er nicht ausdrücklich ausnimmt, werden als von ihm verworfen betrachtet (worauf ſie als zweite Vorlage beim nächſten Storthing wieder zum Vorſchein kommen können).

Alle Geſetze werden in Norwegſcher Sprache und, die im §. 79 (oder den ſo eben berührte Fall nicht erfolgender königl. Sanction nach dreimaliger Vorlegung) ausgenommen, in des Königs Namen, unter dem Siegel des Norwegſchen Reichs erlaſſen.

Die Sanction des Königs iſt nicht erforderlich zu den Beſchlüſſen des Storthings, wodurch er ſich

1) als Storthing nach der Conſtitution verſammelt erklärt;

2) ſeine innere Polizei beſtimmt (durch welches weſentliche Vorrecht die Kammer auch die Reihenfolge der zu berathenden Geſetzvorſchläge, je nach der Wichtigkeit und Dringlichkeit derſelben, frei beſtimmen darf, ohne hierin einer vorgeſchriebenen Ordnung zu folgen; eine Propoſi-

tion des Königs, der dieſes Recht beeinträchtigen und eine feſte Reihenfolge der abzuhandelnden Vorſchläge, wobei die vom Könige ausgehenden allemal die Vorhand haben ſollten, einzuführen beabſichtigte, fand keinen Beifall);

3) die Vollmachten der anweſenden Mitglieder annimmt oder verwirft;

4) Erkenntniſſe über Wahlſtreitigkeiten annimmt oder verwirft;

5) Fremde naturaliſirt;

6) endlich auch nicht zu dem Beſchluſſe, wodurch das Odelsthing einen Staatsrath oder Andre unter Verantwortung ſetzt.

Das Storthing kann das Bedenken des höchſten Gerichts über wichtige Gegenſtände einziehen. Er wird bei offenen Thüren gehalten und ſeine Verhandlungen werden durch den Druck bekannt gemacht, ausgenommen in den Fällen, wo das Gegentheil durch Stimmenmehrheit beſchloſſen wird.

Der, welcher einem Befehl gehorcht, deſſen Abſicht dahin geht, die Freiheit und Sicherheit des Storthings zu ſtören, macht ſich dadurch der Verrätherei gegen das Vaterland ſchuldig.

— Mit letzterem Artikel, der wie ein Engel mit flammendem Schwerdte den Garten der Gesetzgebung bewacht, oder der symbolisch an den Pforten des gesetzgebenden Palastes wie ein Löwe mit halbgeöffneten Augen liegt, oder, um ein Bild aus der Haraldik herbeizuziehen, an das Wappen der volkssouverainen Macht als „wilder Mann" mit der Keule sich anlehnt; dieser Artikel schließt die Reihe der auf die Nationalrepräsentation bezüglichen Gesetzparagraphen.

Betrachten wir zunächst die Organisation des repräsentativen Körpers, so erblicken wir eine Reichs- und Landesversammlung in zwei Abtheilungen. Diese Abtheilungen sind jedoch weit entfernt, einige Aehnlichkeit mit dem feudal-constitutionellen Zweikammersystem Englands und dessen Nachahmungen im französischen und deutschen Stil zu haben. Zu einem solchen Zweikammersystem waren in Norwegen weder die Elemente vorhanden, noch hätte dasselbe vor dem Geiste, dem das Norwegsche Grundgesetz seine Entstehung verdankt, Gnade gefunden. Dasselbe einführen wollen in Ländern, die aus den Trümmern ihrer ehemaligen ständischen Verfassungen zu einer neuen

bürgerthümlichen Exiſtenz überzugehen ſtreben, heißt die Tendenzen der Zeit ſchlecht verſtehen, obwohl, von der andern Seite, die ritterſchaftlichen Mißverſtändniſſe unſchwer zu begreifen. Die Spaltung der Nationalrepräſentation in eine erſte und zweite Kammer beruht eben auf dem, was die Zeit negirt, auf dem Unterſchiede zwiſchen den politiſchen und bürgerlichen Rechten einer Klaſſe der Staatsbürger vor den übrigen. Pairie, Ritterſchaft ſind hiſtoriſche Organe, um die Privilegien einer Ariſtokratie oder eines groſſen Landbeſitzes geltend zu machen und zu handhaben. Sind die Adelsprivilegien hinweggefallen oder im Verſchwinden mit den groſſen Gütern, und zwar auf die Weiſe, daß die Nation keineswegs geſonnen, der Wiedereinführung derſelben Vorſchub zu leiſten, oder die letzten Reſte reliquienartig aufzuheben, ſo wird ſie, die Nation, unmöglich, wenn es nach ihrem Willen geht, in ihr neues Verfaſſungsleben ein Organ aufnehmen, deſſen hiſtoriſche Elemente die Zeit und ihr Wille vernichtet hat. Das Volk iſt zu klug, um den Bock zum Gärtner zu ſetzen. Und wäre die Ariſtokratie eines Landes die nebelſte, die man ſich

denken kann, und wie sie etwa nie gewesen, ja wollte sie aus eigenem Antriebe alle ihr noch zustehenden Rechte auf dem Meere des Vaterlands und des gemeinsamen Bürgerrechts darbringen, nur mit der Ehre, eine erste Kammer oder ebenbürtige Körperschaft zu bilden, zufrieden — ein weiser Gesetzgeber unserer Zeit würde diese bescheidenste Unbescheidenheit, die in der einzigen Ausnahme liegt, zu würdigen wissen, mitsammt allen den nichtigen Staatstheorien von Mittlerschaft zwischen Thron und Nation, parlamentarischer Bewegung und Hemmung u. s. w., die sich an jene Forderung knüpfen und so recht eigentlich nur ausgeheckt und gewoben sind, um dem alten, nackten, unverwüstlichen, vor der Anerkennung des Gleichheitrechtes und der Ehre des Bürgerthums bis in der letzten Fiber sich sträubenden aristokratischen Stolze als Philosophenmantel zu dienen. Man verstehe mich nicht unrecht. Ich habe, als Zuschauer des Welttheaters, nicht wider die Ungarsche Magnatentafel, nichts wider einen fetten, stolzen, glänzenden Adel, mit sehr thatbeständlichen Vorrechten und gar phantastischem Uebermuthe. Ich bin Poet

genug, um ein kräftiges Menſchenweſen in allen ſeinen geſchichtlichen Geſtalten und Trachten, allen ſeinen zeit- und völkerthümlichen Charakteren gelten zu laſſen, nach deutſcher Weiſe ſelbſt zu lieben. Jeder ſehe, wie ers treibe, und wer ſteht, daß er nicht falle. Ich habe niemals öde Weltverbeſſerungspredigten gehalten und mich eines direkten Bekehrungseifers befliſſen, weder in meinen Schriften, noch im Umgange mit Freunden und Feinden, aus innerer tiefer Scheu und Furcht, irgendwie die Naivetät der Erſcheinungen zu ſtören. Mein Liberalismus iſt keine leberne Theorie; verſtehe ich ſeine Quellen recht, ſo iſt er Poeſie und Religion der Freiheit, Glaube an die wunderbare erlöſende Kraft eines freien Nationalbewußtſeins in einer von Natur edeln, mannsſtarken Nation, ein freudiges Gefühl, dieſes Glaubens mit Andern zu leben und die Schaar der Gläubigen wachſen zu ſehen, endlich ein Inſtinkt, der mich vor feigen Theorien und ſchleichenden Giften warnt, die dem jungen kräftigen Wachsthum im Staate an der Wurzel bedrohen. Dieſer Inſtinkt iſt es, der mich lehrt, nicht eben in dem offenen, dreiſten Uebermuthe einer bevor-

rechtigten Kaste den Feind der Erstarkung des bürgerlichen Lebens zu sehen — es wäre nicht so übel, wir hätten mehr von diesem, durch energischen Druck zum energischen Gegendrucke aufforderuden Uebermuthe — sondern den Feind in seinem humanisirenden, liberalisirenden, rechtsphilosophirenden, feinaristokratischen Pelze aufzusuchen und den uralten Herrn von Reineke in die constitutionellen Schlupfwinkel zu verfolgen, wo er seine letzte Zuflucht sucht. Dahin gehört namentlich das Zweikammersystem, den neuconstitutionellen Staaten empfohlen und untergeschoben als unentbehrliche Maschinerie der Gesetzgebung und als vornehmste Bürgschaft der Kraft und Dauer constitutioneller Throne.

Wie sich diese herrlichen Gesichtspunkte in die Perspective der wirklichen Thatsachen und Ereignisse unserer Epoche einrücken lassen, ist nicht wohl abzusehen; doch für dergleichen Nutzanwendungen hat jeder seine eigne Brille. Was aber den Gedanken an und für sich betrifft, der Gesetzgebung einen doppelten Magen zur besseren Verdauung zu geben, so kann man denselben, wenn man von seiner Nothwendigkeit oder Nütz-

lichkeit überzeugt iſt, ſehr wohl realiſiren, ohne die geſetzgebenden Beſtandtheile aus ungleichartigen Elementen zuſammenzuſetzen, oder, um bei dem gewählten Bilde zu bleiben, die Magen ganz verſchiedener Thiere, wie etwa Wolf und Lamm, von denen jedes ſein beſonder Futter verlangt, im Conſtitutionsleibe mit einander in Verbindung zu bringen. Ich weiß nicht, ob die ruhmwürdigen Entwerfer der Norwegſchen Verfaſſung von ſelbſt auf den Gedanken gekommen wären, die geſetzgebende Verſammlung in zwei Abtheilungen zu ſondern, wenn ſie nicht auf zwei alte Geſetzorgane des Reichs, das Odelsthing und das Lagthing gefußt hätten. Aber wie anders verhält ſich dieſe Organiſation des Norwegſchen Storthings zu der Idee der Nationalrepräſentation und des vorgeſetzten Staatszweckes, als die Stiftung einer ariſtokratiſchen und demokratiſchen Geſetzverſammlung, die durch das Zweikammerſyſtem bezeichnet wird! Die beiden Abtheilungen des Norwegſchen Storthings gehören in der That einzig und allein der inneren Maſchinerie der Geſetzgebung an, ſie bilden keinen genetiſchen und nicht einmal ſtehenden Unterſchied, treten zuſammen und auseinan-

der, werden durch das gesammte Storthing aus seiner Mitte jedesmal selbst gewählt, so wie das Storthing aus der einen großen Wahlquelle der Nation, ohne Unterschied in den Proceduren hervorgeht; kurz, sie sind ein Leib und eine Seele. Das Zweikammersystem dagegen stellt zwei Leiber und zwei Seelen vor. Während die zweite Kammer von der Nation erwählt wird, ergänzt sich entweder die erste allein in sich selbst und erbt sich fort, wie ein ritterschaftliches Gesetzgebungsfideicommiß, oder wird zu gleicher Zeit von der Regierung ergänzt, oder endlich, wie in Frankreich, neuerdings ohne Erblichkeit ganz allein von der Regierung. Im ersten Falle ist die erste Kammer aristokratische Hemmung und Schranke der königlichen Macht, die auch im zweiten Fall durch die Prärogative derselben nur wenig erweitert wird; im letzten ist sie fügsames Werkzeug derselben; in allen Fällen aber im Widerstreite mit dem Geiste einer Gesetzgebung, die auf dem obersten Grundsatze der Volkssouverainität beruht und weder sich selbst, noch die ausübende Macht durch ein egoistisches Werkzeug hemmen oder aus der vorgezeichneten Bahn willkührlich hinausschleu-

dern lassen will. Wo jener Grundsatz nicht anerkannt ist, wo man hinsichtlich der Quelle der Souverainität anderer Meinung ist oder in Unsicherheit schwankt, wo das mittelaltrige Ständewesen nicht aus dem Grabe geholt werden muß, sondern leibhafte Ritter und Gemeine in thatsächlicher Einzelbevorrechtung sich und dem Throne gegenüber stehen, wo „die Ehre dem Adel anvertraut ist, weil sie, dem eignen Gefühl der Nation und den übrigen Einrichtungen des Staats zufolge, doch schwerlich bei allen Bürgern vorhanden sein kann„ da ist die Pairie und Ritterschaft an ihrem Platze, und es wäre thöricht, in dies schöne alte Spiel von dem Gleichgewichte der Staatsgewalten, ihrer gegenseitigen Eifersucht und lähmenden Furcht vor einander und aller vor der Uebermacht der königlichen Gewalt, mit Theorien eingreifen zu wollen, die darum nur so einfach und in ihrer Anwendung so stark sind, weil sie auf die moralischen Grundlagen der Gleichheit, auf Gemeinehre und Gemeingeist fußen. Das Zweikammersystem, sage ich, steht und fällt mit seinen Feudalbedingungen. Wo es nämlich durch eigne Kraft sich auf den Beinen erhält und wo

kein fremdes mächtiges Princip einer untergrabenen Pairie, die, ſich ſelbſt und ihrem ohnmächtigen Stolze überlaſſen, zuſammenſtürzen würde, unter die Arme greift. Bekanntlich um durch dieſelbe den Thron zu ſtützen! Oder, was mehr Sinn und Verſtand für ſich hat, um der conſtitutionellen Monarchie einen gewiſſen alterthümlichen Glanz und Schimmer zu bewahren, und den reformirten öffentlichen Staatsdienſt, der von Natur ſo puritaniſch einfach iſt und ſo gar wenig auf Phantaſie und Gemüth des Volkes Rückſicht nimmt — wie, zum Beiſpiel, in Norwegen — nicht ganz um jene feierlichen Erregungsmittel des altkatholiſchen Staatscultus, Chor und Gegenchor (allenfalls Caſtraten), Weihrauch, Heiligenſcheine, Familienerbbegräbniſſe, Wappenſchilder u. ſ. w. arm zu machen. Eine ſolche Pairie, die für fromme Zwecke eine ſein ſoll, aber in hiſtoriſchem Sinne keine mehr iſt, zeigt uns Frankreich. In dieſem Lande der kugelhaften Umwälzungen, wo hinterher ſo Vieles unter neuem Namen wieder an die Stelle tritt, was den Blicken zu entſchwinden drohte, während im Innern eine ganze Welt von Begriffen und Gefühlen ſich zer-

ſetzen und umgeſtalten mußte, in dieſem Lande, wo der Adel keine Privilegien mehr beſitzt und dennoch Adel iſt, wo man deſſen Rechte, das iſt, ſeine ſtändiſche Zeugungskraft vernichtet hat und er dennoch ſich verjüngt und fortpflanzt, wo man deſſen Heerd, ſein überwiegendes Grundeigenthum, die Frucht der Eroberungen und Plünderungen ſeiner fränkiſchen Urahnenſchaft, angetaſtet und verſplittert hat, um ihm nachher eine Milliarde Entſchädigung zu Füßen zu legen, Linſen für die Erſtgeburt, Krämergold für fideicommiſſariſche Schellen, Ducaten für ducatus (Herzogthümer), écus (Thaler) für equites (Ritter), francs für die alten Feudalherren des Landes (die Franken); in dieſem Lande ſind die Geiſter der ehemaligen hohen Vaſallen der Krone Frankreichs, die in der Völkerſchlacht der Revolution von 89 gefallen, zuſammengeblaſen und ihre windigen Gerippe, ihre wackelnden kahlen Schädel mit den Attributen der Pairie behängt worden, in welchem Aufzuge ſie zu gleicher Zeit die ehemalige Antichambre (das Gegentheil von einer Kammer) und die erſte geſetzgebende Verſammlung des Reichs, gleichſam den Ausbund der ehemaligen Provinzialparlamente

vorſtellen. Der franzöſiſchen Pairie liegt jedoch oſtenſibel noch ein anderer Begriff zu Grunde, ein Begriff, der über alle bürgerliche und adlige alte und neue Begriffe hinausgeht, obwohl er beſtimmt iſt, der alten und neuen Zeit gleichmäßig zu ſchmeicheln, der: einer Verſammlung von Notabilitäten der Geburt, des Beſitzes und Talents des ganzen Landes! Dies ſind drei unermeßliche Ungleichheiten und dennoch ſollen die Herren Pairs, pares, Gleiche ſein. Das alte Geſchlecht, der mächtige Grundbeſitz, der glänzende Kopf, der Ruhm kriegeriſcher oder bürgerlicher Verrichtungen, alle dieſe Eigenſchaften, die an und für ſich nichts mit einander gemein haben, und die im bürgerlichen Leben vielfach ſich fliehen und wie Feuer und Waſſer zuſammenziſchen, ſollen, unter der Hand der Regierung, die unter den Köpfen, Diplomen, Geldbeuteln, Staatsverdienſten willkührlich umherzugreifen hat, die Elemente eines abgeſonderten und mit den höchſten und einflußreichſten Functionen der Geſetzgebung bekleideten Staatskörpers abgeben! Man kann dieſen abſtrakten und mit den Grundlagen der neuen franzöſiſchen Verfaſſung im brennenden Wi-

derſpruche befindlichen Gedanken ohne Kopfweh gar nicht durchdenken. Die alte Ariſtokratie, der eigentliche Stamm und Sinn der Pairie, ſpielt darin die kläglichſte Rolle und dürfte nur mit Erröthen an ihre Schweſter in England denken können. Wäre nur der Theil der franz. Pairie, der aus altariſtokratiſchen Elementen beſteht, Selbſtrepräſentation des franz. Adels und auf Lebenszeit von ſeinen Standesgenoſſen erwählt, ſo würde ein altfranzöſiſcher Baron, wenn er die Pairskammer betritt, ſich nicht der Fiction zu ſchämen brauchen, Advocaten, diplomatiſche Retouriers, aufgekrochene Bureauſeelen, Glückspilze der Revolution und des Kaiſerreichs, was alles das plebejiſche Gepräge ſeines Urſprungs trägt, für Seinesgleichen anſehen und für Ihresgleichen angeſehen werden zu müſſen; er würde, indem er ſich der zuſammenwürfelnden, revolutionairen Nothwendigkeit fügte, weder ſich noch ſeinem geſellſchaftlich, imaginair, ja ſelbſt grundgeſetzlich feſtgehaltenen Stande etwas vergeben. Nun aber, da ſein Eintritt nicht von der Wahl ſeiner Standesgenoſſen ausgeht und nicht in Kraft irgend eines Rechtes erfolgt, das mit ſeinem pe-

litiſchen Daſein verknüpft iſt, ſondern von der Willkühr der Regierung abhängt, nun muß er in dem unbehaglichſten Gefühl von der Welt den Kopf ducken bei dem Gedanken, daß er ſein Recht freiwillig vergeben hat, daß er weder der Nation noch dem Könige gegenüber ſich in der Stellung befindet, auf die er fortwährend Anſpruch machen will und muß, um ſich auch nur ideel zu behaupten, daß es königliche Gnade iſt, wenn er ſich zur Gleichheit mit denen, die nicht Seinesgleichen ſind, erhoben ſieht, und daß, ſo ſehr er ſich überzeugt halten mag, daß die Pairie für ihn und ſeinen Stand geſchaffen, und ſo ſehr es ihm ſchmeicheln mag, die Monarchie des Bürgerthums Satyren auf ihren Urſprung, auf die Freiheit und Gleichheit machen und nur in dem goldenen, wenn auch verblichenen Rahmen ihrer alten Familiengemälde ſich behaglich, ruhig und ehrwürdig fühlen zu ſehen, das Bewußtſein nicht hinreichen kann, ihn für die Demüthigung zu entſchädigen, nur auf einem Schleichwege, durch Gunſt, als Werkzeug und bloße Tapezerie des Königthums, und zwar eines uſurpatoriſchen, illegitimen in ihrem Sinne, pairiſirt werden zu

ſein. Ob der alte Baron der franz. Pairskammer ſich ſolcher Gefühle wirklich bewußt iſt und in welchem Grade, welcher Beimiſchung mit andern Gefühlen, das mag Gott wiſſen; der hohe Adel Frankreichs iſt von den Königen der letzten Jahrhunderte und von dem Kaiſer ſo durchgeſeigt, geſchröpft und gemißbraucht worden, daß man eher geneigt iſt, ſtolze Kriecherei, als männliche Hoheit der Geſinnung in ſeinen Ruinen zu ſuchen. Aber deſto ſchlimmer für ihn ſelbſt, für den Thron und für die Bedeutung des Inſtituts der Pairie. Was deſſen ſonſtige mitlaufende Beſtandtheile betrifft, ſo müſſen dieſe, wie hoch ſie auch ihre perſönlichen und dinglichen Vorzüge, ihre Verdienſte um das Vaterland und etwa ihre greiſen Haare anſchlagen, ohne Zweifel ſelbſt darüber erſtaunen, daß man ſie für zu gut und zu ehrwürdig hält, den öffentlichen Wahlen ausgeſetzt und in den Schooß der Nationalrepräſentation aufgenommen zu werden, oder, wenn ſie bereits gewählt, Mitglieder derſelben zu bleiben; daß man vielmehr der Anſicht iſt, ſie wären auserleſene Weſen, Halbgötter, die nicht die Nation, ſondern nur ihre perſönlichen Verdienſte und

Qualitäten repräſentiren dürften. Iſt es nicht närriſch, daß für Intelligenz, Reife des Urtheils, würdiges Verhalten, verdienſtvolle und erfahrungsreiche Geſchäftsbahn eine eigne Kammer aufgehoben wird? Bedürfen die Repräſentanten der Nation dieſer Eigenſchaften nicht? Oder haben ſie davon im Ueberfluſſe? Oder beſitzt die Nation kein Unterſcheidungsvermögen, keine Achtung für große Verdienſte? Was unterſcheidet die Intelligenzen und Tüchtigkeiten der Pairie von denen der Deputirtenkammer? Müſſen nicht Dupin, der Pair, und Dupin der Deputirte lachen, wenn ſie ſich anſehen? Aber die Pairs ſollen nicht allein die Intelligenzen und Notabilitäten der Verdienſte, ſondern auch den mächtigen Grundbeſitz repräſentiren. Noch toller. Beſteht denn die Deputirtenkammer vorzugsweiſe und ihrer Organiſation und Beſtimmung nach, aus kleinen Grundbeſitzern? War es ferner der Wille der Nation, einen beſonderen Nachdruck auf den Unterſchied des großen und kleinen Grundbeſitzes zu legen, dieſe Quelle der Ungleichheiten in der Geſetzgebung zu heiligen? War ſie dermaßen in Vergeſſenheit der Ideen ihrer Revolution verſunken, ſo konnte ſie ja, durch

ihr Wahlgeſetz, dem großen Beſitze oder dem Gelde, den allmächtigen Schlüſſel alles modernen Beſitzes, verhältnißmäßig mehrere Stimmen einräumen. Wenn die Macht des Talents, des Beſitzes, des bürgerlichen Anſehens nicht ſorgfältig genug vor Mißbräuchen in Acht zu nehmen, wenn ſie, auch geleitet in den ſtarken Eiſenſchienen geſetzlicher Gleichheit und männlicher Sitten, auch ſelber eines edleren Strebens und Wollens ſich bewußt, nur zu leicht ihren dämoniſchen Einflüſſen verfällt, abſpringt und den Sitten ein Aergerniß gibt, was ſoll man ſagen von dem Leichtſinn, oder von der Täuſchung einer Nation, die mit Gleichheit prahlt und eine Pairie der Geburt, der Verdienſte, der Talente und des Beſitzes zu den demokratiſchen Inſtitutionen zählt, die ihres Königs Thron umgeben? Worauf können die franzöſiſchen Pairs als ſolche, ſtolz ſein, was ihnen nicht das Bewußtſein eitler Ueberhebung, der Nation gegenüber, einflößt? Glücklicherweiſe kennen die Meiſten den Gang ihrer Erhebung ſelbſt am beſten. Ach, die Pairs überheben ſich nicht; ſie werden überhoben. Die Natur oder Unnatur ihres Inſtituts raubt ihnen die Kraft der An-

maßung, ſie können weder aus dem Herzen der Nation ſprechen, noch zu deutlich aus dem Geiſte ihrer Berufung; ſie ſitzen ſo ſtill da oben und ſenken gräulich die Köpfe und wickeln ſich in den Mantel ihrer Unſchuld. Was ſind die Pairs? Deputirte des Königs. Ihre Exiſtenz beruhend auf eine Grundverwirrung in den einfachſten Staatsbegriffen, auf einer gebrochenen und verzerrten Spiegelung des engliſchen Inſtituts, iſt mehr eine Charlatanerie als eine Realität; obgleich jedenfalls ein Unheil. Eingriff der vollziehenden Gewalt in die geſetzgebende, verſtärkt die Pairie dennoch nicht die Kraft, ſondern nur die unglücklichen Illuſionen des Julikönigthums; das Schlimmſte und in ſeinen Folgen Verderblichſte, was ſich von ihr und von der neuen Legitimiſirung des Adels in Frankreich ſagen läßt; wovon nachher die Rede ſein wird,

Das Zweikammerſyſtem wird ſtets wo es herrſcht eins der Hinderniſſe ſein, welche die Welt des erhabenen Schauſpiels eines nationalen, ſtarken und aufrichtigen Bürgerkönigthums berauben werden. Geboren aus der früheren Spaltung der Nation in Patricier und Plebejer, Lords und Gemeine,

Ritter und Bürger, ſpaltet es, noch bei dem Verſchwinden dieſer Unterſchiede, unglücklicherweiſe das Herz der Herrſcher, dieſes Herz das nicht groß und ungetheilt genug ſein kann, und für Aller Ehre und Wohlfahrt zu ſchlagen. Das Zweikammerſyſtem iſt ein Zweikönigſyſtem. Die Norweger, nur eines Königs Haupt und Herz begehrend, begnügten ſich daher mit einer Kammer, deren zwei Abtheilungen, von demſelben reinen Blute der Nation durchſtrömt, nur dem inneren Organismus der Geſetzgebung angehören. So viel ich weiß, hat die Regierung ſpäterhin keine direkte Verſuche gemacht, dieſen Theil des Norwegſchen Grundgeſetzes zu ändern. Doch ſcheint der gleich zu erwähnende mehr als einmal wiederholte Vorſchlag, einen neuen Adel in Norwegen einzuführen das Zweikammerſyſtem, als eine natürliche Nachgeburt dieſer nicht zur Geburt gelangten Mißſchöpfung, bezielt zu haben.

Die legislativen Verrichtungen und Zukommniſſe des Storthing, wie ſolche im Obigen angeführt worden, bedürfen keines weiteren Commentars. Von der Weisheit ſelbſt eingegeben iſt die eigenthümliche Beſtimmung, wodurch die

Dauer der Auflagen und Schatzungen jedesmal nur für den Zwischenraume zwischen zwei Seſſionen des Storthings feſtgeſetzt wird. Uebrigens iſt der Umfang der vom Storthing ausgeübten Rechte noch größer als er in dieſem Abſchnitte des Grundgeſetzes erſcheint. Das Norwegſche Grundgeſetz fuhrt auf allen ſeinem Blättern, von Anfang bis zu Ende, den oberſten Grundgeſetz durch, daß die Verſammlung der Vertreter der Nation dieſe wahrhaft vorſtellt, dieſe Nation wirklich iſt und alle die Rechte perſoniſicirt, welche aus der Machtquelle der Nation fließen. Jeder Paragraph des Grundgeſetzes bringt in Erinnerung, daß die drei Gewalten, die ausübende, geſetzgebende und richterliche, nur eine Macht ſind: die Macht der Nation, unmittelbar dargeſtellt in dem Storthing und durch dieſes ſich geltend machend in jeder der beiden übrigen Staatsgewalten. Das Storthing nimmt, wie wir gleich ſehen werden, an der richterlichen Gewalt Antheil, und iſt, wie wir geſehen haben, ermächtigt in beſtimmten Fällen die Königwahl zu vollziehen und in gewiſſe dem Willen der Nation widerſprechenden Vorhaben und Beſchlüſſe der aus-

übenden Gewalt hindernd einzuschreiten. So kann der König Krieg erklären; aber nur die Nation, oder das Storthing nicht allein das Geld, sondern auch die Waffen dazu bewilligen, denn Paragraph 25 besagt: „zum Angriffskriege dürfen Norwegens Truppen und Ruderflottille nicht ohne Einwilligung des Storthings, gebraucht werden.“ Dagegen kann der König die Beschlüsse des Storthings die ordentlicherweise durch ihn gesetzliche Sanction erhalten, an der Erlangung der Gesetzeskraft zwei Storthinge hindurch verhindern und nur, wenn sie auch auf dem dritten Storthing gefaßt werden, treten sie, auch bei nochmaliger Sanctionsverweigerung von Seiten des Königs, in die Reihe der Gesetze ein.

Bekanntlich hat es die Regierung sich wiederholt angelegen sein lassen, den betreffenden Artikel des Norwegschen Grundgesetzes, wodurch dem Könige nur ein aufschiebendes Veto, aber kein absolutes eingeräumt wird, als unvereinbar mit repräsentativem Verfassungswesen, zerstörend für das zur Festigkeit unentbehrliche Gleichgewicht, dem Wohle des Volkes, so wie der Würde des Königs Gefahr drohend, darzustellen. Wie alle

Propoſitionen Karl Johanns, ſo verrathen auch die in Rede ſtehenden einen gewiſſen, von der Garonne ſtammenden Geiſt der Phraſe und der Uebertreibung, eine Miſchung von wahren, falſchen und ſchiefen Gedanken, einen Ausdruck väterlicher Regentenwürde und Augenzwickender Ueberredungsliſt, viel Mißbrauch mit Berufungen auf Geſchichte, wovon überall nur eine oberflächliche Kenntniß vorhanden zu ſein ſcheint, und ein wenig das Napoleoniſche Gepräge des Abſoluten, das dann freilich, beſchränkt im Thun und Gebieten, in der Macht zu Regiren eine Entſchädigung oder Beruhigung ſuchen wird. Wie wenig der König das, in ſeinen Grundlagen 1814 von ihm ſelbſt anerkannte und unter ſeinen Augen erwachſene kräftige Verfaſſungsleben der Norweger, den Erfolg der raſchen Bildkraft der Freiheit und der tüchtigen Verſtandes und Gemüthsanlagen der Nation richtig erkannte und ſchätzte, indem er wiederholt den allergnädigſten Vorſchlag an das Storthing ergehen ließ, der Königlichen Macht ſtatt des ſuspenſiven Veto das abſolute einzuräumen, zeigt ſich in der Ausführung der Gründe, welche den Vorſchlag einführten,

und in der Entgegnung auf das ablehnende Bedenken der Commission. In letzterer Entgegnung heißt es unter andern: „Ist es unzweifelhaft, daß das Grundgesetz eines Landes Rücksicht nehmen muß auf das Bedürfniß des Volkes, auf seinen Charakter, seine Gewohnheiten, ja selbst auf seine geographische Lage, dann wäre es gewiß auch ein großer Irrthum, wenn man bei allen Nationen dieselben Formen anwenden wollte; der nationale Charakter ist, wie die übrigen Verhältnisse, bei den verschiedenen Völkern verschieden. Was aber Norwegen betrifft, so scheint es einleuchtend daß ein Volk, welches seit anderthalb Jahrhunderten gewohnt war, nur durch den Willen eines Monarchen regiert zu werden, es ungern sehen muß, wenn zu große Einschränkung der königlichen Autorität den Schutz zu vernichten droht, den es bei den Monarchen gegen mögliche Anmaßungen der gesetzgebenden Gewalt finden kann.“ Von der Einsicht in constitutionelle Grundsätze und in die innere Consequenz des Norwegschen Grundgesetzes gibt folgende Stellen einen Beweis: „Aus dem Angeführten erhellt, daß bei der gegenwärtigen Stellung kein Gleichgewicht

ſtattfindet; ſollte ein ſolches ſtattfinden, ſo müßte der König auf ſeiner Seite das Recht haben, daß ein Geſetzvorſchlag, dreimal unverändert dem Storthing durch Höchſtdenſelben vorgelegt, Geſetz werden müßte, ſelbſt ohne Genehmigung des Storthings. Seine Majeſtät ſind indeſſen weit entfernt, einem ſo ausgedehnten (widerſinnigen) Rechte nachzuſtreben. Seine Majeſtät erwähnen es nur, wie weit Theorien führen können, die in die Prinzipien Keime des Mißtrauens und des Streits beider Gewalten (!) aufnehmen, da ſie die Unabhängigkeit der Nationen nur bewahren können, wenn ſie durch Zutrauen und Einigkeit verbunden ſind." — Daſſelbe tiefe Mißverſtändniß des Norwegſchen Volkes und ſeines Vertrauens auf die Verfaſſung und die ſelbſtgewählten Vertreter machte ſich bei dieſer Gelegenheit im Folgenden Luft: „Seine Majeſtät können nicht umhin, die Aufmerkſamkeit des Storthings auf die Nothwendigkeit hinzuleiten, im Weſentlichen die patriarchaliſche Form für Norwegen zu bewahren. Wenn die Bewohner der Norwegſchen Gebirge und Thäler ihre Gebete zum Himmel ſenden, da bitten ſie den Allmächtigen, er möge

ihrem Könige Kraft, Muth und Willen ſchenken, ihren Wohlſtand zu fördern, ihre Rechte zu befeſtigen, ſie gegen ihre Feinde zu vertheidigen. Dies Volk vermag es nicht zu begreifen, daß ſein Beſchützer Hinderniſſe findet, das Gute, was er wünſcht, zu verrichten, gegen die Einzelnen wie für das Land im Ganzen; kurz, dieſes Volk, davon ſind S. Maj. überzeugt, will, daß die Gewalt gleich vertheilt ſei; es will, daß der König vorſchlagen, die Nationalrepräſentation annehmen oder verwerfen ſoll; daß die Nationalrepräſentation vorſchlagen und der König, mit Rückſicht auf das wahre Wohl des Landes, annehmen oder verwerfen ſoll."

Die logiſche, pſychologiſche und legislatoriſche Zergliederung des Obigen Jedem in Belieben ſtellend, verweiſe ich, in Betreff der letzten Anführung, auf den Theil des commiſſariſchen Bedenkens, welcher den König, in der mildeſten und ausdrucksvollſten Form, hinſichtlich der erſten Grundſätze der Norwegſchen Verfaſſung zu belehren ſucht, und zugleich den vorgeſpiegelten Gefahren, die aus der Nichtannahme der königlichen Propoſition erfolgen ſollten, die Wirklichkeit der

conſtitutionellen Bürgſchaften entgegenſtellt. „Vergleichen wir — bemerkte die Commiſſion — den 49ſten Paragraphen des Grundgeſetzes mit dem 3ten und 79ſten, ſo ſcheint es klar, daß einer der Hauptgrundſätze deſſelben dieſer iſt, daß die geſetzgebende Gewalt, oder der bedeutendſte Theil derſelben, dem Volke zukommt, das dieſe Gewalt durch das Storthing ausübt. Würde, nach dem Vorſchlage S. Maj., der 79ſte Paragraph aufgehoben, ſo iſt es einleuchtend, daß der größte Theil der geſetzgebenden Gewalt in die Hände des Königs käme (indem nämlich, wie in dem Voraufgehenden ausgeführt wird, in dieſem Fall das abſolute Veto zu den übrigen beträchtlichen Einflüſſen der königl. Gewalt auf die Geſetzgebung als: die Ernennung und Beförderung der, einen nicht unbedeutenden Theil des Storthings bildenden Beamten, das Recht, Geſetze vorzuſchlagen und proviſoriſche, bis zum nächſten Storthing geltende Anordnungen in Betreff des Handels, Zolls, der Nahrungszweige und der Polizei zu treffen, hinzukäme). Wie nun ein ſolches Reſultat nicht mit der, in dem Vorſchlage ſelbſt deutlich zu erkennenden Abſicht E. Maj., die vielmehr

das Gleichgewicht erhalten möchte, übereinſtimmt, ſo würde auch eine ſolche Veränderung ſchwerlich eine bloße Modification einzelner Beſtimmungen genannt werden können, ſondern würde eher mit dem Prinzip ſelbſt in Streit gerathen. Die Beſtimmungen des Grundgeſetzes, betreffend die Organiſation der Nationalrepräſentation, die Zeit für die Dauer des Storthings, die Oeffentlichkeit der Verhandlungen und die dem Volke durch daſſelbe zugeſicherte Rede- und Schreibefreiheit ſcheinen, mit dem ruhigen und ſinnigen Charakter des Volkes vereinigt, ſo wie die von den Voreltern ererbte Treue und Ergebenheit gegen den König, hinlängliche Sicherheitsmittel gegen einen Mißbrauch des im 79ſten Paragraphen enthaltenen Rechtes darzubieten. Da das Storthing in zwei Kammern (Abtheilungen) getheilt iſt, da es nur jedes dritte Jahr verſammelt wird und ohne den Beifall des Königs ſeine Verhandlungen nicht länger als drei Monate fortſetzen darf, da ferner für ein jedes Storthing neue Vertreter gewählt werden, da endlich die Volksvertretung als ſolche für keinen beſtimmten Theil aus einer privilegirten Claſſe beſteht, deren Intereſſe eine für

die ausübende Gewalt und den Staat gefährliche fortdauernde Opposition hervorrufen könnte: so ist es höchst wahrscheinlich, daß die durchaus über einstimmenden Beschlüsse dreier verschiedenen Storthinge, nicht in Widerspruch mit dem allgemeinen Willen oder mit dem Besten des Staats, welches von dem des Königs unzertrennlich, stehen werde."

Bei einer minder diplomatischen Abfassung hätte die Commission vielleicht geradezu und ohne Umschweife erklärt, daß es sich bei dieser Frage um den höchsten Grundsatz der Verfassung handle und daß dem Könige, ganz abgesehen von der größeren oder geringeren Ausdehnung der königlichen Macht, ein absolutes Veto nach dem Geiste des Norwegschen Grundgesetzes nicht zukomme. Nicht die ausübende, sondern die gesetzgebende Macht ist es, die den Willen der Nation, oder die Nation selbst am unmittelbarsten repräsentirt, woher sie auch wegen ihrer Beschlüsse auf keine Weise zur Verantwortung gezogen werden kann. Eine absolute äußere Schranke in der Ausübung ihrer Functionen würde ihren Begriff und die Kraft und Heiligkeit der Gesetze selbst vernichten.

Allerdings muß dem Staate ſehr daran liegen, daß die ausübende Macht, welche die Beſchlüſſe der Geſetzgebung vollziehen ſoll, hinſichtlich des Zeitgemäßen, Nützlichen, Nothwendigen dieſer Beſchlüſſe mit der geſetzgebenden Nationalverſammlung innerlich einverſtanden ſei, denn von dieſer Einſicht oder von der Neigung, womit ſie die Beſchlüſſe aufnimmt, wird ihr Eifer, dieſelben zu vollſtrecken, alſo ein großer Theil des beabſichtigten wohlthätigen Erfolges abhangen. Man hat daher für nöthig und weiſe befunden, die ausübende Macht durch alle geſetzlich erlaubte Mittel, nämlich durch ſolche, die ihr keinen direkten, Idee und Exiſtenz gefährdenden Einfluß auf die Geſetzgebung geſtatten, in das Intereſſe derſelben zu ziehen. Man hat ihr, oder vielmehr ihrem oberſten Leiter, der Seele des Ganzen, ſowohl die feierliche Beſieglung der Geſetzbeſchlüſſe übergeben, wodurch dieſe unmittelbar in Kraft treten, als die Erlaubniß eingeräumt, Einſpruch gegen deren Vollſtreckung zu erheben. Das erſtere Mittel bezeichnet man durch den Ausdruck „königliche Sanction;“ das letztere durch „königliches Veto.“ Die Sanction iſt eine Erklärung

der Anahme des Beſchluſſes und eine Ueberweiſung deſſelben in die Reihe der Geſetze, deren Vollſtreckung das Amt der ausübenden Macht. In dieſer Geſchäftsbedeutung allein kann das Wort gefaßt werden, und nicht etwa in der myſteriöſen: einer Heiligung oder Weihe des Beſchluſſes, die als ſolche erforderlich wäre, ihm die eigentliche Geſetzkraft zu verleihen. Denn kein leerer Name iſt es, wenn das Norwegſche Volk den Verſammlungsſaal ſeiner Abgeordneten das Sanctuar der Geſetzgebung nennt. Das Storthing iſt die heilige Quelle des Geſetzes; aus dieſem Felſen der Nation entſpringen ſie und ſtrömen, geleitet in dem Bette der ausübenden Macht, Seegen und Fruchtbarkeit verbreitend, durch die Wohnſitze der Menſchen. Dieſe Quelle führt bei ihrem Urſprunge den Namen Beſchluß, und von da an, wo ſie in die Oeffentlichkeit tritt, den Namen Geſetz; verſiegen kann der Lauf des Geſetzes nur, wenn der Stab der Geſetzgebung, der die Quelle entſpringen ließ, von ihr abläßt und ſie vertrocknen heißt; durch dieſelbe Willenskraft kann der Beſchluß in ſeine Quelle zurückkehren, ehe er den Gipfel der ausübenden

Macht überſtömt und majeſtätiſch durch das Königthor, als Geſetz, ſeinen Lauf verfolgt; ſo lange aber jener heilige Wille, der ihm das Daſein gab, anhält zu wollen, iſt er im Fluſſe, und kann wohl durch einmalige und zweimalige Verſchließung des Königsthors, in ſeinem Uebergang vom Beſchluſſe zum Geſetze gehemmt, aber ſchon beim Drittenmal nicht verhindert werden, dieſen Uebergang zu bewerkſtelligen. Dies iſt, im Bilde geſprochen, der Sinn und Geiſt des betreffenden Paragraphen des Norwegſchen Grundgeſetzes. In Fällen, wo der König Anſtand nimmt, einen Beſchluß des Storthings zu genehmigen und, in ſeiner Eigenſchaft als Haupt der ausübenden Macht, zu bekräftigen, ſendet er ihn an das Odelsthing mit dieſer Erklärung zurück. Er kann durch dieſe Maaßregel ſich, der geſetzgebenden Verſammlung, dem ganzen Lande die Zeit einer, nicht kurzen und flüchtigen, ſondern dreijährigen Erwägung des Beſchluſſes, von einem Storthing bis zum andern, verſchaffen. Der König kann dieſe Zeit verdoppeln, ja verdreifachen und damit iſt ſicher der Wahrung der königlichen Macht und Würde eine Genüge geſchehen und dem Vorwurfe

begegnet, als ob der König nur zum blinden Vollſtrecker der Storthingsbeſchlüſſe dienen ſolle. Auf dem dritten Storthing aber tritt der Beſchluß, wenn er nochmals von beiden Thingen angenommen, in Geſetzes Kraft, auch ohne erfolgte Sanction des Königs; mit andern Worten, des Geſetzes innere Macht und Heiligkeit geht, aus der Kolliſion zwiſchen der geſetzgebenden und ausübenden Macht, im Siegesglanze hervor.

Dies iſt es, was bei der Frage des ſuspenſiven und abſoluten Veto, in Rede und Frage ſteht, und was die Commiſſarien des Storthings in der oben erwähnten Vertheidigung des 79ſten Paragraphen des Grundgeſetzes vielleicht deutlicher und ſtärker hervorgehoben hätten, wenn ſie nicht nach Anleitung des Grundgeſetzes ſelbſt und, wie es ſcheint, im Charakter der Storthingverhandlungen, die Berufung auf alles, was einer Theorie ähnlich ſieht, hätten vermeiden wollen. Bei der goldnen Praxis des Norwegſchen Verfaſſungsgeſetzes iſt es leicht begreiflich, daß man ſich ungern auf graue Theorie einläßt. Wer im Schatten eines Baumes ſitzt, wühlt die Wurzeln nicht um. Beati possidentes.

Die dritte moraliſche Perſon in dem Myſterium der Dreieinigkeit der Staatsgewalten, die **richterliche Macht** oder der Geiſt der Geſetzgebung iſt, dem äußeren Anſcheine nach, in dem Norwegſchen Grundgeſetze am dürftigſten abgefunden; wie auch in der Kirche, namentlich der proteſtantiſchen, der heilige Geiſt in die wenigſten Dogmen gebannt iſt. Doch beſitzt die richterliche Macht in Norwegen eben das Weſentliche: Unabhängigkeit der äußeren Stellung, Einheit des Wirkens und gleichmäßige Breite und Höhe deſſelben, wonach Alles, mit einziger Ausnahme des Königs und der Mitglieder der königlichen Familie, vor ihrem Auge und ihrem Schwerdte erſcheinen muß. Die Unabſetzbarkeit theilen, wie erwähnt, die Richter Norwegens, mit andern Beamten, die nicht grundgeſetzlich als dieſes Ankers der Selbſtſtändigkeit im fluthenden Meere der Liebe und des Haſſes, zum Wohle des Staates bedürftig erachtet werden.

Die Mitglieder des Lagthings machen zugleich mit dem höchſten Gerichte, das Reichsgericht aus, welches vom Odelthinge berufen wird, entweder gegen die Mitglieder des Staatsraths oder

des Höchſtengerichts wegen Amtsverbrechen, oder gegen Mitglieder des Storthings wegen Verbrechen, die ſie als ſolche begangen. Der Beklagte kann, ohne deshalb irgend eine Urſache anzugeben, ein Drittel der Mitglieder des Reichsgerichts ablehnen, doch ſo, daß das Gericht nicht weniger als funfzehn Perſonen ausmacht.

Das Höchſtegericht urtheilt in letzter Inſtanz. Es darf nicht aus weniger Mitgliedern als dem Gerichtspfleger (Juſtitiarius) und ſechs Beiſitzern beſtehen. In Friedenszeiten iſt das Höchſtegericht nebſt zwei Officieren, welche der König dazu verordnet, die zweite und letzte Inſtanz in allen den Kriegsgerichtsſachen, die entweder den Verluſt des Lebens oder der Ehre oder eine Freiheitsberaubung auf längere Zeit als drei Monate betreffen. Von den Urtheilen des Höchſtengerichts findet in keinem Fall eine Berufung ſtatt, noch können ſie einer Reviſion unterzogen werden. Keiner kann vor dem dreißigſten Jahre zum Mitgliede des Höchſtengerichts beſtellt werden.

Dies ſind die allgemeinen Beſtimmungen der oberrichtlichen Macht. Auf die Rechtspflege be-

züglich ſind folgende Artikel, die in dem beſchlieſſenden allgemeinen Beſtimmungen des Grundgeſetzes angeführt werden.

Es ſoll veranſtaltet werden, daß auf dem erſten, oder, wenn dies nicht möglich, auf dem zweiten ordentlichen Storthing ein neues allgemeines Civil- und Strafgeſetzbuch gegeben wird (Geſchehen). Keine Dispenſationen, Protectorien, Moratorien oder Erhebungen (lateiniſche Geſetzunzucht) dürfen bewilligt werden, nachdem das neue allgemeine Geſetz in Kraft getreten. Keiner kann gerichtet werden als nach dem Geſetze, noch anders als nach Urtheil beſtraft werden. Die peinliche Frage (Tortur) darf nicht ſtattfinden. Keinem Geſetze darf rückwirkende Kraft gegeben werden. Mit den Sporteln, welche an die richterlichen Beamten erlegt werden, dürfen keine Abgaben an die Staatskaſſe verbunden ſein. Keiner kann eingezogen und gefangen gehalten werden, außer in den vom Geſetze vorgeſchriebenen Fällen und auf die durch die Geſetze vorgeſchriebene Weiſe. Für unbefugten Arreſt, oder ungeſetzlichen Aufenthalt ſteht der Betreffende dem Gefangenen zur Rechenſchaft. Die Regierung iſt

nicht ermächtigt, die militairiſche Macht gegen Mitglieder des Staats anzuwenden, außer in den, von der Geſetzgebung beſtimmten Formen; es wäre denn, daß eine Verſammlung die öffentliche Ruhe ſtörte und ſie ſich nicht augenblicklich trennte, nachdem die den Aufruhr betreffenden Artikel des Landesgeſetzes das Drittemal laut von der bürgerlichen Obrigkeit vorgeleſen. Hausinquiſitionen dürfen nicht ſtattfinden, außer in Criminalfällen. Denjenigen, die künftig falliren, wird keine Freiſtätte geboten. Eigenthum und Grundbeſitz kann in keinem Fall verwirkt werden. Erfordert das Bedürfniß des Staats, daß Einer ſein bewegliches und unbewegliches Eigenthum zu öffentlichem Gebrauche hergibt; ſo gebührt ihm aus der Staatskaſſe voller Erſatz. Des Ockls- und Aasardesrecht ſoll nicht aufgehoben werden.

Ueber den „allgemeinen Beſtimmungen," in ſofern ſie nicht bereits gelegentlich im Vorhergehenden erwähnt worden, zeichne ich noch folgende aus:

Sowohl die Kaufſummen als die Einkünfte der geiſtlichen Beneficien und Güter ſollen bloß zum Beſten der Geiſtlichkeit und zur Beförderung

der Aufklärung verwandt werden. Das Eigenthum milder Stiftungen kann nur zu deren Nutzen verwandt werden.

Neue und beständige Beschränkungen der Nahrungsfreiheit dürfen in Zukunft niemals für Jemand erlassen werden.

Jeder Bürger des Staats ist im Allgemeinen gleichmäßig verpflichtet, eine gewisse Zeitlang sein Vaterland zu vertheidigen, ohne Hinsicht auf Geburt und Vermögen.

Die Druckfreiheit soll stattfinden. Keiner kann wegen irgend einer Schrift, die er hat drucken oder herausgeben lassen, von welchem Inhalte sie auch sein mag, gestraft werden, wofern er nicht selbst vorsätzlich und offenbar Ungehorsam gegen die Gesetze, Geringschätzung der Religion, der Sittlichkeit oder der constitutionellen Gewalten oder Widersetzlichkeit gegen deren Befehle an den Tag legt, Andere dazu gereizt, oder falsche und ehrenkränkende Beschuldigungen gegen Jemand vorgebracht hat. Freimüthige Aeußerungen über die Verwaltung des Staats oder irgend einen andern Gegenstand sind einem Jeden erlaubt.

Endlich der hundert und zwölfte Schlußartikel des Grundgesetzes, wodurch die Weise, wie mit Veränderungen der — Norwegen mag es den Schöpfern dieser Gesetztafeln danken — meistentheils durch ihre Vernünftigkeit und Zweckmäßigkeit ihre Dauer verbürgenden grundgesetzlichen Artikel zu verfahren, mit äußerster Vorsicht näher angegeben wird; derselbe lautet:

Zeigt die Erfahrung, daß irgend ein Theil dieses Grundgesetzes des Königreichs Norwegen verändert werden muß, so soll der Vorschlag dazu auf einem ordentlichen Storthing vorgelegt und durch den Druck bekannt gemacht werden. Allein es kommt erst dem nächsten ordentlichen Storthing zu, zu bestimmen, ob die vorgeschlagene Veränderung stattfinden soll oder nicht. Doch muß solche Veränderung niemals den Prinzipien dieses Grundgesetzes widerstreiten, sondern allein Modificationen in einzelnen Bestimmungen betreffen, die den Geist dieser Constitution nicht verändern; auch müssen Zweidrittel des Storthings hinsichtlich solcher Veränderung einig sein.

Schluß um Schluß. Ich sinne auf eine Auf-

ſchrift, die ich auf das zugeſchlagene Buch der Norwegſchen Verfaſſungsurkunde, als würdig ihres großen, volksbeglückenden Inhalts, ſetzen möchte, und finde ſie, indem ich mit Anſpielung auf Horazens beatus ille die ſinnſchweren Worte niederſchreibe:

Beglückt das Volk, das, fern von Vorurtheil,
Der Menſchheit Erbgut, die Vernunft,
Mit eigenen Begriffen umfliegt!

Anhang.

Eine der vorzüglichſten Begünſtigungen der Wiedergeburt Norwegens lag in dem dreimal geſegneten Umſtande, daß Norwegens Adel beinahe ausgeſtorben war, und daher der Baum der jungen Freiheit keine Gefahr zu befürchten hatte, von ſchattenwerfenden, kraftaufſaugenden Stammbäumen der alten Feudalzeit im Wachsthume geſchwächt und angeſteckt zu werden.

Die Verfaſſer des Norwegſchen Grundgeſetzes gewährten dem Adelreſte keine Vorrechte vor den übrigen Staatsbürgern; ſelbſt der Name Adel oder Ritterſchaft fand keine Stätte in den reinen, Menſchheit adelnden Blättern.

Dagegen ſollen künftig keine erblichen Vorrechte mehr ertheilt werden (ſ. oben), und der goldene hundert und achte Paragraph in den allgemeinen Beſtimmungen lautet: „In Zukunft ſol-

len keine Grafschaften, Baronien, Stammhäuser, Fideicommisse errichtet werden."

Im Jahre 1821 wurde, durch einen von dem Storthing gefaßten und vom Könige sanctionirten Beschluß, der Adel aufgehoben, wobei, den grundgesetzlichen Bestimmungen über Eigenthumsentäußerung zufolge, der Grundsatz einer Schadloshaltung für diejenigen adligen Familien anerkannt wurde, die in ihren Rechten erweislichen Verlust erleiden möchten.

Durch nichts unterscheiden sich Norwegens Verfassungszustände mehr zu ihren Gunsten von denen aller übrigen constitutionellen Staaten Europas, als durch diese, von den Umständen und von der Geschichte, selbst vom Boden des Landes begünstigte vollkommene Ausscheidung und Beseitigung des feudalistisch-aristokratischen Elements.

In Frankreich, wo man so viel mit der herrschenden Gleichheit prunkt, ist diese nur ein gleißender Schein. Der französische Adel hat allerdings keinerlei materielle Vorrechte mehr. Allein da die französische Charte, so vor wie nach der Julirevolution, dem Könige der Franzosen, außer dem Ordensverleihungsrechte, das Recht

einräumt, Adelspromotionen vorzunehmen und mit Wappen und Schild zu begaben, ſo bildet der Adel in Frankreich fortwährend, nicht bloß in der Einbildung, ſondern grundgeſetzlich, eine Scheidewand der Ehre, gleichſam einen ſublimirten Gegenſatz zwiſchen ihm und den Vilainen des ancien regimen. Er empfängt alſo dort, nach dem Raube ſeiner materiellen Vorrechte, eine Huldigung, die dem gerühmten, durch zwei Revolutionen hindurchgegangen, von allen feudaliſtiſchen Grundelementen befreit ſich wähnenden Bürger- und Gleichheitsſinn der Franzoſen einen ſtark irrmiſchen Naſenſtüber verſetzt. Die es im Jahr 1830 in ihrer Macht hatten, die Charte Ludwigs XVIII. zu ſäubern und die hohen einfachen Ideen des Staatsbürgerthums, die vollbürgerlichen Rechte, die Frankreich ſo viel Blut gekoſtet, in derſelben zur Anerkennung zu bringen, dieſe ſind dafür verantwortlich, daß ſowohl in obiger Hinſicht, als in andern nicht minder weſentlichen die Ausſichten und Anſprüche der Nation getäuſcht werden und daß die franzöſiſche Monarchie mit einer Charte, die niemals eine Wahrheit werden kann, weil ſie auf innere Lü-

gen und Widersprüche gebaut ist, früher oder später einer neuen Erschütterung entgegengeht.

Was von der Adelsaristokratie eines Landes, nach Aufhebung ihrer sämmtlichen, ursprünglich an Grund und Boden geknüpften Vorrechte, als Stand und juristischer Körper noch übrig bleiben sollte, ist nicht abzusehen. In einem solchen Lande giebt es keinen Adel mehr, sondern nur einzelne Adlige, nämlich Familien, die früher einem besondern und besonders bevorrechteten Stande angehörten, gegenwärtig aber die Rechte und Pflichten der übrigen Staatsbürger auf gleiche Weise theilen. Kein Gesetz wird diese Familien verhindern können, mit ihrer Herkunft, ihren Ahnen die alten hochschwellenden oder aufgeblasenen Gefühle zu verbinden und fortwährend eine eherne Scheidewand zwischen sich und dem übrigen Theil der Staatsbürger zu ziehen. Sie bleiben im ungestörten Genusse ihrer Erinnerungen und Einbildungen, erfreuen sich so vieler Gläubigen an die bessere Natur ihres Blutes, als etwa Narren und Fuchsschwänze im Lande sind, so viel günstigen persönlichen Vorurtheils, als alte und glänzende Namen, wenn sie solche führen, oder

ausgezeichnete notorische Verdienste der Vorfahren, wenn sie Vorfahren dieser Art aufzuweisen haben, zu Gunsten der Nachkömmlinge erregen oder vorkommendenfalls zu ihren Ungunsten in Täuschung verwandeln. Es mag also immer, wo es sich zeigt und wie lange es dauert, an die Stelle der ausgehöhlten Realität des Adels und seines zerstörten gliederhaften Zusammenhanges mit der Staatsgesellschaft ein nachwirkendes Gefühl treten, wie man abgeschnittene oder verfaulte Glieder des menschlichen Körpers noch lange an der Stelle empfindet, wo sie gesessen haben, oder wie ein ehemaliger Sclave den Druck gesprungener Fesseln mit ins Grab zu nehmen pflegt. Selbst durch politische Verfolgungen kann dies Gefühl genährt und in einzelnen Köpfen zu einer Religion des adligen Märtyrerthums gesteigert werden. Diese Gefühlsgeltung eines Namens, der keine Sache mehr vertritt und sich aus der historischen Wesenhaftigkeit in das Gebiet der Mythe, der Poesie, des Glaubens und Aberglaubens zurückgezogen hat, wird man dem politisch aufgehobenen Adel nicht rauben können, noch einmal wollen, obwohl (und diese Bemerkung liegt sehr

nahe) eben die Aufhebung der Adelsprivilegien und damit des Adels, wenn sie nicht bloßer Staatsstreich einer kleinen, augenblicklich siegreichen Parthei, sondern geschichtlich motivirter Beschluß des Nationalwillens ist, eher die Abgestorbenheit jener Gefühle, das Erwachen eines freien und stolzen Nationalbewußtseyns, den Eintritt in eine neue, auf Gemeinehre begründete höhere Ordnung der Dinge beurkundet, und andrerseits die Entwickelung der letzteren, hat sie nicht mit einem inneren Feinde zu kämpfen und den nagenden Wurm am Herzen, rasche, frühlingsartige Fortschritte machen muß. Welches Loos aber auch den gesellschaftlichen Ansprüchen einer in ihren Grundelementen aufgehobenen Aristokratie fallen möge, welches Loos — und hierauf wird es wohl am meisten ankommen — sie selbst durch Gesinnung, Talente, Verdienst, Uebermuth oder Bescheidenheit, wohlthätige oder egoistische Verwendung ihrer Glücksgüter sich bereiten mag, für den Staat, der ihre politischen und bürgerlichen Vorrechte vernichtete, hat sie keinen Begriff mehr, und nur Unsinn oder Verrath können ihr von Staatswegen eine Hinterthüre der Verfassung öffnen, durch

welche ſie wieder als Körperſchaft, Stand, Kaſte, Klaſſe in die bürgerliche Geſellſchaft mit dem für die proclamirte Freiheit und Gleichheit aller Bürger höhnendſten aller Privilegien, mit dem Privilegium der Ehre, eingelaſſen wird.

Dieſen Verrath beging an ſeinem Vaterlande und an der Revolution von 89 zuerſt der Mann, deſſen Fluch es war, lieber der erſte Soldat des alten Europa, als der erſte Bürger des neuen Europa ſein zu wollen. Wie er Frankreich, die Welt und ſeinen eignen höheren Ruhm ſchändlich betrogen, wie er den Genius der Freiheit, der ihn zum Siege führte, mit Spott und Schimpf beladen, mit zertrümmerten Götzen Buhlſchaft getrieben, die Geſpenſter alter Inſtitutionen aus ihrem Grabe gerufen und ihnen die Wache an ſeinem Deſpotenthrone anvertraut, und wie dieſer Thron, gleich dem Gaukelſpiel einer böſen Nacht, in den Abgrund verſunken, dies groſſe Trauer- und Warnungslied werden die Engel der Jahrhunderte ſich zurufen, und die künftige Geſchichte, die ſich nur mit der Entwickelung des neuen Bundes der Völker und des Adels der Menſchheit beſchäftigt, wird in jener kurzen Epoche

eine der reichhaltigsten und verderblichsten Störungen jener Entwicklung, namentlich für Frankreich nachzuweisen haben. Den bösen Dämon der Franzosen, den schauspielerischen Geist der Eitelkeit und der Ehrsucht zu entflammen, jene, wie Voltaire sagt, zwischen Affen und Tiger wechselnde Natur derselben zu hegen und zu pflegen und für seine ehrgeizigen Pläne zu benutzen, dagegen den neugeborenen besseren Geist zu verfolgen und zu tödten, den edleren, Achtung einflößenden Geist, in dem Frankreich beim Beginn der Revolution von 89 sich verjüngen zu wollen schien und von dem es nach dem Ausstürmen nur zu sehr durch auswärtige Feinde aufgeregte wilde Leidenschaften, auf den Pfad tieferer Gesittung und ächter Bürgerehre geführt zu werden hoffen durfte — dies war das Werk von Frankreichs umgekehrtem Washington.

Keineswegs bin ich geneigt, die Franzosen in politischer Hinsicht den Engländern nachzustellen. In Frankreich ist der natürliche Verstand in politischen und gesellschaftlichen Dingen ungleich herrschender als in dem, in tausend alte Vorurtheile bulldoggenartig verbissenen Eng-

land, das bei der Zähigkeit seiner aristokratischen Elemente einem Erde und Himmel erschütternden Risse entgegensieht. Die Engländer thun seit langem nichts, als daß sie die abgestandenen Hefen der Vergangenheit trinken. Ihre größten Staatsmänner sind aus Kleinem zusammengesetzt. Zur Umfassung ganzer großer rettender Ideen können sie sich nicht aufschwingen; sie verarbeiten im Geistigsten auch Alles nur fabrikmäßig und alle ihre Tugenden und Fehler stammen aus dieser Einen Eigenschaft und aus dem Unvermögen geistig organischer Construction aus Einem Punkte. Es ist freilich bekannt genug, daß gewisse antiquarische Geschichtstendenzen, die man in Deutschland unter dem Namen der historischen Schule kennt, solches Unvermögen innerer und äußerer Lebensverwandlungen nach allgemeinen wirkenden Ideen und das Festkleben am Einzelnen, Positiven, auch wenn der hohläugige Tod aus ihm hervorstarrt, mit dem ehrwürdigsten schmeichelhaftesten Namen ruhiger geschichtlicher Entwicklung belegen. Und diese Herren berufen sich auf England! auf England, dessen grauenhafte politische, kirchliche und gesellschaftliche Zustände nur Beweis

und Anleitung zu geben vermögen, auf welchem Wege Sinn in Unſinn, Unſinn in Verbrechen, Verbrechen in Unheil und Verderben ſich verkehren läßt! Was die Deutſchen betrifft, ſo haben ſie ſowohl das Vermögen der Ideen, und zwar im höheren Grade als ein Volk des Erdbodens, als wie den künſtleriſchen Geiſt der Organiſation bei treufleißiger, ausharrender Anwendung im Einzelnen; doch ſind ſie bisher der Vortheile, die aus dieſer, man möchte ſagen göttlich-privilegirten günſtigen Naturanlage entſpringen müſſen, auf die kläglichſte Weiſe verluſtig gegangen, weil — Anderes zu übergehen — es ihrem Geiſte an Lebhaftigkeit und Muth zum unmittelbaren Handeln, und an einem gewiſſen, nicht ganz verwerflichen, Großes in der Geſchichte verrichtenden Hebel des Ehrgeizes gebrach. Die Franzoſen ſind — und das iſt ihr Vorzug vor den Engländern — Ideenfähig und haben eine raſche Hand zur Ausführung; nur leiden alle ihre Schöpfungen an den Erbfehlern ihrer Natur, an Ueberhaſtung, Inconſequenz und jenen deſpotiſchen Einheiten ihres alten Theaters, wodurch die künſtleriſche Lebensfülle, das Viele in dem Einen, aus-

geſchloſſen wird. Ihre Herrſcher bis auf die jüngſte Zeit haben dieſe Eigenſchaften ausgebeutet, ſtatt, als wahrhafte Lenker der Nation, ihnen entgegenzutreten. Die verſchiedenen, in Frankreich aufeinanderfolgenden Regierungen haben alle ihre Macht auf die ſchwachen Seiten der Franzoſen gründen wollen, mit Ausnahme Karl des Zehnten, der ihrer Kraft trotzte und ihnen mit pigmäiſcher Hand ins Geſicht ſchlug. In der That, ſo bekannt es iſt, daß wenige Franzoſen eine Seite ſchreiben oder eine Rede halten können, ohne ſich zu widerſprechen, ſo weltkundig ſind die Widerſprüche, die ſich auf einer und derſelben Blattſeite der franzöſiſchen Geſchichte, oder gar in der Vergleichung der nächſtfolgenden mit der vorhergehenden finden. Dieſe Inconſequenzen und Widerſprüche wollen in der Freiheit des Lebens nicht ſo viel bedeuten, namentlich unter einem Volke von der Lebhaftigkeit und Elaſtizität der Franzoſen, und füge ich hinzu, von ihrem ſtets obſiegenden richtigen Takte und Bonſens. Aber dies iſt es nicht. Nicht die Widerſprüche, die die Franzoſen in ihren dramatiſchen Geſchichtsevolutionen begangen haben, ſondern die, die ſie

gelitten haben, die, perfide, durch höhere Hand herbeigeführt wurden, durch höhere Hand aus dem ausgleichenden, rinnenden und sich vermischenden Lebensflusse in gesetzliche Sicherheit gebracht und festgemacht wurden, für deren Verewigung man Sorge trug; diese Widersprüche mit dem besseren Geiste sind es, woran auch heute noch das französische Leben sich irrt und wirrt, die Kraft sich verzehrt und durch welche jener unerquickliche politische Zustand, den die Störung, vielleicht Zerstörung des Vertrauens zwischen der Regierung und den Regierten unheilbar zu machen droht, herbeigeführt worden ist.

Die Franzosen sind durch ein und dasselbe Staatsmittel um die bürgerlichen Früchte ihrer beiden Revolutionen gebracht worden. Napoleon sprach von nichts als von „Verschmelzung der Partheien" und ließ es sich bekanntlich angelegentliche Sorge sein, diese „Verschmelzung" zu Stande zu bringen. An salbungsreichen Prunkreden, worin die Versöhnung, die Einigung der Kräfte, die gemeinsame Begeisterung für das Vaterland und der Sieg über die Hyder der Revolution ihre Rolle spielten, war kein Mangel, und

das neue Evangelium dieſer ſo überaus humanen und patriotiſchen Politik fand ſeine Apoſtel in dem zahlloſen Beamtenheer und den kaiſerlichen Kreaturen aller Art, womit Frankreich überſchwemmt war. Eine eherne Unverſchämtheit, die der Tyrann ſelbſt nach ſeinem Sturze, in ſeinen Vermächtnißreden auf St. Helena, nicht verläugnete, würdigte die erhabnen nationalen Ideen, von denen die franz. Revolution ausgegangen war, zu bloßen Partheianſichten herab und ſuchte ſie, wohl wiſſend was ſie that, mit den Trümmern einiger blutbefleckten Partheien aus der Schreckenszeit der Revolution zu vermiſchen, die längſt, als Schänder jener Ideen, dem Haſſe und der Verachtung der Nation preisgegeben waren. Frankreich war nicht allein der bürgerlichen Unruhen ſatt, ſondern hatte, als der Corſe mit Tigerſprüngen der höchſten Gewalt zueilte, die Wiederholung jener Revolutionsgräuel nicht zu fürchten; die rothe Mütze war wieder dem Hute gewichen; von keiner Partheiſeite her drohte ernſtliche Gefahr, am wenigſten von der bourboniſtiſchen, legitimiſtiſchen, adelsariſtokratiſchen. Die Nation, ihrer Feſſeln befreit, konnte ihrer ehe-

maligen Feudalherren, der Marquis, Comtes, Barone ſpotten, wenn ſie nicht aus freien Stücken vorgezogen haben würde, einen Akt der Großmuth, oder zum Theil der Nationalgerechtigkeit an den Vertriebenen und Ausgewanderten zu üben und ihnen eine billige Entſchädigung für ihre Verlüſte zu gewähren. Die Nation war frei und konnte Herr bei ſich im Hauſe ſein, konnte ihre Wunden verbinden, innerlich erſtarken und das geſunde, durch tauſend Quellen genährte Leben der Freiheit beginnen. Frankreich bedurfte nichts als dieſer Ruhe im Innern, und des Friedens nach Außen. Und auch letzteren Glückes wäre es, auf ehrenvolle Weiſe, theilhaftig geworden. Der Fanatismus der Bekehrungs- und Eroberungsſucht war, unter den Wechſelfällen des Kriegs, verflogen; Frankreich hätte ſich innerhalb ſeiner alten Reichsgrenze zurückgezogen, und welcher Fürſt der Land- und Waſſerreiche Europas hätte es gewagt, die Klaue der auf ihrem eignen Lager ruhenden Republik, nach dem Herzoge von Braunſchweig, noch einmal zu erproben. Aber der Teufel mußte ſo ſchöne, Menſchheit beglückende Zukunft mit ſcheelem Auge an-

ſehen; er mußte kommen und lügen und neue Zwietracht ſäen, wie es von Anfang der Welt ſeines Amtes; mußte, wie es in ſeiner Sprache hieß, „die Partheien verſchmelzen," das heißt, unter dieſem Vorwande die Unterſchiede des Guten und Böſen, des Freien und Unfreien, des Nationalen und Antinationalen verwiſchen, die Urſprünge und Ergebniſſe der Revolution verläugnen, alte Keime der Ungleichheit nähren, neue ausſtreuen, die Franzoſen mit Phantomen ſchrecken und zugleich an ihrer ſchwachen Seite kitzeln, eitler Ehren und Titel und Gunſtbezeugungenjagd, des Teufels Hochwildjagd, loslaſſen, und, damit nicht Friedensruhe zur Beſinnung führe und „ideologe," das heißt nationalbürgerliche Gedanken wecke, die Nation in einen unerhörten Kriegstaumel ſtürzen und die ſelbſt geknechtete zur Knechtung anderer Nationen anführen. Partheienverſchmelzung, das war das Loſungswort, das der Stiftung der Kaiſerdespotie, eines neualten glänzenden Laſterhofes, der Köderung der alten Ariſtokratie, der Schöpfung einer neuen, der Verzehrung und Beſchimpfung der Bürgerehre durch Soldaten und Adelsehre voranſging. Das alſo

verſchmolzene Frankreich ertheilt in der kaiſerlichen Münze das Gepräge der Servilität, des Kaiſers Bild und Umſchrift.

Dieſelbe Partheienpolitik iſt von dem Erben der zweiten franz. Revolution, dem „Napoleon des Friedens“ befolgt worden. So lange der Enthuſiasmus der Julitage dauerte, jener Enthuſiasmus, in welchem der Nation das hohe Bild eines ſtarken aufrichtigen Bürgerkönigthums vor Augen ſchwebte, ſo lange konnte man freilich die nationale Sache nicht offen als Partheiſache behandeln und eben ſo lange weidete der zauberhafte Regenſchirm, als freundliches Zepter und Sinnbild eines hausväterlichen Bürgerkönigs, eine einzige große Heerde. Als aber mit den mancherlei Symptomen, die den Volksmännern zu verrathen ſchienen, daß die neue Dynaſtie des Bürgerkönigs, trotz ihrer gewiß unnöthigen händedrükenden Gaſſenfreundlichkeit, und trotz ihren beredten Verſicherungen perſönlicher Aufopferung, ihre eignen Zwecke verfolge, und dieſe mehr mit den Zwecken der übrigen Dynaſtien Europas als mit denen ihrer nationalen Berufung zu harmoniren ſchienen; als mit und nach dieſen Symtomen

Oppoſition gegen die Regierung ſich bildete und warnende und ermahnende Stimmen im Schooße der Nationalrepräſentation, in der Preſſe und im Publikum laut wurden, verabſäumte man höheren Ortes keine Gelegenheit, jene Oppoſition noch ſchneidender zu machen, ihr ein Parthei-Relief zu geben, ſie mit jakobiniſchen und revolutionairen Namen zu ſäumen und die, wie gerufen kommenden Emeuten, alle Schreckbilder der, Leben und Eigenthum friedlicher Bürger gefährdenden Pöbelausſchweifungen mit derſelben in Verbindung zu bringen. Während man auf ſolche Weiſe die freien nationalbürgerlichen Tendenzen zur Parthei verkehrte, ſie immer mehr nach der äußerſten Linken hindrängte, wie auf einen verlorenen Poſten, gegenübergeſtellt und die Schwebe haltend der äußerſten, aus verhärteten Legitimiſten beſtehenden Rechten, ſorgte man durch die Bearbeitung der Wahlen, für eine parlementariſche — oder vielmehr Regierungsmajorität, die auf ihrem rechten Centrum noch ſtrenger und anvolksthümlichen war in ihren Grundſätzen als der herrſchende Wille ſelbſt, — ein bedeutender Gewinn — auf dem linken Centrum, mit mehr

Talent und perſönlichem Ehrgeize als Geſinnung, liberaliſirte und, der Maſſe nach, aus zuverläſſigen Budgetbewilligern und Geſetzvotanten beſtand. Dieſes Scheinbild von Nationalrepräſentation, die traurige Frucht einer ſo ſelbſtſüchtigen als kurzſichtigen Dynaſtenpolitik, ſollte dem Lande die optiſche Täuſchung vorſpiegeln, als ob die große Majorität der Bürger, wie die der Kammer, mit der Regierung ſympathiſire und ſich vertrauensvoll einer Dynaſtie in die Arme werfe, die ſo gefährliche, zum Umſturz alles Beſtehenden führende Partheien, wie die republikaniſche, legitimiſtiſche und die, mehr vereinzelt und im Dunkeln wirkende bonapartiſtiſche, kräftig zu zähmen und unſchädlich zu machen wiſſe. Dieſen Gedanken einmal erregt, oder vielmehr, dieſer falſchen Berechnung folgend, ging die Louis-Philippiſche Politik in ihr zweites Stadium über und hing die Verſöhnung und Einigung der zum Theil ſelbſt geſchaffenen, zum Theil neu aufgelegten, ſyſtematiſch genährten Partheien, wie in Zetteln, in den Mund der Regierungsreden; wie denn auch der König ſelbſt, und nach ihm der Kronprinz den unbeſchränkteſten ver-

ſonlichen Gebrauch von dieſer wunderbaren Panacee zu machen ſich aufgelegt fühlten. Den bethörten Demokraten gewährte man Amneſtie; man war nur zu geneigt, die Erinnerung an die Julitage und den Urſprung der Julimonarchie in den Strom der Lethe zu verſenken. Legitimiſten, Ueberbleibſel der alten Ariſtokratie und Monarchie, hatte man nicht zu ſcheuen, um ſo weniger, da ihnen durch den neuen Sieg des ariſtokratiſchen Elements in der Regierung und am Hofe des ſogenannten Bürgerkönigs die ſchmeichelhafteſte Genugthuung, wie unter Napoleon, zu Theil wurde. Die bonapartiſtiſchen Narrentheien, nur willkommenes Waſſer auf der Alles abmürbenden, große Geſinnungen klein mahlenden Mühle der Staatspolitik, wurden, nach Belieben, zu- und abgelaſſen. Und auf ſolche Weiſe fuhr man fort bis auf den heutigen Tag, wo man zum Schrekken allmählig gewahren muß, daß die Springfeder der bisherigen Politik nicht mehr vorhalten und die, ſo ſorgfältig aufgezogene Maſchienerie der Kammer, ſelbſt in den famoſeſten Haupthebeln der Beredſamkeit ſich kläglich abnutzt, und man in bedenkliche Zweifel geräth, ob das Land, nach

dieſer ſo unabänderlichen Tribünenmuſik, tanzt, gähnt oder die Zähne zeigt. Wir wollen die Sache unentſchieden laſſen. Dennoch würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wollte man den König der Franzoſen allein für jene Täuſchungen der Julirevolution verantwortlich machen, worüber ſich franzöſiſche Patrioten mit Recht beklagen. Ein, wie es ſcheinen will, auch bei ausgezeichneten Geiſtesgaben nicht zu entäußerndes Vorurtheil Hochgeborner oder zur Macht Gelangender hat ihn die Intereſſen ſeiner Dynaſtie an das Syſtem ariſtokratiſch monarchiſcher Intereſſen anderer Staaten knüpfen laſſen, obgleich ihm freilich, wo nicht das Herz, doch eine höhere Staatsklugheit und der Vogel der Erfahrung hätte ſagen und ſingen können, daß die Dauer der Herrſchaft in ſeiner und ſeiner Nachkommen Hand nur in der geraden und vollen Richtung ihres Urſprunges liegen könne. Tiefe organiſche Fehler der franz. Staatsverfaſſung, als namentlich das auf die Spitze getriebene Centraliſationsſyſtem, die Abhängigkeit und Benutzungsfähigkeit der Beamten, der Mangel an individuellen Organen der Freiheit und Selbſtſtändigkeit, an republikaniſchen

Uebungsplätzen und Vorschulen des Volks in Provinzen und Städten mußten, in Verbindung mit den, durch die Charte neu geheiligten höfisch aristokratischen Attributen des Königthums und den Fehlern des Wahlgesetzes gefährliche Feinde, sowohl für die Nation als für ihren neuen Herrscher werden. Wenn der alterschwache mehr von einem gewissen, im Sinn der Franzosen gesprochenen, noblen Enthusiasmus, als von der, das Schlechte und Knechtische verzehrenden Flamme des Hasses oder von der tieferen Liebe der Freiheit beseelte Lafayette, statt im ersten Taumel gegen Louis Philipp in die Phrase auszubrechen, „Sire, Sie sind die beste Republik!“ mit Amerikanischem oder Norwegschem Freiheitsverstande und Freiheitsgewissen dafür gesorgt hätte, das französische Grundgesetz in einem männlichen Stil auszuarbeiten und das Wohl und die Ehre der Nation auf einen einzigen Grundpfeiler, das Bürgerthum — die Menschheit im Staate — zu gründen, so würde er, Lafayette, und Frankreich sich manche bittere Täuschung erspart haben. Durch das Wahlgesetz erhob sich das Philisterthum, die frigste und ideenloseste Besitzmacht, über

das Bürgerthum und um den herrlichen Gewinn der neueren Zeit, dieſe koſtbare Geburt zweier Revolutionen, mit allem, wenn auch etwas verblichenen Glanze der guten Tage der Vorzeit zu verſehen, wurde ſie in abſtracto für Adelsfähig erklärt, mit der näheren oder entfernteren Möglichkeit für jeden Einzelnen, durch Anwendung des königl. Vorrechts, der, nicht geradezu ausgeſprochenen, aber im Geheim und am Rande der Charte ſich verſtehenden Unehre ihres bürgerlichen Standes enthoben, und in die alte, ausſchließlich vom Staate, nicht geradezu, mit dürren Worten, aber deſto mehr durch blühende Thatſachen in dieſer Eigenſchaft anerkannte ariſtokratiſche Ehrengeſellſchaft aufgenommen zu werden. Ich weiß wohl daß Louis Philipp einen ziemlich beſchränkten Gebrauch von der Anwendung ſeines Vorrechtes machte; ja, noch mehr, daß bedeutende Talente und zeitgeſchichtliche Namen ihren Stolz darin ſetzen, Thiers, Guizot ſchlichtweg und nicht H. Baron von Thiers und H. Graf von Guizot zu heißen. Aber ich weiß auch, daß die Quellen der bürgerlichen Gleichheit ſich nicht ungeſtraft in Geſetzbüchern vergiften laſſen, weiß, daß das

Gift entweder in der Regierung oder in der Nation, oder in beiden zum Vorſchein kommen muß. Nicht ſowohl die Zahl der Neugeadelten iſt in Betracht zu ziehen, als das Syſtem, kraft deſſen geadelt werden darf. Die neuen Adelsſchöpfungen, die Napoleon vornahm, rechtfertigten ſich, einem großen Theil nach, perſönlich durch altfranzöſiſche Begriffe. Aber nicht deßwegen, ſondern um dieſen, vor und in der Revolution ausgeſtorbenen altfranzöſiſchen Ideenkreis wieder zu beleben und die Wurzeln der Herrſchaft in demſelben quaſi-legitimiſtiſch zu befeſtigen, wurden ſie von Napoleon beliebt. Man darf in dieſem Sinn wohl ſagen, daß die Folgen der Einführung eines neuen Adels in Frankreich die neuere franzöſiſche Geſchichte ſelbſt ſind. Die Revolution wurde in ihrer ideellen Wurzel angegriffen, die alte, auf der Lauer ſtehende Ariſtokratie, eilte herbei und konnte, inmitten der neugeadelten Emporkömmlinge ihr Haupt ſtolzer und verächtlicher erheben als je; die Brücke zur Reſtauration war durch die Hand des Uſurpators ſelbſt geſchlagen, zu der, ohne ſeinen Adel, ſeinen jungen, und ſeinen, wie er mindeſtens wähnte und wünſchte, ſeinen alten

Adel kein Uebergang möglich geweſen; den Uebermuth der Reſtauration, ihre Blindheit und Verirrung in den Zeitaltern wurde vermehrt, ihr Sturz beſchleunigt; und nach der Julirevolution war es das Fortfließen jener unheilvollen Quelle wodurch eine neue Inkruſtation des ancien regime erfolgte, die Auslegung dieſer Prärogative wodurch die Regierung ihre Popularität einbüßte, die nationalen Ideen mit ihr, und ſie mit ihnen im Kampf geriethen, die Legitimiſten von einer zweiten Reſtauration, die Bonapartiſten von einem neuen Aufſchwunge des Adlers von Marengo, Jena und Auſterlitz, mit etwas zugeſtutztem conſtitutionellen Schnabel und Schwanze, träumen konnten und die Nationalrepräſentation eine Menagerie von politiſcher Partheien — im Käfig — vorſtellte, wo Löwe, Affe, Hund u. ſ. w., jeder ſein Futter verlangte und erhielt. Wenn Frankreich an keine Ariſtokratie mehr glaubt, ſo glaubt die Regierung daran, und ihr Glaube iſt ein Artikel der Charte; das Land muß fühlen, woran es nicht glaubt; in ſeinen äußeren und inneren Geſchicken die dunkle geheimnißvolle Macht, die es vielleicht verſpottet, in ſeinem innerſten

Buſen die Demüthigung, die Niemand und Jeden trifft. Wer kann mit der Luft fechten? Und die Ariſtokratie iſt eine Luft, nur Luft in Ländern, wo ſie ihre handgreiflichen Privilegien verloren hat — eine Hofluft, unfaßbar, unendlich ausdehnbar, Athemhemmend bis in die letzte Hütte an den Grenzen des Reichs, die unter ihrem Strohdache ein freies und ſtolzes Herz im Buſen beſchirmt. Revolutionaire Stürme haben zweimal dieſe böſe Athmoſphäre in Frankreich verjagt; aber nach Stürmen ſchien die alte Gnadenſonne — Theaterſonne, wenn man will — aber jenes großen Theaters, deſſen Schauſpieler und Zuſchauer alle Franzoſen ſind. Und die Franzoſen beſchweren ſich über Täuſchungen? Wollen, daß ihre Charte „eine Wahrheit“ werden ſoll, da ſie doch aus Lügen und Widerſprüchen innerlich beſteht! Wollen des Bürgerthums Würde und Ehre, durch neue Wahlgeſetze, anerkannt und verbürgt wiſſen, da doch die Charte, in einem ihrer Grundartikel des Bürgerthums Würde und Ehre gradezu verſpottet!

Muß nicht zuletzt die Frage entſtehen, ob die Franzoſen überall ein beſſeres Loos wollen und

verdienen? Ob ſie den ſtolzen, ernſten, ehrenfeſten und gemeſſenen Schritt bürgerlicher Freiheit gehen können, und nicht ſtets wieder nach der Muſik ihrer politiſchen Tanz- und Fechtmeiſter, in die erwünſchten alten Sprünge und Attitüden zurückfallen? Ob ſie die Liebe, oder nur die Koketterie der Freiheit und Gleichheit haben? Ob ihr Ernſt und geſetztes Weſen in neuerer Zeit auch nur eine andere Art von Koketterie mit ihrem lieben Ich? Ob endlich der materialiſtiſche Egoismus, dem, mit mittelbarer und unmittelbarer Hülfe und Nachſchub aller ſeiner Regierungen in dieſem Jahrhundert, Frankreich in die Arme ſinkt, nicht die Phantome zugleich mit den Ideen, die alten Schatten und die neuen Lichter, das Adelthum und das Bürgerthum, die Poeſie der Verſe und die Poeſie der Proſe verſchlingen, und ſein eignes liebes Familienportrait mit den zermalmenden Napoleoniſchen Kinnbacken und einer unſchuldigen fettſchmierigen Bonbondeviſe darunter auf den Thron heben wird.

Doch wohin habe ich mich verloren. Nordiſche Bergesluft, wie erfriſchend weht dein Hauch mich an und kühlt die brennende Stirn. Kinder

der Kraft und der Einfalt, wie duftet ihr so frisch nach dem Lager eurer Alpenkräuter. Wie glücklich macht euch die Armuth, die euch frei zu sein und Baumrinde in euer Korn mischen lehrt. Vertheidigt euer Glück und eure Rechte immer so klug und standhaft, wie ihr bisher gethan, vor allen auch das Gleichheitsrecht, aller wahren Größe Quelle, aller Freiheit sicherste Bürgschaft, aller Sittenreinheit Mutter, hinlänglicher, wenn auch einziger Volkserzieher.

An Angriffen auf dies Palladium hat es die königl. Macht, im tiefsten Mißverständnisse der Geschichte, Natur und des Geistes Norwegens nicht fehlen lassen.

Eine königliche Proposition, die, unter vielen, dem Storthing von 1827 eingereicht wurde, lautete: „Der König kann verdienten Staatsbürgern adlige, freiherrliche und gräfliche Würden mit dazu gehörigen Namen ertheilen, so wie ein ausschließliches Recht, Schild und Wappen zu führen. Die Würden und Rechte sollen nach dem Tode dessen, der geadelt oder zu einer Würde erhoben worden ist, auf den ältesten seiner männlichen Nachkommen in grader Linie übergehen,

und nachdem dieſe Linie ausgeſtorben iſt, auf den am nächſten mit dem Familienchef verwandten männlichen Abkömmling u. ſ. w.“

Auf welche (im neu- oder altfranzöſiſchen Geiſte abgefaßte) Gründe Karl Johann dieſen Vorſchlag geſtützt hatte, erſieht man aus dem freimüthigen und bündigen Gutachten, womit die Commiſſion ihr Verwerfungsurtheil begleitete, und worin man mit Freude ſowohl den feſten, geſunden Sinn, als das gemeſſene Schicklichkeitsgefühl, das die Norwegſche Staatsakte auszeichnet, wiederfindet.

„Seine Majeſtät — ſo lautet das Gutachten in wörtlicher Vollſtändigkeit — haben in den Gründen, die dem gnädigen Vorſchlage vorangeſchickt ſind, anmerken laſſen, daß der Adel in Norwegen faſt ausgeſtorben, daß er weder reich, noch mächtig genug ſei, irgend einen Einfluß zu haben, und daß hier außerdem kein Grundeigenthum von großer Ausdehnung oder mit großen Privilegien begabt, ſich vorfindet, dem Adel ausſchließlich angehörend.“

„Ein Jeder, der die innere Verfaſſung Norwegens kennt, wird eingeſtehen müſſen, daß das

Angeführte theils das Verhältniß, in welchem zur Zeit die wenigen Reste des Adels zum Reiche im Ganzen stehen, auf das Genaueste darstelle, theils zu der Betrachtung leite, wie eingeschränkt die Aussichten sind, die es wahrscheinlich machen könnten, daß ein neuer Adel auf die von S. M. beabsichtigte Weise ein wirksames Mittel zur Beförderung des Wohls unseres Staates werden könnte."

„Bevor das Comité sich die Ehre giebt, die Aufmerksamkeit des Storthings auf die Gründe hinzuleiten, welche in obenerwähnter Rücksicht die Hoffnung auszuschließen scheinen, daß Norwegen aus der Stiftung eines neuen erblichen Adels die Vortheile würde ernten können, welche für den Bürgerverein in andern Staaten, wo er oft eins der wesentlichen Glieder der Organisation ausmacht, aus dem Dasein einer solchen privilegirten Classe entspringen können — erlaubt sich dasselbe, kürzlich die Stellung des Adels in seinem Verhältnisse zum Norwegschen Reiche, in den früheren Zeiten*) zu berühren.

*) Jedes Land sollte auf diese Weise seine historische Rechnung mit dem Adel abschließen und demnächst auch die Bilanz

„Wie die öffentliche Meinung, nach der gnädigen Aeußerung S. Maj., die Eigenſchaften der Eltern leicht auf ihre Kinder und Nachkommen übertrug, ſo zeigte ſich auch, daß ein erblicher Adel faſt eben ſo alt war in Norwegen, als der Staat ſelbſt. (Dieſe Herleitung des Adels iſt ohne Zweifel mangelhaft; doch will ſie nur, wie es ſcheint, auf die Aeußerung Karl Johanns ſtützen, um die Conſequenzen zu widerlegen; daher das Comité fortfährt:) Aber die Erinnerung des Guten, das aus einer ſolchen Einrichtung vielleicht entſprang, oder der Stütze, die er vielleicht (dieſe beiden Vielleicht ſcheinen die Stelle von eingeklammerten Fragezeichen zu vertreten) Bürgerfreiheit und Thron ſchirmend, für das Reich geweſen ſein kann, verlor ſich bald, wenn man des vielen Unheils und der inneren Unruhen gedachte, die ſchon von der durch Harald Harfagr gegründeten Ariſtokratie herbeigeführt wurden. Ohne zuverläſſige Stützen des Thrones zu ſein, waren die Magnaten Norwegens in der Vorzeit nur zu ſehr die Unterdrücker der ſchwächeren Mit-

der Vortheile und Nachtheile einer ſolcher privilegirten Claſſe für die Gegenwart unterſuchen.

bürger. Nach der Union mit Dänemark fanden die, für Norwegens Wohl am besten gesinnten Könige oft Gelegenheit, das wichtige Hinderniß ihrer Bestrebungen für das Wohl des Landes, das der Adel ihnen entgegenstellte, zu bedauern. Nach und nach wirkten allerlei Ursachen zur Unterdrückung des Norwegschen Adels.

„Man konnte — sagt einer unsrer scharfsinnigen Forscher — darin so weit gehen wie man wollte, ohne das Mißvergnügen der übrigen Stände zu erwecken, die, zu kurzsichtig, um die Folgen einzusehen, vielmehr mit der Wiederkehr einer eingebildeten Gleichheit zufrieden waren. (Die Uebergreifung der königl. Gewalt und Auflösung des ständischen Wesens bildete in allen Staaten, mit Ausnahme Englands, den Uebergang aus der Feudalzeit in die neue Zeit.) Freilich waren die Aussaugungen dänischer Lehnsherren wenig geeignet, diese Stimmung zu unterdrücken. Aber diese neuen Herren verschwanden, Einer nach dem Andern, indem sie nach einem kürzeren oder längeren Aufenthalte zurückberufen, obgleich nicht bestraft wurden. Nur Einheimische scheinen dagegen dem Volke ein beständiges Joch

aufzulegen. Der Norwegſche Adel, der nicht durch Chriſtians des Zweiten, des Blutgierigen, Mordart fiel, mußte ohne Anſehen, Ehrenpoſten und Aemter nach und nach ſich unter die geringeren Stände verlieren. Sein Eigenthum fiel entweder in die Hände fremder Geſchlechter, oder mußte, da die Mittel, es zuſammerzuhalten, fehlten, vertheilt werden. Denn hier im Norden iſt der Grundbeſitz ſelten ſo einträglich, daß der Adel, ohne irgend einen andern Zuſchuß, durch dieſen allein im Stande wäre, ſeine Würde zu vertheidigen und in jeder Hinſicht ſeinen Beruf zu erfüllen.

„Den Norwegſchen Adel kann man daher, übereinſtimmend mit der Aeußerung S. Maj. und mit den Zeugniſſen der Geſchichte, als faſt ausgeſtorben betrachten. Der Geiſt, welcher ſein ſchwaches Leben erhalten, verſchwand, nachdem das Band zerriſſen war, das vormals die Einrichtung an den Bürgerverein knüpfte. Was auf dieſe Weiſe durch die Zeit in ſich ſelbſt erſtorben iſt, vermag die Hand der Kunſt nicht wieder ins Leben zu rufen.“

„Es ſteht auch nicht in der Gewalt des

Geſetzgebers, den Einfluß der Meinung auf die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer ſolchen Einrichtung durchaus zu beherrſchen. In Rückſicht ſolcher Einrichtungen, die, ihrer Natur nach, zum großen Theil auf einer von der Volksmeinung abhängigen Grundlage beruhen, muß es ohne allen Zweifel für wichtig gelten, ſo weit als möglich, nicht den größeren oder geringeren Werth aus den Augen zu verlieren, nach welchem die öffentliche Meinung die Mittel würdigt, welche das Glück des Bürgervereins gründen ſollen. Da die Stellung, die Sitten und Meinungen der verſchiedenen Völker, wie die Geſchichte menſchlicher Einrichtungen bezeugt, ſehr verſchieden ſind, und da es der Beruf des Geſetzgebers, mit ſteter Rückſicht auf dieſe Verſchiedenheit in den Urtheilen über die Beſchaffenheit und den Werth der Dinge die Angelegenheiten des Staates zu ordnen, ſo kann eine ſolche Forderung, auch in Beziehung auf die hier zu behandelnde Einrichtung, nicht ohne Schaden vernachläſſigt werden.

„Der Wunſch und die Meinung der Nation haben ſich zu deutlich ausgeſprochen. Selbſt aber in dem Falle, daß dieſe Wünſche und Meinungen

auf einem Irrthume ſich gründeten, würde das Norwegiſche Reich dennoch der Mittel entbehren, die nothwendig wären, wenn die vorgeſchlagene Einrichtung die innere Kraft, Würde und Dauer erhalten ſollte, ohne welche ſie wahrſcheinlich nie ihre höhere Beſtimmung, wechſelſeitig eine Stütze für den Thron und das Volk zu ſein, würde erreichen können. Der §. 103 des Grundgeſetzes, deſſen Aufhebung nicht vorgeſchlagen, würde ſchon auf ſehr beſtimmte Weiſe die Errichtung ſolcher Majorate verhindern, die im Stande wären, durch zuverläſſige Vermögensquellen dem neuen Adel eine Art von Unabhängigkeit zu ſichern, vermöge welcher er allein, wie in verſchiedenen andern conſtitutionellen Staaten, in den Stand geſetzt werden könnte, eine Stütze unſerer Verfaſſung und des Thrones zu ſein. Wird aber auch der §. 108 aufgehoben, ſo würde man dennoch die genannten Bedingungen für die Selbſtändigkeit des Adels vermiſſen. Denn das Grundeigenthum iſt hier im Lande meiſt ſehr vertheilt, und örtliche Umſtände ſtellen der Vereinigung großer Landguter bedeutende Hinderniſſe entgegen. Ein ſolcher Adel würde, von aller Selbſtändigkeit und

Unabhängigkeit entblößt, die irgend einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten des Landes begründen könnten, weit entfernt, ein Gegenstand allgemeiner Achtung zu sein, vielmehr auf immer in einem Verhältnisse der Abhängigkeit von der ausübenden Gewalt leben. Aber eben dadurch würde ein solcher Adel, obgleich zu ohnmächtig, der Verfassung irgend eine Stärke zu ertheilen, leicht versucht werden, sein eignes Interesse von dem des Staates zu trennen, und dadurch früher oder später den Neid, so wie die Geringschätzung wecken und verdienen, die oft das Loos einer aus so kraftlosen Elementen zusammengesetzten Classe zu sein pflegen.

„Da der gnädige Vorschlag keine Veränderung des §. 23 des Grundgesetzes enthält, durch diesen aber festgesetzt ist, daß kein Orden Jemanden von den gemeinschaftlichen Pflichten und Lasten der Staatsbürger befreie, oder ihm einen vorzugsweisen Zutritt zu den Aemtern des Staats bahne, so darf das Comité mit Sicherheit voraussetzen, daß es keineswegs die Absicht S. Maj. gewesen, den neuen Adel, als solchen, von dergleichen Pflichten und Lasten zu befreien, oder

ihm einen vorzugsweisen Zutritt zu den Aemtern zu eröffnen. Eben so wenig erlaubt das eingeschränkte Vermögen der Staatskasse, bei der Vermuthung, daß es die Absicht wäre, den Mangel des neuen Adels an eigenem Vermögen und an Mitteln, mit standesmäßiger Würde zu leben, durch allgemeine Beiträge des Staats zu ersetzen.

„Die Nationalrepräsentation hat, in Uebereinstimmung mit dem Grundgesetze, das Prinzip einer Schadloshaltung für diejenigen adligen Familien anerkannt, welche, vermöge der durch das Gesetz vom 1. August 1821 stattgefundenen Modificationen in den Rechten des gegenwärtigen Adels (oder vielmehr Aufhebung der letzten Reste der bestehenden Adelsprivilegien, gleichgeltend mit völliger Aufhebung des Adelsstandes) einen erweislichen Verlust erleiden möchten. Hierdurch muß man die Gesetze der Gerechtigkeit, in Betreff des alten Adels, nach unserer Meinung, als befriedigt betrachten. Der alte Adel darf nicht dadurch leiden, daß ein neuer Adel an seiner Seite entsteht.

Ungeachtet das Norwegsche Volk mit Bereitwilligkeit es als wichtig anerkannt, daß seine Einrichtungen so viel als möglich mit denjenigen, die in anderen Staaten bestehen, in Harmonie

gebracht werden, so darf man deswegen doch nicht die Nützlichkeit, daß die Einrichtungen eines jeden einzelnen Staates völlig mit denen anderer Staaten sollten übereinstimmen können, gradezu voraussetzen. Noch weniger kann es, unserer Einsicht nach, eine nothwendige Folge der geforderten Harmonie sein, daß eine solche Uebereinstimmung selbst mit Aufopferungen, die möglicherweise im Widerspruche mit der Sorge des Staates für sein eigenes Wohl stehen könnten, gesucht werden müßte. Wenn also auch ein erblicher Adelstand in anderen Staaten, mit deren innerer Stellung er in genauer und unzertrennlicher Verbindung stehen mag (!), als ein unentbehrliches Mittel, die Dauer des Staatsvereins und das Wohl des Volkes zu begründen, betrachtet werden kann: so darf man doch die Ueberzeugung nähren, daß, so wie die eigenthümliche Stellung des Norwegschen Volkes keinen wesentlichen Nutzen von der Stiftung eines neuen Adels erwarten läßt, es als Wunsch des Volks betrachtet werden müsse, den Verlüsten und Beschwerden, mit welchen eine solche Einrichtung verbunden wäre, zu entgehen, gemäß den Pflichten, die ein jedes Volk gegen sich selbst zu erfüllen hat.

„Es war die wohlthätige Absicht S. Maj., daß der neue Adel ein Mittel, ausgezeichnete Talente und Verdienste hervorzurufen und zu belohnen, darbieten solle. Der §. 23 des Grundgesetzes bestimmt schon ein solches Mittel (?), durch welches der Weisheit S. Maj. überlassen bleibt, für einen so edlen Endzweck zu wirken (durch Ordenertheilung). Die Stellung und Verhältnisse der Nation hindern aber die Wirksamkeit des vorgeschlagenen Mittels. Mit Vertrauen auf das Norwegsche Volk erwarten wir, daß die Tugenden, die Talente und der Nationalsinn, durch welche die Thaten und Verdienste eines Torbenfliold, eines Colbiörnsen, eines Adeler, eines Holberg und mehrerer solcher Männer erzeugt wurden, Nacheiferung finden werden, wenn auch das Band der Mittel entbehrt, die neue Einrichtung, welche ein Gegenstand des auf die väterliche Sorge S. Maj. für das Wohl des Reichs gegründeten Vorschlags ist, zu Stande zu bringen.

„Aus den angeführten Gründen wird daher anheimgestellt: „daß der gnädigste Vorschlag S. Maj., betreffend die Stiftung eines neuen Adels, nicht genehmigt werde.“

Hannover

und

die Deutschen Doctrinaire.

In die einstweilen leere Stelle des hannoverschen Staatsgrundgesetzes lassen sich vielleicht noch andere und fruchtbringendere Gedanken einzeichnen, als dies durch mehrere juristische Federn und durch die Erläuterungs- und Selbstvertheidigungsschriften einiger würdiger Gelehrten aus der Schaar der Sieben geschehen ist.

Man hat immer nur die Hand vor Augen, welche das Verfassungswerk bei Seite schob und sieht den Finger in den Wolken nicht.

Man strikt sich auf den abstrakten Rechtsbegriff, auf die bloße Form, mit gleichgültiger Absehung von einem lebendigen positiven Inhalte derselben und man fällt, mit dem Staatsgrundgesetze und nach demselben, in die leere Hülse hinein.

Es gemahnte mich oft, wenn ich in diesen Advokatenschriften für das gute Existenzrecht der

hannoverſchen Verfaſſung blätterte, an alte Weiber, welche die Scherben eines zerbrochenen Gefäßes zuſammenfügen und ausrufen: „ſo hat es geſeſſen.“ — Hier iſt aber nicht von dem Privatrechte eines Einzelnen die Rede, ſondern von dem Geſammtrechte einer aus anderthalb Millionen beſtehenden Staatsbürgerſchaft, von dem Angelpunkte, um den ſich die Staatsgewalten mit der ganzen Rechtspraxis drehen. Zu erweiſen, daß derſelbe ſich nicht verrücken durfte, iſt, der vollzogenen Thatſache gegenüber, ein ſeltenes Bemühen. In höchſten Angelegenheiten der Geſetzgebung, in Lebensfragen der Verfaſſung iſt die Nation ihr eigener Rath und Richter. Man verkennt in Deutſchland, daß das politiſche Recht einer anderen Sphäre angehört, als das bürgerliche. Hier reichen juriſtiſche Waffen aus, die geſchmiedet ſind aus dem guten Stahl des bloßen Wortes „was geſchrieben ſteht, ſteht geſchrieben.“ Dort ſind ſolche Waffen aus der todten Geſetzfabrik unzulänglich. Das politiſche Recht, oder der Antheil an der Gewalt, verfällt dem Leben und Tode der Geſchichte. Seine Stärke beruht nicht darauf, daß es geſchrieben iſt, ſondern daß

es lebendig ist in der erleuchteten Willenskraft der Nation. Seine Gültigkeit ist seine Geltung. Aller Gegenbeweis gegen diesen Satz ist elende juristische Schreibfuchserei.

Es ist auch bei dieser Gelegenheit wiederholt worden, den Deutschen diene der Rechtssinn zum Ersatze für den mangelnden politischen, und den Rechtssinn hätten sie sich in grosser Stärke bewahrt. Ich will keine zerfleischende Satyre schreiben. Der Rechtssinn ohne öffentlichen Geist ist ein Mann mit den Händen eines Zwerges und der Futilität eines Greises. Uebrigens, wie kann ein Volk auch nur in Civilsachen lebendigen Rechtssinn sich erhalten, das seit Jahrhunderten rechtsdumm gemacht worden ist durch lateinische Gesetze und lateinische Richter und Advokaten?

Allerdings, des Mannes Stolz ist sein gutes Recht, und seine Wollust, die Vertheidigung desselben. Wer wird aber daraus eine falsche Folgerung gegen die Hannoveraner schmieden? In allen Verfassungen alter und neuer Zeit, die Männerkraft und Männerstolz entwickelten, gingen Rechtssinn und politischer Sinn Hand in Hand.

Die Göttinger Professoren werden Gelegen-

heit gehabt haben, auf Reisen und in der Verbannung eine persönliche Erfahrung zu machen. Sie werden gefunden haben, daß in die nationale Sympathie die sie erregten, sich ein Irrthum einmischte, daß durch die große Mehrzahl derer, mit denen sie in Berührung traten, ihre Stellung zu den Tagesfragen der Politik eben so sehr verkannt worden als ihre besondere Antheilnahme an dem hannoverschen Staatsgrundgesetze. Als rechtlichen Männern lag ihnen ob, die Schritte, die sie volksthümlich gemacht haben, nicht allein nach Oben, sondern vor der ganzen Nation in das rechte Licht zu setzen. Sie haben dies gethan, und, indem sie auch in dieser Beziehung ein Gewissenspflicht erfüllten, erwarben sie sich, einen zweideutigen Ruf ablehnend, neue Ansprüche auf die Achtung ihrer Zeitgenossen.

Es wäre indeß zu wünschen gewesen, daß sie sich ganz strenge in dem Kreise persönlicher Erläuterungen gehalten hätten. Allein sie gingen weiter. Sie legten den Maaßstab ihrer Denk- und Handelsweise an die Zeit, an das ganze Land; sie sprachen die einseitigsten Verdammungsurtheile über Menschen und Ereignisse aus —

Urtheile, die längſt eine Berichtigung forderten, und ſelbſt dieſe ſpäte, die in dieſen Blättern verſucht wird, entſchuldigen. Ein friſcheres, ſympathienreicheres und mehr unmittelbares Daſein, eine nicht doktrinaire, ſondern vom Leben ſelbſt angehauchte, durch das Leben ſelbſt gekräftigt und nach dem Leben hindringende Einſicht in die Gründe und Quellen politiſcher Zuſtände, dieſe tauſend Quellen, die vollrieſelnd alle ſchlummernden Anlagen des Verſtandes, des Herzens, der Thatkraft einer Nation befruchten, verſtopft nur eine dumpfe Erhitzung in einigen Köpfen verurſachen, ein ſolches politiſches Bewußtſein, das keine gelehrte Brille trägt und nicht leidet an der Beklommenheit oder der Sorgloſigkeit deutſcher Gelehrten, muß aus dieſen Bruchſtücken hervorleuchten.

Wenn dann in jenem Lande viel zu ſühnen iſt, ſo mögen die Göttinger gefragt ſein „ob ſie ſelber nichts zu ſühnen haben?“ Ob ſie beigetragen haben zur Erſtarkung des politiſchen Lebens in Hannover? Ob ſie, die das höchſte Sittlichkeitsgefühl für den politiſchen Eid fordern, auch nur das Gefühl von der, dem Politiſchen inne-

wohnenden Sittlichkeit nähren, oder dieſes nicht vielmehr in Abrede ſtellen?

Hat vor allen Dahlmann nichts zu ſühnen? Ueberſtel ihn, wie er ſein eigenſtes Werk aufgerollt ſah wie eine Tapete, ohne daß ein Herz darnach blutete, nur das Gefühl des verletzten Autorſtelzes, und nicht jener gemiſchte Schmerz des Gewiſſens, welcher die Sünden und Schwachheiten allgemeiner Zuſtände ſich ſelbſt mit aufbürdet? Iſt ſeinen hiſtoriſchen Forſcherblicken jede Spur der Nemeſis unbekannt geblieben?

Von den Vertheidigungsſchriften der Göttinger erwähne ich nur die beiden, welche die bedeutſamſten Perſönlichkeiten zu Verfaſſern haben, Jacob Grimm's und Dahlmann's, Erſatzmännern nicht allein von ſieben, ſondern von ſieben und ſiebzigmal ſieben deutſchen Lichtern der Wiſſenſchaft. —

Jacob Grimm iſt der naiveſte der Göttinger Proteſtanten; dieſer werthe, gemüthliche, ganz in die Stabweisheit uralter germaniſcher Vorzeit und in das poetiſche Anſchaun der ſagenhaften wallend geleckten, Zepter und Krone tragenden Könige des Mittelalters verſenkte Mann, bekannt

offenherzig, zu keiner politiſchen Partei zu gehören, eingenommen zu ſein für alles Beſtehende, für Fürſten und Verfaſſungen, beſeelt von dem Wunſche, in ſtiller Abgeſchiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die ihm die Wiſſenſchaft giebt, ſein Leben in dem Dienſte eines von der Liebe und Ehrfurcht ſeines Volkes umgebenen Herrn zuzubringen.

Niemand kann die Bedeutung der Grimmſchen Arbeiten höher anſchlagen, Niemand den Wunſch nach Vollendung ſeines deutſchen Sprachrieſenbaues lebhafter empfinden, Niemand ihm jene nöthige Abgeſchiedenheit von dem Treiben der Welt mehr wünſchen, als ich. Vielleicht finde ich deswegen das Horaziſche „dat principi otia," das eben am vorliegenden Beiſpiele zu Schanden wird, um ſo anſtößiger. Es iſt ſchon kläglich genug, daß ein Grimm ſeine unſchätzbare Zeit durch akademiſche Vorleſungen und Geſchäftsführungen, Brodes halber, zerſplittere. Suchte der Ehrwürdige auch nicht bloß Fürſtendienſt, ſondern Landesdienſt, ja Deutſchlands Dienſt in ſeiner Göttinger Profeſſur, ſolche, der ganzen Zukunft des Volkes angehörige Beſtrebungen ſollten nicht

in das Joch gemeiner Dienſtbarkeit geſpannt werden: ein nationales Prytaneum müßte ehrenvolle Muße bieten. Nur die Nation, die mit dem Hauche dankbarer Liebe und Bewunderung die ſinnende Stirn ihrer geiſtigen Arbeiter umſäuſelt, kann, darf und ſoll auch von Lebensnoth und Lebenszwang ihre irdiſchen Tage befreien. Dies iſt eine hohere Aufgabe der Zeit, ein Gedanke, der in der Richtung aller übrigen liegt, die ſich an eine edlere Nationalexiſtenz knüpfen. Wenn deutſche Gelehrte ſelig fortträumen von der goldnen Feſſel, als lebten wir noch im Zeitalter der Auguſte und Mediceer, ſo muß man dies ihrer Abgeſchloſſenheit im Reiche ihrer Studien zu Gute halten.

. . . „Gewiß, der König iſt der einzige Herr, gewiß, der Eid iſt in die Hand ſeines Bevollmächtigten abgelegt, dennoch ſteht es nicht in der Macht des Königs, den einmal vor Gott ausgeſprochenen zu löſen. Er iſt auf die Aufrechthaltung des Grundgeſetzes geleiſtet, und ſo lange dies nicht rechtskräftig aufgehoben iſt, muß er unverbrüchlich ſein. Ich habe keine ſtaatsrechtliche Theorie gemacht und keine zu

verfechten, ich muß mich an das halten, was von oben gegeben iſt, aber nach der Baſis, worauf das Grundgeſetz ruht, kann man mit vollem Rechte ſagen, der Eid iſt auch dem Lande geleiſtet." — Und an einer andern Stelle das harte Wort: „ich halte jeden, der nicht mit voller unerkünſtelter Ueberzeugung den Gründen des Patents nachgeben kann, auch den, der ſeine Gedanken aus Klugheit davon abwendend, die Frage ſich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen." —

Das iſt ein hartes, gewiſſenräderndes Wort. Aber zum Glück fehlt die eigentlich zutreffende Sprache des Nachſatzes, in welchem beſtimmten Fall des Thuns oder Unterlaſſens denn zuletzt der Eidbruch wirklich vollzogen werde. Man wird doch nicht auf Einzelne mit Fingern weiſen. So einzeln und perſönlich gefaßt, iſt's und bleibt's Privatgewiſſensſache, die man am beſten Gott und dem Betreffenden anheimſtellt. Mildes Urtheil über Andere, bei rühmenswerther Strenge gegen ſich, bleibt ſowohl in politiſchen als religiöſen Gewiſſensfragen die goldenſte Regel. Wer

ſich nun gar in einer ruhmvollen, doch auch mit bitteren Erfahrungen verknüpften Ausnahme befindet, hat mehr, als ein Anderer über ſein Herz zu wachen, daß es beſcheiden bleibe und gerecht. Was nur männlicher Zorn gegen Zuſtände, leiſe Klage über die ihrem Zwange verfallenden Perſonen ſein ſollte, vergreift ſich im aufgeregten Gefühl nur zu leicht in einſeitiges Verdammungsurtheil gegen letztere. Sind dies Gemeinplätze, ſo mögen ſie ſich durch das Erſtaunen rechtfertigen, das ich empfinde, wenn ich ſelbſt ſo milde Naturen, wie die Grimmſche, ihrer Wahrheit unterworfen ſehe. Wer kann und wird ſich im ganzen Königreiche Hannover darauf vertheidigen, daß er nicht eidbrüchig ſei? Schon der Gedanke an die Unangemeſſenheit der Selbſtvertheidigung in dieſer Sache müßte jede nach Perſonen hinzielenden direkten Angriff als unſchicklich abweiſen. Ich folge darin meinem Gefühl und weiß nicht, ob ich irre.

Mit dem politiſchen Gewiſſen unſerer Tage hat es bekanntlich ein eignes und betrübtes Bewandniß, bei den Meiſten hat es, das eidgemißbrauchte, Schwielen bis zur Unempfindlichkeit-

bei anderen iſt es warm und gleichſam häuslich zärtlich, ohne zugleich den Kern der politiſchen Geſinnung in ſich zu tragen. Die Mehrzahl der Beamten iſt gewohnt, in ihrem Dienſteide, ſo weit ſich Politiſches dareinmiſcht, eine unabweisliche Formalität zu ſehen; ſämmtliche holſteiniſche Beamte treten gar ihr Amt mit einem Eide an, der, wie ihnen wohl bewußt, hiſtoriſch und faktiſch ein Uneid iſt, Meineid könnte ich ſagen, aber ich werde mich hüten, die Keule dieſes Wortes auf einen Stand fallen zu laſſen, unter deſſen Mitgliedern ich ſo viele wackere und ſtreng gewiſſenhafte Männer verehre. Meines Erachtens nach ſollte der Amtseid überhaupt nichts enthalten, was über die Gelobung treuer Dienſtgefliſſenheit hinausgeht; keine Staatstheorie, mag ſie im alterthümlichen oder im neueren Gewande auftreten, feudal oder liberal ſein. Kurz, ich meine, kein Amtseid ſollte politiſch ſein, in Ländern, die noch mit den Grundelementen ihrer politiſchen Entwickelung ringen, und wo nicht jeder Dorfknabe das A B C des bürgerlichen Katechismus in die Linde des Amthofes ſchneiden kann Es gehört eben nicht viel Weisheit dazu,

aber deſto mehr Entſchiedenheit, einfache Großheit und Stärke der Charaktere. Dann iſt jedes politiſche Gelöbniß, was es ſein ſoll, Bekenntniß der Mitgehörigkeit zum öffentlichen Leben, Aufnahme in daſſelbe, feierliches Verſprechen, daſſelbe in ſeinen begründenden Inſtitutionen lieb und werth zu halten, ſeine Wohlfahrt zu fördern, Nachtheil und Schaden aber nach beſtem Vermögen von ihm abzuwenden.

Hat die Mehrzahl der Hannoverſchen Beamten den Eid auf die Verfaſſung von 1833, als nicht allein dem Könige, ſondern auch dem Lande, das iſt doch wohl dem Volke zu leiſten, ſo königskräftig als land- und volkskräftig abgelegt? Ich glaube, dieſe Frage nach der erſten Fügung des Eides liegt uns näher, als die Frage nach dem Bruche deſſelben, welche doch nicht ohne Erörterung jener beſeitigt werden kann. Ich wiederhole ſie alſo, nicht um ſie ſelber zu beantworten, ſondern um ſie dem Gewiſſen dieſer Mehrzahl zu überlaſſen, die ſich daraus Troſt oder Anklage holen mag. Denn, das wird wohl jeder einſehen, in dieſer Frage ſchlägt der hüpfende Gewiſſenspunkt. Was ſoll ich aber denken, wenn ſelbſt die

berühmten Eidgetreuen der Verfaſſung ſo durchaus nur die leere Formel und nicht das Weſen des Verfaſſungseides von 1833 im Sinn hatten, daß ſie die Conſtitution für eine bloße ſtaatsrechtliche Theorie, für etwas von oben Gegebenes hielten, was ſie zwar zu halten, aber nicht zu verfechten ſich verpflichteten? Lag in dieſem die ächte Bedeutung des grundgeſetzlichen Eides, war ein in ſolchem Sinne geleiſteter Eid rechter, wahrer, hannoverſcher Conſtitutionseid?

Mich ſtrenge innerhalb der Grenzen konſtitutioneller Begriffe haltend und dem Könige laſſend was des Königs, dem Volke was des Volkes iſt, muß ich dieſe Frage verneinen. Wer im Jahre 1833 und ſpäter den Eid auf die Verfaſſung leiſtete als wie auf eine bloß von oben gegebene ſtaatsrechtliche Theorie, die er nicht gemacht hat und auch nicht zu verfechten geſonnen iſt, ſtand eidleiſtend gar nicht auf der Baſis des Staatsgrundgeſetzes. Dieſe Baſis war eine Uebereinkunft zwiſchen König und Volk zu beiderſeitiger Anerkennung und Nachlebung des beiderſeitig ſanktionirten Verfaſſungsurkunde und auf dieſe Baſis ſollte hintreten der eidleiſtende Beamte

nicht als königlicher Diener, der den König als seinen einzigen Herrn anerkennt, sondern als constitutionelle Staatsdiener, der persönlich unpersönlichen Jupiteridee der Staatsmacht huldigend. Der constitutionelle Beamte ist doch wohl constitutioneller Staatsbürger und als solcher mitgesetzgebende, mitsanktionirende Partikel des Ganzen. Ein Beamteneid auf die Constitution, ohne dieses Bewußtsein, ja mit bewußtem Mangel desselben geleistet, ist constitutioneller Uneid. Er hat nicht die Wahrheit innerer Gewissensbindung, sondern nur den Schein derselben. Dieser Schein, der Einzelne wohl besticht und umflicht, aber dem graden Sinn des Volkes nicht genügt und ein treuloser Wächter ist in Gefahr.

Wenn nun die Mehrzahl der hannoverschen Beamten solchen constitutionellen Scheineid geschworen, wenn sie in Gedanken an die Stelle der Staatsmacht, als der Quelle und Weihe alles Rechts, den Purpurmantel „des wahren alleinigen Herrn und Königs“ gehangen?

Oder wenn die Mehrzahl, durch Umstände, die außer ihrer Macht lagen, um ihren constitutionellen Eid betrogen wäre?

Im erſteren Fall gehört ihr Eid, obgleich oder ſeinem Wortinhalte nach, zu der ohnmächtigen Schaar politiſcher Eide, welche vornämlich in dieſem Jahrhundert durch den Herrſcherſtab gewaltſamer Ereigniſſe heraufbeſchworen und eben ſo augenblicklich wieder in Nichts verwandelt wurden — zu den Kunſtſtückchen napoleoniſcher Magie, wodurch feurige Eidzungen, wie Kerzen auf den goldenen und ſilbernen Thronleuchtern mittelſt eines Piſtolenſchuſſes plötzlich ſich entzündeten und nur dazu dienten, um flüchtigen Schimmer auf die Herrſchaft einer Nacht zu werfen. Dann haben ſie nicht ſowohl falſch geſchworen, als nichtig, und wiederum, nicht ſowohl den Eid gebrochen — es ſei wodurch es ſei — ſondern ihn zurückgegeben ſeiner urſprünglichen Nichtigkeit. Ihr Eid gebrach der Heiligkeit und Bündigkeit des conſtitutionellen Eides, war mit Rückſicht auf die Conſtitution leeres Ceremoniell, chineſiſches Kopfnicken, war, ſtatt Sakrament (amtspriesterliches für das Volk) im Jordan eines neuen ſtaatsbürgerlichen Bundes, nur bekannter weidender Heerde Schritt nach der Tränke der Staatseinkünfte, Beamteneid der

gewöhnlichen unterwürfigen und gedankenlosen Art, nicht grundsätzlicher Verfassungseid.

In Voraussetzung solcher ursprünglichen Eidesefelei — man verzeihe das Wort, ich meine, insofern man sich eidaufbürdend gedankenlos zum bloßen Träger einer Hostie macht — wird es mich nicht Wunder nehmen oder sittlich empören, wenn ich sehe, daß man für seine Gewissenslast nicht weiter einsteht, als sie von beiden aufbürdenden Parteien, Volk und König, festgehalten wird, so daß sie, wenn die eine Hand sich zurückzieht und die andere sich nicht erhebt, dem tyrannischen Gesetze der Schwere anheimfällt.

Ich bin weit entfernt, diesen Zustand der Dinge in der sittlichen und politischen Welt in Schutz zu nehmen, ich erkenne in ihm die verborgene Quelle mancher Unsittlichkeit, ich kann einen Mechanismus nicht billigen, in dessen Kraft eine jede Staatsverfassung umgestürzt werden kann, und doch Alles beim Alten bleibt; der höchste Ausdruck des Gesammtlebens und Gesammtwillens — und dies sollte wenigstens jede Verfassung sein — vom Blitzstrahle der Macht zerschmettert werden kann und dennoch die Glieder,

als wäre nichts geſchehen, ruhig fortvegetiren. Aber welcher Billige wird hier nicht mehr an die Calamitäten der Geſchichte, an zerſtückte und unterdrückte Nationalkraft, an den langen Schlaf des politiſchen Lebens, an die Mängel und Halbheiten der Verfaſſungen ſelbſt denken, als die ganze Schuld ſich in der Leichtfertigkeit und Gewiſſenloſigkeit der armen Staatsbeamten perſonifizirt vorſtellen?

In der That würde der Beamtenſtand, in ſeiner Einheit als große Körperſchaft gedacht, ein mächtiges, ja unbeſiegliches Widerſtandsmittel bilden können gegen Willkühr. Dieſe überzahlreiche Schaar macht bei uns den Staat erſt recht ſichtbar, weit ſichtbarer, als dem Nordamerikaner der ſeinige erſcheint, wie man die Luft, die man athmet, nicht ſieht. Sie bildet bei uns die große Staatsmaſchine, die wohl gar alles öffentliche Leben in ſich abſorbirt und von der blöden Menge mit dem Staate ſelbſt verwechſelt wird. Aber, ich frage, durch wen wird dieſe Maſchine geleitet und aufgezogen, durch wen empfängt ſie ihr Oel, durch wen werden die verſchliſſenen und abgedankten Räder wieder erſetzt? Man nehme doch

Vernunft an, man, ſei, wiederhole ich, doch billig und ſetze nicht, wenn ſonſt kein Spartaner, dem Beamtengewiſſen mit dem kurzen Schwerte des Spartanismus zu. Jahrhunderte haben dieſe Claſſe gewöhnt, ſich als fürſtliche Dienerſchaft zu betrachten. Wird ſie jetzt ſo plötzlich zum ſtolzeren Gefühl der Selbſtändigkeit erwachen, jetzt, wo ſie wohl die Theorie einer Conſtitution eines Anderen belehrt, aber die Praxis ſich in nichts verändert hat? Wenn ihr euren Beamten einen Eid abnöthigt auf das gemeinſame Werk der königlichen Macht und der Volksmacht, ſo ſollet ihr wenigſtens dafür ſorgen, daß letztere Achtung einflößt, ſowohl durch die Grundlagen der Verfaſſung, als durch eine kräftige und lebendige Volksrepräſentation. Wo nicht, ſo laſſet ſie die Cidſinger ſich in Unſchuld waſchen, und trübt ihnen das Waſſer nicht.

— — Kann man es verkennen? Wie wenig Ermunterndes liegt in der Art Antheil, welchen diejenigen, die nun die Heroen des Staatsgrundgeſetzes ſind, an demſelben zu nehmen und genommen zu haben bekennen! Das höchſte Lob, das der wackere Jacob Grimm dem Verfaſſungs-

weſen einräumt, bezieht ſich nur auf den negativen Nutzen der Verfaſſungen als Dämme, Hemmungen von Mißbräuchen: der eigentliche Segen geht, ſeiner Anſicht nach, überall erſt von der Liebe des Fürſten zu ſeinem Lande aus. Ich läugne nicht den Segen, den die Liebe eines Fürſten auf ſein Land träufeln kann; aber wo das Land, mit Gottes Hülfe, ſich nicht ſelber ſegnet, da bedaure ich's. Daß nun kein eigentlicher poſitiver Segen, ſondern nur Abwendung möglichen Unſegens in dem Geſetzleben der Staaten ruhen ſoll, iſt gar niederſchlagend und kläglich. Hier bleibt das ganze ausfüllende und bindende Element, männliches Gehaben und Denken der Nation, Gemeinſinn, Oeffentlichkeit, endlich geſchichtliche Ausbildung in geſetzlichen Formen unberückſichtigt — alles was vom Volke ausgeht. Solche Anſicht des Verfaſſungsweſens gehört ſicher nicht zu den idealen. Aber man darf hinzufügen, daß ſie unter der Hiſtorie iſt. Das Mittelalter — warum muß ich mich gegen Grimm auf das Mittelalter berufen — das privilegirte, verklauſulirte, verbriefte, vereidigte Mittelalter zog nicht bloß einen negativen Nutzen aus der Beſchrän-

lung der fürſtlichen Gewalt. Dieſe Beſchränkung war überall nicht äußerlich willkührliche, ſondern natürliche Folge und nothwendige Bedingung des mittelaltrigen Lebens. Von ſchützenden Formen und Eiden umſtarrt, bewegte ſich jeder einzelne Beſtandtheil dieſes Lebens in eigenartiger Kräftigkeit; Eide ſicherten nicht leere Hülſen, ſondern den Kern, den dieſe umſchloſſen. Dieſes Leben der Beſonderheit iſt gegenwärtig erloſchen. Iſt uns nur die leere Hülſe zurückgeblieben? Haben wir nichts Analoges für die politiſche Praxis? Ich dächte. Aus den zertrümmerten egoiſtiſchen Freiheiten Einzelner, den Privilegien, will ſich jetzt eine Gemeinfreiheit auferbauen, und ihr Ausdruck, ihre Wahrung ſoll ſein: die Conſtitution.

Da wir vom Mittelalter ſprechen, wie klar und bündig waren damals die Eide! Im Mittelalter ſchwur der Fürſt, der Stände Gerechtſame zu wahren, ihm ſchwuren Stände und Corporationen Gehorſam, ſo weit und ſo lange er ſeinen Schwur nicht brach — Eidesverweigerung gegen Eidesverweigerung, Eidesentbindung gegen Eidesverletzung, das war ein ausgemachtes Fa-

res Verhältniß. Im Mittelalter, wie gesagt, war das Beschworene keine taube Nuß.

Ist Fürstensonne die allein belebende Segnerin des Landes und Constitution nur das Blätterdach gegen deren allzu sengende Strahlen; knüpft sich kein höherer Gedanke an die Verfassungen der neuen Zeit; ist dies kümmerliche Bewußtsein von dem bloß negativen Nutzen der Verfassungen das allgemeine, auch thatsächliche, so soll es mich nicht Wunder nehmen noch kränken, wenn ein einziger Artschlag der Gewalt alle jetzt noch bestehenden jungen Verfassungen mit einemmal umhauen wird. Was sich nur als Schranke fühlt, möchte sich eben so oft als nachtheilig hemmende, denn als wohlthätig hindernde Schranke erweisen. Und wenn der eigentliche wahre Segensspender in allem Verfassungswesen in väterlicher Huld zu seinem Volke spricht, eure Verfassung taugt nichts, ich will euch glücklicher machen durch eine andere, so begreife ich's und table es nicht, daß das Volk nichts dawider hat und daß die Beamten sich den hohlen wurmstichigen Eidzahn, ohne Empfindung ausziehen lassen.

Aus der Gleichgültigkeit gegen das Wesen

und den Inhalt des Staatsgrundgesetzes machen namentlich Grimm und Ewald kein Hehl. Kälteres und Erkältenderes als der Mitprotestant Ewald in seiner zu London gedruckten Broschüre in dieser Hinsicht geäußert, kann nicht der Antheilloseste sprechen: „hätte sich das Land entschieden, welches doch aller Berechnung nach innerhalb einiger Monate geschehen mußte, oder wäre der deutsche Bund, den wir (die Sieben) doch durch die Erklärung eigentlich zugleich schon zum Richter anriefen (?), als Mittler gekommen, dann glaubte ich würde für uns ein neuer Zustand eingetreten sein und Niemand würde es uns verdacht haben, wenn wir dann, einzeln oder alle, dem was dann gesetzlich geworden wäre — wie es auch sein mochte — eben so redlich und treu uns zu unterwerfen für gut fänden, als wir uns jetzt gegen das uns berührende Gesetzlose erklärt hatten.“ — Also nur die Form gerettet, nur die Verbindlichkeit auf dieselbe. Immer nur diesen Schein! — O Gelehrte! Das Volk sieht auf das Wesen.

Und die allgemeinen Ansichten von Politik, die Urtheile über politische Gesinnung, Grund-

element des Conſtitutionslebens? „Wer verabſcheut — ruft der werthe, den leiſeſten Geruch der Demagogie aus ſeinem Mantel ängſtlich auslüftende Grimm — wer verabſcheut mehr als ich alles was man politiſches Treiben nennt? Es hat mich nie aus der Ferne berührt?“

Auch das der Hannoveraner nicht? Dann begreife ich.

Zugeſtanden, daß ihm, dem Prieſter der Wiſſenſchaft, das politiſche Leben und Treiben unſerer Zeit ferne bleiben mußte, daß auf ſeinem Heerde nur die friedliche Flamme der Wiſſenſchaft leuchten konnte, und beneidenswerth ſcheint er mir in ſeinem ſtillen frommen Dienſte. Aber frommt, was bei ihm doch wohl in gleichem und höherem Grade Bedürfniß der Ruhe, natürliche Folge abgewendeter Studien, gemeine Beſchaffenheit des deutſchen Gelehrtenſtandes, als handelnd erkaufte Lebensweisheit, grundſätzliche Vaterlandsliebe iſt, auch den Verfaſſungstendenzen unſerer Zeit? Könnte er doch durch einen ſeiner Runenſprüche die Dämonen des Eigennutzes und die Geſpenſter der hiſtoriſchen Grüfte in die Gruft jagen, die den Bau des gemeinſamen, dem Vaterlande und

der Menſchheit geweiheten Altares nächtig umſchwirren, die Steine verkehren und die Bauleute verhöhnen! Und jenes verächtlich hingeſprochene Wort ſoll bezeichnen die ganze erhabene Aufgabe des Jahrhunderts, den Kampf um ein privilegienloſes, freies, ſtarkes Bürgerthum? Ich fürchte ja, denn die Kämpfer daſſelbe ſind ihm gleich den Feinden, Männer der Entzweiung, Politiker im Sinn des Liedes: laßt die Politiker nur ſprechen. Dabei ein banales Wort von warmer (nicht politiſcher) innerer Mitte und von erkälteten Extremen, um die ſchnell die luſtigſte Theorie webt, während jener Schooße die goldene Praxis entſteigt. O Grimm! Warme innere Mitte, denke ich, iſt in jedem Pulsſchlage aus der Herzens- aber der Rechts- und Freiheitsliebe, in jedem Handeln aus voller Seele, in jeder Begeiſterung, die ihre glühenden Strahlen auf das alte Eis des europäiſchen Staatenlebens wirft, in jedem zeitunmittelbaren männlichen Denken und Fühlen, das ſich ſeiner Sympathien mit der Nation und dem Jahrhundert bewußt iſt. — Was meint aber Grimm mit ſeiner warmen inneren Mitte, die heutzutage — wie glücklich — keine

Partei, ſondern das Leben ſelbſt ſein ſoll? Wäre er nicht Grimm, nur der gewöhnlichen Prädikanten des Jüſtemilieu Einer, ſpottend würde ich ihn fragen, ob ſeine warme Mitte unter der warmen Bettdecke der Gewohnheitſchläfrigen und Thatſcheuen vergraben liege. Aber ich kenne ſein edles, ſanftes und liebreiches Herz, und weiß, bei welchem Bilde es höher klopft. Altdeutſchen Lebens ſchönſte Fortpflanzung. Alter Liebe und Treue Wahrung bei jungen Lebens ewiger Verwandlung. Herrlicher Traum und mehr als Traum für die jugendliche Bruſt, die an dem größeren Deutſchland, hinter dem verſunkenen der letzten Jahrhunderte, ſich emporrichtet und in allem Leben der Vorwelt, ſo verlebt auch jetzt die Formen ſein mögen, mehr als je die liebende Gebundenheit der Kräfte an einen markvollen großartigen Beſtand bewundert. Daß es aber für gewiſſe, ja für die meiſten Ideen und Inſtitutionen des Mittelalters keine Anknüpfungspunkte mehr gibt in dem Ideenkreiſe der Gegenwart, daß ſo viel Herkömmliches und äußerlich Beſtehendes nicht mehr im Fluß der Liebe und des Lebens ſich befindet, ſondern ſich abgelagert hat

an den Ufern des Todes, daß ſo viel alte Liebesquellen verſiegt ſind und andere ſich in Haſſesquellen verwandelt haben, daß ſo viel Treue, zum Schaden an Leib und Seele der Deutſchheit, gemißbraucht worden, ſo viel Gewiſſenhaftigkeit, an ſeelloſe und zeitwidrige Formen gebunden, in ſchändliche Verſuchung geführt worden, daß endlich zur Wahrung jener und aller edeln deutſchen Tugenden dringend erforderlich iſt, daß ihnen der würdige Gegenſtand, nach dem ſie mehr oder minder bewußt ſich ſehnen, nicht länger entzogen werde, der Treue nicht die Liebe, der Liebe nicht das Liebenswerthe, dem Gewiſſen nicht das beſſere Wiſſen und Wollen, dies alles würde dem edlen Träumer klar geworden ſein wie Tageslicht, wenn er das wache Leben eines Zeitgenoſſen geführt und ſeine Fenſter nicht, zum Heil der Wiſſenſchaft, gegen den Tag verhangen hätte. Die innere warme Mitte iſt ihm, nach einer Abſtraktion aus wahrhaft lebendigen Geſchichtsprozeſſen, das Herkömmliche und Beſtehende in der Gegenwart, auf dem Punkte des inwendigen leiſen Ueberganges. Mit Recht kann man dieſen Prozeß die goldene Praxis der Geſchichte nennen, das Be-

ſtehende als organiſch, die Nation mit Geiſt und Kraft in ihm beſtehend gedacht. Wo ſolche Praxis herrſcht, werden Verfaſſungen nicht mit einem Hauche umgeſtürzt, und dies iſt ein Zeichen, woran man ſie erkennen kann. Denn Verfaſſungen ſind die Heiligung des Beſtehenden und zugleich des Fortſchrittes. Ihr Schutzgeiſt iſt der Gemeingeiſt des Beſtehenden. Eine Verfaſſung umſtürzen, heißt nicht immer das Leibliche des Beſtehenden vernichten, ſondern auch, mit Erfolg, den edlen Gemeingeiſt deſſelben läugnen. Das Beſtehende kann noch Geiſt haben, zum Beiſpiel Standesgeiſt, Geiſt particulairer Intereſſen, Geiſt von den vielen Geiſtern, die neidiſch und feindſelig unter ſich nur darin Gemeingeiſt ſind, daß ſie auf Unkoſten des Ganzen leben und dieſen Inbegriff des Herkömmlichen und Beſtehenden unter jedem Wechſel der Form behaupten wollen. Das iſt ihre goldene Praxis und gern bereit ſind ſie zu allen Veränderungen und ſog. allmähligen Fortſchritten, wo ſie im Weſentlichen in ſich verharren, wo man nur den Zweigen ihrer Schlingpflanzennatur eine andere Richtung und Verknüpfung an-

weiſet, ihren Wurzeln aber nicht zu nahe tritt. Verfaſſungen, die ihnen nicht abſolut feindſelig ſind, und in denen ſie ihre Intereſſen hinlänglich ſtark vertreten ſehen, ſind ihnen ſelbſt in moderniſirter Form nicht zuwider, ja ſie erblicken wohl gar eine wünſchenswerthe größere Sicherheit in dieſen äußerlichen Zugeſtändniſſen an den Zeitgeſchmack — den Gemeinſinn, dem nun ein ſtattliches Kleid im engliſchen Faltenkoſtum den inneren Knochenfraß verhüllt. Iſt das die rechte warme Mitte, ſo ſteht an einem Extrem der Gemeinſinn mit froſtklappernden Zähnen, und am anderen die Monomanie des Hochmuths, die alle übrigen Egoismen in ihren einzigen Egoismus hinabſchlingen möchte. Iſt dies die goldene Praxis, ſo webt an einem Ende die Hallerſche Theorie des Abſolutismus und am anderen gleich luſtig wie eine Schaar verdammter Seelen, der Traum von Millionen.

Solcher Dialektik der hiſtoriſchen Mitte wird der Edle freilich nicht gewärtig ſein. Er rühmt die hiſtoriſche Praxis in der Theorie, und verläßt ſich hinſichtlich der Anwendung auf die Weisheit ſeiner mehr politiſchen Freunde, die gleich

dem trefflichen, aber mehr doctrinairen Dahlmann, zu der hiſtoriſchen Schule gehören, deren Name ſchon ihn anlacht, wie ihn gegentheils alles — politiſche Treiben anwidert. Wie mag man ihm den Liberalismus und die junge Zeit verſchrien haben, alle Farben der Politik oder dahinſpielende, die nicht hiſtoriſche Trockenfarben ſind. Und er merkt nicht, daß er mit aller ſeiner Abneigung vor Parteien ſich ſelbſt wieder auf dem Parteigebiete der hiſtoriſch-ariſtokratiſchen Doktrinaire befindet, die namentlich in Norddeutſchland das gelehrte Terrain der Politik in Beſchlag genommen und ſowohl durch ihre Schriften als durch ihre perſönliche Stellung den poſitiveſten Einfluß auf das norddeutſche Verfaſſungsweſen ausgeübt haben!

Auch Hannover hat dieſen Einfluß erfahren; ich fürchte, nicht zum Heil der conſtitutionellen Sache.

Jene Bewegung, welcher das hannoverſche Staatsgrundgeſetz ſein Daſein verdankt, wurde wohl unſtreitig durch etwas Anderes als durch erwachende hiſtoriſche Erinnerungen, oder durch die beſcheidene Anſicht von einem etwaigen nega-

tiven Nutzen des Verfassungswesens hervorgerufen. Die damalige Presse zeigt, daß sehr positive staatsbürgerliche Ideen im Umlaufe waren. Andererseits zeigte sich auch sehr entschiedener Widerwillen gegen die Fortdauer der mißfarbigen Landeszustände. Das Land schämte sich, in der Beleuchtung der Julisonne, über die Schnäbelschuhe des feudalistischen Mittelalters, die es noch immer, obwohl ein wenig abgestäubt im Jahre 1814 an den Füßen trug. Was Wunder! Hannover hatte seit dem Beginn des Jahrhunderts eine schwere politische Schule durchgemacht. Es trug seinen reichlichen Antheil an dem Unglück und der Schmach des deutschen Vaterlandes. Eben so thätigen Antheil nahm es an der blutigen Wäsche. Und wie es scheint, daß alle diese Leiden und Thaten an der Schwelle der neuen Geschicht, nach den Absichten der Vorsehung, nur den Uebergang in die neuzubauende Völkerhalle erleichtern sollten, so verdankte auch Hannover dieser nächsten Vergangenheit das Anstreben besserer Zukunft und das Hinausdrängen aus erstarrten larvenartigen Formen, welche jede freie Bewegung unmöglich machten. Das Bürgerthum der neuen Zeit erhob

ſein Haupt und forderte Anerkennung. Es war eine allgemeine Bewegung, allgemein im wörtlichſten Sinn, namentlich in Betreff der Städte. Die Regierung ſchlug den Weg des Temporiſirens ein, ſie wollte ſich, ehe ſie mit Zugeſtändniſſen entgegenkam, erſt beſſere Einſicht in die Triebfedern und in die Spannkraft dieſes Getriebes verſchaffen. Sie erkannte an den Göttinger Unruhen, die nicht ohne Sympathie im Lande blieben, die bedenklichſten Symptome und war, nach glücklicher Beſeitigung derſelben durch die Eiſenkur, verſtändig bedacht, eine Umbildung der Verfaſſung ins Leben treten zu laſſen. Eine ſolche war bereits durch die damaligen Stände im Jahr 1831 bittſchriftlich beantragt worden und die Regierung, indem ſie auf dieſen Antrag in geſetzmäßiger Form zurückkam, wurde durch die Berathung und Sanktion des von ihr vorgelegten Staatsgrundgeſetzes im Schooße der alten Stände, der unmittelbaren Gegenüberſtellung gegen das Land, und ſo zu ſagen, gegen die Zeit auf ſchickliche Weiſe enthoben.

Es iſt nicht meine Abſicht, mich in eine ausführliche Politik des hannoverſchen Staatsgrund-

gesetzes einzulassen. Bekanntlich schwankt es zwischen altem und neuen Baustil, nur daß der erstere, der feudal aristokratische bei weitem das Uebergewicht über den letzteren, den demokratischen erhält. Ich will nur erwähnen daß von vorn herein die Impopularität auf ihm ruhete, daß es nicht als Vertrag zwischen König und Volk, sondern zwischen König und demjenigen Theil des Volkes erscheinen mußte, der sich bisher durch die Stände repräsentiren ließ. Die Stände wären schwerlich von sich selbst auf den Einfall gekommen, eine neue Landesverfassung zu begehren, sie wurden nur durch die allgemeine Volksbewegung über die Grenzen ihrer engherzigen Existenz hinausgerissen. Mit welchem Rechte konnten nun die bisherigen Organe eine Verfassung, deren Widerspruch mit den neuen gesellschaftlichen Ideen und Zuständen eben zu dem Wunsche einer verjüngten Gesetzgebung geführt hatte, diese ganze Nationalangelegenheit auf eine Regeneration aus sich selbst hinauslaufen lassen oder, um die Competenzfrage, die nach historischen Rechtsbegriffen ohne Zweifel zu ihrem Gunsten ausfallen muß, hier ruhen zu lassen, wie konnten sie das Ver-

trauen des Volks für sich in Anspruch nehmen? Ihr Werk lag im Kampf mit seinem Ursprunge; in Kraft des Volkswillens und ihr Lebensdrange unmittelbar in sich selbst suchender Zeitideen entstanden, mußte es sich gefallen lassen, in Kraft historischer Rechte sanctionirt zu werden.

Bedenkt man nun noch, daß auch bei einem glücklicheren und vollständigeren Entwickelung der hannoverschen Verfassungsbewegung das Bürgerthum in diesem Lande einen schwereren Stand gehabt hätte, als irgendwo anders in Deutschland, erkennt man die nachhaltigste Ungunst der Zeiten, die allgemeine Abspannung der Gemüther, die Preisgebung des Landtages dem Hofe, so wird man einsehen, daß es unter den bestehenden Umständen eine unendlich schwere Aufgabe war, das Verfassungsleben in Hannover innerhalb der beschränkten Grenzen des Staatsgrundgesetzes heranzubilden und die schwachen Funken des populären Antheils am letzteren zu einer belebenden Flamme anzufachen. Diese Aufgabe gehörte ganz der Kammer an. Wie hat sie dieselbe gelöst? Ihre Berathungen liegen vor, ihre Wirksamkeit oder vielmehr ihre Unwirksamkeit ist Niemand

freund, sie selbst haben, durch ihr lautloses Verschwinden in der Stunde der Gefahr, sich und ihrem Wirken das Urtheil gesprochen; denn also wird keine Volksrepräsentation von der Bühne abtreten, die sich ihres Wirkens und ihres sittlich politischen Daseyns bewußt ist.

Gleich beim Beginn der neuen ständischen Thätigkeit boten sich zwei Veranlassungen dar, außer der Selbständigkeit den Geist der Kammer an den Tag zu legen. Ich meine die allgemeinen Berathungen über das Staatsgrundgesetz und das Schicksal der Osteroder und Göttinger politischen Gefangenen. Ein Moment so wichtig wie das andere, entscheidend für die öffentliche Meinung, erste und letzte Instanzen für die Frage, ob die Revolution des Bürgerthums verrathen war an Aristokratie und Staatsgewalt, oder gegen dieselbe auf nunmehr gesetzlichem Wege sich zu behaupten und durchzuführen gedachte. Dieser Prozeß für die Lebensfrage der Popularität des staatsgrundgesetzlichen Ständewesens ging in erster wie in zweiter Instanz verloren. Sein vorzüglichster Gegenadvokat war — der Heerführer der Sieben. Weit entfernt dies zu läugnen, macht

er ſich ſogar in ſeiner jüngſten Schrift einen unbeneidenswerthen Ruhm daraus. Von jener Zeit an war das Staatsgrundgeſetz todt für das hannoverſche Volk; ohne Intereſſe für die deutſche Nation, mit ſchwachen Hoffnungen für die Zukunft.

In den Verhandlungen über das Staatsgrundgeſetz, wo, wie geſagt, alles darauf ankam, die populaire Seite hervorzuheben, legte Dahlmann alles Gewicht ſeines Talents, ſeines Charakters und ſeines perſönlichen Anſehens in die Waagſchale der königlichen Prärogative, der Adelsvorrechte und aller jener Beſchränkungen ſtändiſcher Wirkſamkeit, deren Aufhebung gerade erforderlich war, um die Vertreter des Bürgerthums mit den Mitteln auszurüſten, einen, auch dann noch ſehr ungleichen, Kampf mit inneren und äußeren Feinden zu beſtehen. Uebrigens hatte er nur ſeinen eigen Entwurf zu vertheidigen, da er gewiſſermaßen das perſonifizirte Staatsgrundgeſetz der Regierung vorſtellte und an demſelben ſowohl als Rathgeber des Cabinettes, wie als Mitglied der aus königlichen und ſtändiſchen Mitgliedern gebildeten vorbereitenden Verfaſſungscommiſſion den produktiveſten Antheil genommen

hatte. Wie er im Ganzen wenig ſprach, verkündete ſein Auftreten faſt beſtändig, daß Regierungsintereſſen gefährdet waren, und er ſelbſt verhehlt es nicht, „gerade in ſolchen Fällen, wo die Popularität (ich ſollte meinen, die Verfaſſung oder ihr Leben im Volke) auf dem Spiele ſtand, ſein Schweigen gebrochen und manchen Vorwurf deshalb ertragen zu haben.“ Seine Theorie über Alles! Was dann noch fehlte an hannoverſchem und deutſch-hiſtoriſchem Jammer, an Hingabe an die Gewalt, und das ländlich Beſtehende, erſetzte die ängſtliche Rückſicht „auf die beſcheidenen Grenzen, welche durch die Geſammtordnung der deutſchen Staaten für die ſtändiſche Wirkſamkeit geſteckt ſind,“ mit welcher Rückſicht man denn freilich in Deutſchland, weder dort noch hier, aus der Stelle rücken konnte.

Welchen übeln Eindruck aber auch dieſe Verhandlungen und ihr Reſultat auf das Land machten, ſie vergaben immer noch nichts der äußerlichen Würde der Ständeverſammlung, nichts ihrem eigenthümlichen ſtändiſchen Rechte, wenn auch der Würde und dem Rechte der Zeit und ihrer Forderungen. Jedoch auch dieſe Selbſterniedri-

gung ſollte der ſtändiſchen Kammer nicht erſpart werden, und bitter genug muß ſie jetzt, durch den neuen König ſelbſt, an die Grundverletzung ihrer Rechte, ſeitens der damaligen Regierung ſich erinnern laſſen. Das königliche Patent vom 1. Nov., wodurch das Staatsgrundgeſetz aufgehoben wurde, ſucht bekanntlich die Rechtsungültigkeit deſſelben aus der doppelten Verletzung, 1) des Grundſatzes der verfaſſungsmäßigen Errichtung durch die Regierung und 2) einiger Regierungsrechte zu erweiſen. In erſter Hinſicht heißt es: die allgemeine, durch das Patent vom 7. Dezember 1819 entſtandene Ständeverſammlung ſprach, wie ſie in ihrem Schreiben vom 20. April 1831 an das Cabinetsminiſterium die Errichtung eines Staatsgrundgeſetzes beantragte, den Grundſatz aus: daß ein ſolches hochwichtiges Werk nur durch einhelliges Zuſammenwirken des Königs und der Stände zu Stande gebracht werden könne. Die Regierung nahm dieſen Grundſatz an, und mithin war nicht von einer, dem Lande vom Könige zu gebenden, ſondern von einer vertragsmäßig zwiſchen dem Regenten und ſeinen Stän-

den zu errichtenden Verfaſſung die Rede. Allein der Grundſatz der verfaſſungsmäßigen Errichtung iſt auf mehrfache Weiſe verletzt worden. Denn mehrere der von der allgemeinen Ständeverſammlung in Beziehung auf das neue Staatsgrundgeſetz gemachten Anträge erhielten nicht die Genehmigung der königlichen Regierung, ſondern es wurde daſſelbe mit den, von dieſer für nothwendig oder nützlich gehaltenen Abänderungen von 26 September 1833 verkündigt, ohne daß dieſe zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt worden." — Allerdings ein ſeltſamer Vorwurf im Munde der Regierung und als Waffe gebraucht gegen das Staatsgrundgeſetz offenbar nur die Fintenbewegung eines Fechters, die den Gnadenſtoß verdecken ſoll. Aber bleibt Wahrheit nicht immer Wahrheit, auch wo ſie nur vorgeſchoben und zu egoiſtiſchen Zwecken gemißbraucht wird? Wie ſteht's mit dem thatſächlichen Inhalt, das iſt unſere nächſte Frage; dann, was ergiebt ſich daraus, nicht etwa gegen die Rechtsgültigkeit des Vertrages zwiſchen König und Ständen — dieſe Conſequenz durchzuführen ſcheint mir auf meinem

Standpunkte unnütz — ſondern für die Würde und Ehre der Selbſtändigkeit der ſtändiſchen Vertragsſchließer und für die Beleuchtung worin ſie gleich vom Anfang an beim Publikum erſcheinen mußten? Das thatſächliche kann nicht beſtritten, höchſtens gedeutet werden. Am nächſten aufgefordert dazu waren die Ständemitglieder von 1833 ſie hatten hier eine ſchöne Gelegenheit die Vertheidigung des Staatsgrundgeſetzes mit ihrer perſönlichen Rechtfertigung zu verbinden. Sie ſchwiegen vielleicht in einem richtigen Gefühl, daß es unmöglich war, beides zu vereinigen. Selbſt Dahlmann, der ſein ganzes impopulaires ſtändiſches Wirken vertheidigt, läßt uns in Ungewißheit, ob er auch ſein impopulaires ſtändiſches Dulden zu vertheidigen geſonnen iſt. Was die verſuchte Entkräftigung des königlichen (und ehemaligen Landes) Vorwurfes in der Proteſtation der Göttinger Sieben betrift, ſo beruht ſie offenbar auf einem gröblichen, und man möchte ſagen, willkührlichen Mißverſtändniſſe. Die Unterzeichneten, heißt es dort, können ſich bei aller ſchuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Wort in ihrem Gewiſſen nicht davon überzeugen, daß das

Staatsgrundgesetz um deßhalb rechtswidrig errichtet, mithin ungültig sei, weil der höchstselige König nicht den ganzen Inhalt desselben auf Vertrag gegründet, sondern bei seiner Verkündigung einige Anträge der Ständeversammlung ungenehmigt gelassen und einige Abänderungen hinzugefügt hat, ohne daß diese zuvor den allgemeinen Ständen mitgetheilt und von ihnen genehmigt wären. Denn dieser Vorwurf der Ungültigkeit würde nach der anerkannten Rechtsregel, daß das Gültige nicht durch das Ungültige vernichtet wird, denn doch immer nur diese einzelnen Punkte, die nach ihrem Inhalt durchaus nicht das Ganze bedingen, treffen, keineswegs das ganze Staatsgrundgesetz." — Hier wird die königliche Anklage gleich verschoben hingestellt und mit Glück dasjenige an ihr beseitigt, was sie nicht bekräftigen will. Sie betraf offenbar nicht das Mehr und Minder, die größere oder geringere Wichtigkeit einzelner unverfassungsmäßigen Artikel, sondern die grundsätzliche Frage, ob überhaupt das vertragsmäßige Recht der Stände in Ehren gehalten und deren gesetzheiligende Ebenbürtigkeit eine Wahrheit oder leerer Schall gewesen. Letz-

teres wird behauptet und mit der Thatſache wirklicher ſtändiſcher Prinzipverletzung und vertragswidriger Eigenmacht der Regierung erwieſen. Wir wollen, wie geſagt, nicht die Quelle dieſes Einwurfes, noch die juriſtiſche Kraft deſſelben in Beziehung auf die Gültigkeit des Staatsgrundgeſetzes in Erwägung ziehen. Wir halten uns an die Thatſache, inſofern ſie die Geſetzgeber der Nation von vorn herein als unſelbſtändig und ohne Widerſpruch in den Grundlagen ihrer Macht beeinträchtigt dem Volke darſtellt. Dieſe moraliſche Thatſache, die wohl Niemand eine Kleinigkeit nennen wird, liegt außer allem Diſput der Germaniſten und Romaniſten; ſie konnte nicht beſtritten, nur vergütet werden durch nachfolgende kräftige ſtändiſche Wirkſamkeit. Das thatſächliche Gefühl des Publikums hat, wie in dieſer, ſo in anderer Hinſicht, über den Lebens- und Ehrenpunkt des Staatsgrundgeſetzes entſchieden, und es mag ihm, ungeachtet ſeiner ſchmerzlichen Theilnahme an den Ereigniſſen und ſeines aus anderen Gründen zu erklärenden Unwillens über dieſelben, wohl bedünken, daß Anfang, Mittel und Ende des Verfaſſungswerkes einander würdig waren.

Denn auch der andere wichtige Gegenſtand des vor dem Lande geführten parlementariſchen Bürgerprozeſſes, die Berathung über die, zu Gunſten des Looſes der politiſchen Gefangenen zahlreich eingegangenen Bittſchriften vollendete nur, durch die Art wie ſie geführt wurde und durch ihren Ausgang, jenes traurige Loos der Verfaſſung, das, wie wir wiſſen, in der Gleichgültigkeit des Volkes gegen ihr Daſein und daher in dem Ohnmächtigen und Schattenhaften dieſes Daſeins beſtand.

Ich meine nicht, daß die Kammer die Vertheidigung der Göttinger und Oſterober Tumulte hätte übernehmen ſollen; aber ſie konnte ihnen verzeihen, ja ſie mußte auf ihre Verzeihung dringen, ſie durfte nicht zugeben, daß die geſetzgebende Verſammlung über dem Burgverliesſe Derjenigen zuſammenträte, welchen ſie, wenn auch als tumultuariſchen Bewegern, der allgemeinen Stimme zufolge, ihr verbeſſertes Daſein verdankte. Von jeder anderen Betrachtung will ich abſehen, abſehen davon, daß die Göttinger Unruhen nur die brennende geiſtige Spitze einer allgemeinen Reibung der Köpfe waren, abſehen davon, daß die

Strafe des unterdrückten Aufſtandes im Sinn des Bürgerthums ſchon verhängt wurde durch die Art und Weiſe der Schöpfung des Staatsgrundgeſetzes. Nur das will ich hervorheben, daß es ſich um den Anſtand, und zuletzt um die Menſchlichkeit handelte, ſtets in Rückſicht darauf, daß kein grobes criminaliſtiſches Verbrechen, kein Blutvergießen, auch nicht eines Tropfens, kein Eingriff in das Eigenthum u. ſ. w. ſtattgefunden. Es ſchmerzt mich, daß es gerade der Name eines hochverehrten Mannes war, der ſich, aus gerechtem theoretiſchen Abſcheu gegen alle Aufſtände, mit der ganzen Schonungsloſigkeit dieſer Theorie in den Händen der Sieger, verkörperte. Ich begreife viel beſſer die ſcharfgezähnten, Steine zerſägenden Conſequenzen großartiger Kraftmenſchen, die Zerſtörung einer Welt durch den Sichelwagen des Eroberers, als die Lebenshärte des Studirzimmers, das Ueberfahren kleiner Schickſale durch den Familienwagen deutſcher Gelehrſamkeit.

Was mich betrifft, ſo bin ich aus Theorie und Gefuhl, wie jeder Gebildete, wenn auch nicht aus ſtubenſitzeriſcher Scheu gegen die That, wie

Manche — gegen alles Tumultuarische, handgreiflich Rohe und Ungesetzliche, was man Tumult, und weiter greifend, Aufruhr, Rebellion u. s. w. nennt. Ich betrachte jede ungesetzliche und widergesetzliche Massenbewegung als einen plumpen, den menschlichen Verstand und die heutige Staatengesellschaft entehrenden Bewegungshebel, welchen auch so gerechten Beschwerden er auch Abhülfe verschaffen soll. Kein Bedürfniß ist so hülflos, kein Staat so roh und eisern mechanisch, daß man heutigentags, wo sowohl die geistigen Impulse verstärkt, als die Leiter derselben vermehrt sind, zum Faustrechte seine Zuflucht zu nehmen braucht. Es wäre in der That zu wünschen, daß diese ächtliberale Ansicht die allgemeine wäre in Deutschland, und daß die Thatsache, daß Deutschland nichts vor Revolutionen zu fürchten hat, nicht auf die Tabackspfeife, die Schläfrigkeit und die Geduld der Deutschen, sondern auf die Voraussetzung dieses Grundsatzes und das Vorhandensein überwiegender geistiger Mittel begründet sei. Unsere Vorfahren ständen dann in dieser Beziehung sehr hinter uns zurück. Im Mittelalter, das, nach Savigny, mehr zur

Gesetzgebung berufen war als unsere erleuchtete Zeit; das, nach Grimm, in vielen Stücken weit besser war, als wir; in diesem durch die historische Schule vielbelebten Mittelalter gehörten Aufstände zu den tagtäglichen Vorkommnissen — soll man (diese Frage sei an Savigny, Grimm und Dahlmann gerichtet) sagen, weil das Mittelalter besser, gesetzgeberischer war, oder weil es tapferer war — denn nach Dahlmann zählte das Mittelalter die Tapferkeit zu den christlichen Tugenden, — oder weil es roher und unvollkommener organisirt war? Jedenfalls aber war es die Eigenthümlichkeit jener Zeit. Die Baugesellen des gothischen Gesetzdomes waren aufsässiger Natur, und es scheinen diese wohlgemuthen, derbknochigen Leute, wo sie nur irgend sich gedrückt, verletzt, oder in ihren Freiheiten sich verrannt sahen, sich nur gleich, ohne viel Bedenken, mit Spießen und Stangen Luft gemacht zu haben, und zum Aufruhr unter ihre wohlorganisirte Banner so lustig zusammen gerannt zu sein, wie nur heutzutage die friedfertige Nationalgarde zum Exerciren aus dem Thore zieht. Die alte Geschichte der Hamburger, Lübecker, Braunschweiger und welcher

Stadt- und Landgemeinde des Mittelalters nicht, iſt durchhallt von Sturmgeläute, wie denn auf der Glocke des neu abgebrochenen Mittelthores von Cleve die Worte zu leſen waren:

Ik heyt de boose grumme Geiel,
Als ich slaa, so slaa ik mit verdriet;
Slaa ik an eenen kant
So is er moordt of brant,
Slaa ik an beyde zyden
So wil den Onderdaan tegen den Landsheer stryden.

Dieſe Glocke wurde noch lange Zeit als ein redendes Denkmal des anarchiſchen Mittelalters aufbewahrt und ſoll erſt vor einigen Jahren verſchwunden ſein. Viele von ihren Schweſtern ſitzen noch auf ihren alten Glockenſtühlen, und wenn ſie ſo finſter und mürriſch anſchlagen, ſollte man glauben, daß ſie ihre alte böſe grimmige Natur noch nicht vergeſſen haben und daß ſich ihr altes Erz nach der Zeit von Erz und Eiſen ſehnt, wo ſie in den Fehden und Spaltungen zwiſchen Adel und Städten, Fürſt und Land, Obrigkeit und Unterthan eine ſo bedeutſame Rolle ſpielten. Aber das hellere, friedlichere und geſetzlichere Geſchlecht der Bürger verſteht zum Glück ihre düſteren Klänge nicht mehr, und wo die böſe grimme

Grete, wie in Braunſchweig jüngſt, wieder raſend „an beide Seiten“ anſchlug und den Streit zwiſchen Unterthan und Landsherrn verkündigte, da waren es bekanntlich nur die beiden das Bürgerthum in der heutigen Geſellſchaft an den entgegengeſetzten äußerſten Enden begrenzenden Claſſen, welche die Brandfackel gewunden hatten und welche ſie ſchwangen, während das Bürgerthum ſich mit Abſcheu von dieſem wilden Schauſpiele abwendete.

Was die Debatte über die Göttinger Vorfälle betrifft, Vorfälle, deren Ungeſetzlichkeit als ſolche, ich, wie geſagt, keineswegs zu vertheidigen geſonnen bin, hinſichtlich deren ich aber glaube, daß ſie durch den bloßen Kontraſt mit den Braunſchweigſchen, in ihrem ideellen Urſprunge, in ihrer ehrlichen bürgerlichen Herkunft, in ihrer Anlehnung an das geſetzliche Verlangen des ganzen Landes, in ihrer Befreiung von Pöbelſchmutz und Adelsintriguen, in ihrer, troß der Einmiſchung phantaſtiſcher und ſtudentiſcher Elemente oder eben durch dieſelbe veranlaßten äußeren Haltung, eine ganz andere und mindeſtens billigere Beurtheilung verdienen als jene, ſo zeigte die rückſichtloſe, kaum von der Strenge des Criminalrichters, geſchweige

ren einem Deputirten des in nächster Folge dieſer Unruhen ſtaatsgrundgeſetzlich erganiſirten Landes zu erwartende Beurtheilung, Verurtheilung und Preisgebung derſelben an das ſtarre Geſetz, dem ganzen Lande, daß die Doktrine, oder die deutſche Stubenweisheit mit ihren kränklichen engliſchen Sympathien, die Doktrine, die Schöpferin des Staatsgrundgeſetzes und die Hauptſäule in der Kammer, nicht mit dem Leben des Volkes aus demſelben Stoffe ſei, andere und gar ſtarre und todte Augen, andere und gar eiſige Pulſe, andere und gar verblichene, aſchenfarbige Ideen habe, und damals ging ein verſteinernder Schrecken durch das ganze Land, als man die Doktrine, den dürren Knochenmann mit der ſcharfen unerbittlichen Senſe ſeiner Conſequenzen in dem allzuungeſtümen Vorfrühlinge der bürgerlichen Hoffnungen umhermähen, und ihn auch ſpäter, in der Livree des Hofes, immer nur auf dem Felde der Freiheit eifrig und zur rechten Zeit, wenn die grünen Halme aus der Debatte hervorſchießen wollten, die Senſe ſchwingen ſah.

Die furchtbare Anklage, die Dahlmann gegen die politiſchen Gefangenen vortrug, betraf

ſowohl die Hergänge als die muthmaßlichen Folgen jener Tumulte, falls ſie nicht unterdrückt worden wären. Meinem Gefühl nach iſt der Umſtand, daß in jener Schilderung eine kalt abgemeſſene, zu gleicher Zeit korporalſtöckige und gelehrt-antithetiſche Beredſamkeit an die Stelle des einfachen Berichtes der Thatſachen trat, dasjenige, was ich dem gelehrten Ankläger am wenigſten verzeihen kann. Nur damals und in dem Augenblicke nicht hätte er Kathedermann und Phraſendrechſel ſein ſollen!

Die Anklage wegen des Geſchehenen lautete: „Auflehnung gegen Alles (!), was unter den Menſchen hochgehalten und ehrwürdig iſt (!); Verführung der ſtudirenden Jugend zur Mitſchuld an einem Vergehen, deſſen Bedeutung in dieſem Lebensalter ſchwerer noch erkannt wird; Verſuche, die bewaffnete Macht zu verführen; Bewaffnung gegen die bewaffnete Macht; Entſetzung der geſetzlichen Obrigkeit; Vorenthaltung der Regierungsbefehle; Hintenanſetzung aller beſchworenen Treue.“!!! —

Aber mit welchem Erſtaunen, mit welcher

politiſchen Erbauung mußte das unwiſſende hannoverſche Bürgerthum vernehmen, was die ſchrecklichen Folgen geweſen: „was wäre wohl die Folge des Gelingens geweſen, geſetzt, daß kein auswärtiges Heer die erſte Begeiſterung geſtört hätte? Ganz gewiß eine nagelneue Verfaſſung (!); ganz gewiß die ſchnellſte Hinwegräumung des läſtigen Zweikammerſyſtems (!); die raſcheſte Beſeitigung aller Ariſtokratie (!); die freieſte Vertretung (!), und die Ummodelung aller (!) Geſetze; — mit einem Worte (man wird bemerken, welch' unerlaubten Sprung dies eine Wort machen wird, das nun mit einemmal auf ſeine, in Gedanken zurechtgeſtellte Beute losſpringt) im vollſten Sinn die beliebte Abſchaffung aller Gebräuche (ſobald dieſe Abſchaffung beliebt iſt, iſt der ſonſt ehrwürdige Gebrauch kein Gebrauch mehr, weder Gewohnheits- noch Herzens und Verſtandesſache mehr), und beſonders (beſonders! o Dahlmann!) des gebräuchlichen Gehorſams, der für die Verfaſſung aus neueſter Zeit eben ſo nothwendig iſt, als für die aus dem Mittelalter, (wie wohlfeil, aber auch wie parteiiſch dieſe

Weisheit!) — Diese Rede machte viele Augen klar und — dunkel.

Das Auffallendste aber für jüngste Zeit möchte die Phrase sein, womit sich der Redner unmittelbar an die Mitglieder der Kammer, an die Vertreter und Praktikanten des Staatsgrundgesetzes, dieses glücklicherweiser aus allen obigen Gefahren und Greueln geretteten und siegreich, nach unterdrückter Meute, mit Zweikammersystem und langlebiger Aristokratie, fünfnagelalten Gesetzen — mit einem Wort, im vollesten Sinn altenglisch und respektive althannoverisch hervorgegangenen Staatsgrundgesetzes (ein seltsamer Phönix, der sich nicht zu Asche verbrennt, um jung zu werden, sondern sich mit Asche beschmiert, um noch älter auszusehen als er ist) wendete, um ihnen die Gefahren deutlich zu machen, welche durch den Sieg jener Empörung für die freien Berathungen und Entschlusse der Kammer, für das selbständige Leben der Verfassung hervorgegangen sein würden. „Ich frage, rief der Redner — unbewußt damals wie seine Worte zur bittersten Satyre werden sollten —“ ich frage, wenn dieser Aufstand gelungen wäre, würden wir wohl hier berathen,

wie wir heute (!) thun in dieſer Kammer ſo frei gewählt, daß die Regierung durchaus (!) nicht mehr Einfluß hat, als ihr die Gerechtigkeit ihrer Sache, der Werth ihrer Gründe verſchaffen kann? Wir würden beherrſcht von Volksverſammlungen berathen . . . . . Dies die einzige Furcht des Doktrinairs. Gerettet vom Volke ſteht die Kammer in würdevoller unerſchütterlicher Haltung der Regierung gegenüber, ein Geſetz-Achill, unverwundbar bis auf die Ferſe, die das im Staube kriechende Volk berührt, dort unten wo die Diebe und Mörder ſchleichen, eine zügelloſe Menge die Kammer in ſteter Angſt für Perſonen und Eigenthum erhält, wo der losgelaſſene Tiger auf ſeine Beute lauert. Armes hannoverſches Volk, armes ehrliches deutſches Volk! — Solcher bitterlichen Verkennung des Volkes und der durch ſeine Hände empfangenen legislativen Vollmacht, mußte wohl die Nemeſis auf dem Fuße nachfolgen. Was iſt eine zweite Kammer, die ſich dem Ausdrucke der öffentlichen Meinung entzieht? So viel Zuverſicht — ach gedemüthigte — in freier magnetiſcher Schwebe auf der Geſetzesſpitze zu ruhen und, dem Magnetfelſen der königlichen Macht

im Angeſicht, unverrückt nach dem Pole des ewigen Rechts zu zeigen. Ohne Bild. Wäre es denn ſo übel geweſen, wenn am 29. Juni 1837, am Vertagungstage der Kammer, die Stimme des Volkes die Kammer an ihre Pflicht erinnert hätte? — War es denn wirklich ein Glück, oder nicht vielmehr ein Unglück, daß ſich das Volk für die Ständeverſammlungen nicht intereſſiren konnte, daß es von Anfang an in keiner Wahlverwandſchaft mit eurem Machwerke ſtand, daß alle Elemente des Bürgerthums, auf dem Punkte ihrer Organiſation, wieder nach allen vier Winden zerſtreut werden mußten? —

Forderte es, wie Dahlmann ſich vor ſeinem Gewiſſen überzeugt hielt, die irdiſche Juſtiz, die am weiteſten hinaus gewagten Vorpoſten der Bewegung von 1831 wegen ihres geſetzwidrigen Enthuſiasmus als Staatsverbrecher zu behandeln, und dieſe erſten, allerdings illegitimen Volkstribunen, Aufrührer und als ſolche Anreger des neuen Verfaſſungswerkes ins Zuchthaus zu ſchicken, ſo muß ich auch hier die höhere göttliche Juſtiz bewundern, welche die menſchliche ſühnt, daß ſie

dieſem neuen auf ſeinen todten Buchſtaben trotzenden Verfaſſungswerke in der Stunde der Gefahr die Begeiſterung entzog, die allein es retten konnte. Daß und warum jener Schritt, den der genannte Mitverfaſſer und Fortbildner des Staatsgrundgeſetzes in Verbindung mit Amtsgenoſſen wagte, ſo perſönlich anerkennungswerth auch, dennoch in jeder Beziehung ohnmächtig war und überdies die politiſche Ohnmacht des Syſtems zu Tage legen mußte, iſt wohl nicht minder ein höherer Wink und eine glänzende Rechtfertigung des friſchen vollen begeiſterten Lebens gegen ſaftloſe inhaltleere Rechts und Gewiſſensſcholaſtik. Bei Gott, ein Mann kann viel, aber es muß ein Mann dazu ſein. Ein Mann proteſtirte wider leichtfertige Entbindung der Gewiſſen durch den Ablaß und ſetzte es durch; aber es war Luther, der Volksmann; und er proteſtirte nicht allein in ſeinem Namen, ſondern im Namen Aller, und er begnügte ſich nicht dem Papſte ſeine Proteſtation zuzuſenden, ſondern ſchlug ſie an, in kühnen Theſen an die Kirchenthüre von Wittenberg. Es iſt meine letzte Pflicht jenen Schritt näher zu beleuchten und ſo aufrichtig meine Ueberzeugung

auszusprechen, wie es von Dahlmann und seinen Genossen geschehen. Vielleicht erwerbe ich mir bei Niemand Dank dafür, selbst nicht von Seiten der Liberalen. Freunde haben mich gewarnt, die öffentlichen Meinung nicht in dem zu stören, was die vorausgesetzte liberale Sympathie mit so vorzüglichen, weit und breit geachteten Männern betrift, die eben durch solchen Ruf, begründet oder nicht, die gute Sache fördern; auch könne man gar nicht wissen, auf wie gutem Annäherungswege Männer sich befänden, die gleichsam mit Gewalt dem Liberalismus in die Arme geworfen worden; wie denn schon Einem derselben das Wort entfallen, „wenn es so hergeht, möchte man tückisch (liberal?) werden!“ Laßt mich meinen Gang gehen, erwiderte ich, die Wahrheit ist immer das Beste, und Niemand muß sie mehr wünschen als sie selbst. Namentlich hat Dahlmann die gerechteste Ursache, diesen Wunsch zu hegen.

Dieser Mann verdankt, nach eigenem Geständnisse, der früheren Verkennung des Publikums manche bittere Lebensstunde. In Kiel galt er für liberal; nach Göttingen entrückt und als Abgeordneter der Universität in die gesetzgebende Versamm-

lung verſetzt, bedeckte man ihn mit Vorwürfen der Apoſtaſie; und wer ſteht ihm dafür, daß er ſpäter, nachdem er ſeinen früheren Ruf in unendlich vergrößertem Maaßſtabe wieder erhalten, bei Uebernahme eines ähnlichen öffentlichen Amtes, nicht auf gleiche Weiſe, nur mit vermehrtem Gewicht, mit demſelben ungerechten Vorwurfe belaſtet werden wird?

Es war eine ſchöne Zeit für Dahlmann, als er noch am Geſtade der Oſtſee, in der guten Stadt Kiel lebte und lehrte, und ſein politiſcher Ruf noch hinter ſeinem gelehrten zurückſtand. Er galt, wie geſagt, für liberal, oder vielmehr, noch hatte der Contraſt zwiſchen dem Liberalismus und ſeiner auf hiſtoriſche Legitimität gebauten Staatstheorie ihm die Schneide nicht gezeigt. Die feindlichſten Gegenſätze hielten ihn für den Ihrigen, fabelhaft-altritterliche Wappenthiere und wildmuthige ſtudentiſche Freiheitsroſſe neigten ſich vor ihm; die Bürgerſchaft vertraute ihm ganz. Damals war er mit der Regierung überworfen, weil er das famoſe gute Recht der ſchleswig-holſteiniſchen Ritterſchaft bei dem deutſchen Bundestage verfocht. Er war der Sekretair

dieſer Ritterſchaft. Dieſer Umſtand hätte ein deutlicher Fingerzeig nach der Richtung ſeines politiſchen Glaubens ſein ſollen, war's aber nicht; Niemand nahm Arg daraus. Es fehlte an einem öffentlichen Ereigniß; vermuthlich wäre Lorenſens Auftreten ein ſolches für ihn geworden. Dieſer kraftvolle herrliche Friſe, erſt kürzlich in herzuagender Selbſtverbannung fern von ſeinem Vaterlande, in Ulrich von Huttens Grablande verſchieden, mußte in Dahlmanns Augen nicht übel den Anſtrich eines *Revolutionairs*, eines *hunc tu Romane caveto* haben. Die Ritterſchaft wenigſtens wollte nichts mit ihm und den durch ihn aufgeregten und geleiteten Bewegungen und Schritten zu thun haben, ſie desavouirte ihren Antheil an den bürgerlichen Umtrieben und ſeit der Zeit iſt die Spaltung zwiſchen ihr und dem Volke hervorgetreten. Das Volk will lieber rein königlich ſein, als in die ſtändiſchen Mauslöcher zurückkriechen. Wie die Ritterſchaft, ſo erfuhr auch ihr früherer Sekretair, mit ähnlichen nur entſchiedneren Ereigniſſen im Nachbarlande in Conflikt gerathen, den Wechſel der öffentlichen Meinung; die Herzen erkalteten, und ſtatt einen Irrthum einzuſehen,

der nur auf Selbsttäuschung über den politischen Charakter des stets offenen Mannes beruhete, beging man die schreiende Ungerechtigkeit, ihn des Abfalls von der guten Sache zu bezüchtigen. Dahlmann, ich weiß es, hat nie wissentlich getäuscht; nur sein persönlicher Freimuth und seine Oppositionsstellung zu der dänischen Regierung konnte Veranlassung dazu geben. Er benutzte im Gegentheil in Wort und Schrift jede Gelegenheit, seine innere Ueberzeugung gegen Mißverständnisse des Zeitgeistes zu bewahren, stets gemessen, positiv, vorsichtig, abhaltend in seinen Reden, ja oft geschraubt und kalt durch diese Eigenschaften. So auch im Leben. — Ich sehe ihn noch vor mir, die blasse kränkliche edle Gestalt, die klarbräunlichen aber starrfixirenden Augen, die feinen, kaustisch geschlossenen Lippen, die immer, wenn sie einen Gedanken äußerten, einen anderen zu verschlucken schienen, die ganze hinfällige Steifheit und Trockenheit seines Wesens, worin er mir auf dem hohen Katheder des akademischen Hörsaales, gräberlich gedämpfte, weltgerichtlich schwere monotone Worte sprechend, als die Königsmumie

der Geſchichte vorkam. — Was war es denn, bei ſo gewiſſenhaftem Streben, ſich jedem Verkennen zu entziehen, was ihn dennoch ſo allgemein (mit Ausname der Ritterſchaft und ſeiner gleichgeſinnten Freunde) dem Verkennen ausſetzte? Hat er ſelbſt ſich niemals dieſe Frage aufgeworfen? Die Löſung des Räthſels iſt die: die rechtlich hiſtoriſche Vergangenheit iſt für Norddeutſchland, mit Ausname der rein demokratiſchen Provinzen in dem Grade untergegangen und was davon beſteht theils ſo gleichgültig, theils ſo zeitwidrig, daß man für Wiederbelebung derſelben, auch in moderner Form, nicht das geringſte Intereſſe fühlt, und gar nicht mal in die Begriffe der junggreiſen hiſtoriſchen Schule eingehen kann. Hat man nicht das Glück Friſe oder Dithmarſcher zu ſein, Enkel von den wackeren Leuten, die frühzeitig die Klugheit hatten, ihren Adel aus dem Lande zu entfernen, die Gemeinfreiheit und das Gemeingut niemals einbüßten, in ewig ruhmwürdigen Freiheitskriegen ihre Tapferkeit erprobten, in Volksverſammlungen ſich Geſetze gaben, hat man dies Glück (in anderer Hinſicht für unſere Zeit und das allgemeine Recht vielleicht keines) Friſe, oder Ditmarſcher oder Stedin-

ger zu ſein und ſich bedeutende Stammeserinnerungen noch immer mit einer gewiſſen Lebhaftigkeit und ſichtbar guter Frucht zurückzurufen, gehört man zum übrigen größern Theil von Holſtein, Schleswig, Hannover u. ſ. w., dem alten Niederſachſen der Leibeigenſchaft oder des kleinlichen Städteweſens an, ſo findet man wenig Erbauung in rückwärts gewendeten Blicken, vergißt lieber die ſaubern Annalen, als daß man ſie lieſet (Herr Profeſſor Michelſen, Dahlmanns Nachfolger in Kiel, wird als Herausgeber unſerer Antiquitäten mir den ſchlechten Abſatz derſelben beſtätigen) wirft noch lieber drei Ellen Staub auf die alten Pergamente und verſchimmelten Rechte und Unrechte der Vorzeit, als daß man nur ein Stäubchen davon abbläſet. Kurz, das norddeutſche Bürgerthum will nicht die Vergangenheit, ſondern die Zukunft, eine vernünftige, auf die edelſten Reſultate der Weltgeſchichte gebaute Verfaſſung, und dieſer Gedanke iſt, mehr oder minder im Einzelnen durchgeführt, mehr oder minder einſichtig, herangebildet, oder noch im Rohen, ſo gewiß der leitende Gedanke in den Maſſengefühlen, als der hiſtoriſche nur die Köpfe des Ariſtokratie und ei-

nger Gelehrten umſpinnt; war ſo gewiß urſprünglich in allen bisherigen Bewegungen, als letztere in die Leitung anderer Hände fielen. Von der Ariſtokratie begreift man's daß ſie rückwärts ſtrebt. Daß aber bürgerliche Gelehrte, aus Grundſatz, denſelben Weg verfolgen, daß nun gar, wegen freimüthiger Oppoſition, Einſicht, Gewiſſenhaftigkeit und Vaterlandsliebe hochgeſchätzte Männer in dieſe Kategorie begriffen ſein und dem aufkeimenden Bürgerthum eben das Verhaßte, Gleichgültige oder Feindliche bieten, und, als wär es Gegenſtand ſeiner Wünſche und Bedürfniſſe in die Verfaſſungstheorie aufnehmen ſollten, das geht der Mehrheit kaum in den Kopf, auch wenn ſie die Beſtätigung aus dem eigenem Munde jener Männer hörte. Und dies iſt des Räthſels Deutung.

Komme ich zum Schluſſe auf die hannoverſche Angelegenheit und den Schritt der Sieben zurück.

Nach der definitiven Aufhebung des Grundgeſetzes und der Auflöſung der Kammer war dieſe das erſte und natürliche Organ, den Widerſpruch des Landes kund zu geben und den König

an das sine qua non der Wechſelſeitigkeit zwiſchen Beſtätigung des Grundgeſetzes und Landeshuldigung zu erinnern. Allein die Wachtoffiziere der Verfaſſung, ausgerüſtet mit dem diamantenen Schilde der Proteſtation, wohinter alle Eide und Gewiſſen ſicher geweſen, verſäumten bekanntlich ihre Pflicht. Sie ſchwiegen und trennten ſich. War dieſes Schweigen eine ſtumme Aufforderung an das Land? Erwarteten ſie, daß die große negative That, die Huldigungsweigerung, an die Stelle ihrer unterdrückten Erklärung rücken wurde? Denn ohne Zweifel ruhete nun die Grundſäule der Verfaſſung unmittelbar auf dem Gewiſſen der Beamten. Nicht daß es ihre Pflicht geweſen wäre, zu proteſtiren, ſondern die, ruhig ihres Eides zu warten. Männern, die in gegebene politiſche Eide die ganze Jungfräulichkeit ihrer Seele legen, darf ich wohl nicht ſagen, daß es für das Gewiſſen nur einen einzigen Ausweg gab, wo es unverletzt zu bewahren war; ſie fuhlten auch ſicher, daß dieſer Ausweg nicht in dem kaſuiſtiſchen Dornenpfade inmitten Ja und Nein hindurch ſich winden konnte. Die hannoverſchen Beamten huldigten ohne Ausnahme. Die Verfaſſung löſete ſich in

ihrem Grundartikel, in ihrer Lebensbedingung von ihrem Gewiſſen ab.

Inzwiſchen war die ſogenannte Proteſtation der Sieben an das Univerſitäts-Curatorium abgegangen. Es war keine Proteſtation, wie auch Dahlmann ſehr richtig bemerkte, ſondern eine Art Gewiſſensbeichte, daß man ſich des Eides auf die Verfaſſung nicht für entbunden halten könne: „Die Unterzeichneten können ſich bei aller ſchuldigen Ehrfurcht vor dem königlichen Wort in ihrem Gewiſſen nicht davon überzeugen, daß das Staatsgrundgeſetz um deßhalb rechtswidrig erſcheint, weil u. ſ. w.“ Eine ſolche Beichte lag keineswegs in den Eidespflichten der Beamten, aber ſie konnte immerhin, ohne in ihr Unterlaſſen irgend ein Präjudiz zu ſetzen, oder ihre Ablegung mit thatſächlicher Gewiſſenswahrung zu verwechſeln, dem Gewiſſen eine vorläufige Erleichterung gewähren und die Regierung mit dem bekannt machen, was man für eine unangenehme Nothwendigkeit hielt. Lag aber dieſes Hauptmoment in ſeiner ganzen ungehäckelten Entſchiedenheit im Sinne der Septemvirn?

Mit Bedauern muß ich dies, mindeſtens für

Dahlmann, verneinen. „Eine ernſtliche Erwägung des §. 13 unſeres Staatsgrundgeſetzes, — bekennt er — hatte mich ſchon ſeit ein Paar Wochen beſtimmt, folgende Erklärung zu entwerfen, die ich beabſichtigte, wenn die Zeit käme, unter den Revers zu ſchreiben: Erklärung: mit dem Ableben des höchſtſeligen Königs Wilhelm IV. iſt das Königthum mit allen ſeinen Rechten an Se. Majeſtät den jetzt regierenden König als angeſtammten Fürſten übergegangen und der Unterzeichnete hat ſich bekannt und bekennt ſich zu allen daraus fließenden Pflichten des Gehorſams und der Unterthanentreue ohne Ausnahme und ohne irgend einen Vorbehalt (!). Dieſes Band des Gehorſams beſteht ſchon vor der Huldigung und die Förmlichkeit der Huldigung vermehrt die Summe der Unterthanenpflichten nicht. Weil (!) nun der §. 13 des Staatsgrundgeſetzes ausdrücklich (!) vorſchreibt, daß dem Akt der förmlichen Huldigung die königliche Verſicherung der unverbrüchlichen Feſthaltung der Landesverfaſſung vorangehen ſoll, ſo verbietet dem Unterzeichneten ſeine eidliche Verpflichtung auf das Staatsgrundgeſetz ein Mehreres in dieſem Reverſe abzuleiſten, als

der genannte Paragraph zuläßt." — Dieſes heißt nur, ich huldige in dieſer Erklärung dem Könige Ernſt Auguſt weſentlich wie jeder Andere, (mehr als unverbehältlichen Gehorſam und Unterthanentreue kann man nicht geloben und mehr verlangt auch der Revers nicht) allein nach dem dreizehnten Paragraphen des Staatsgrundgeſetzes (im Patente, welches in Urſchrift unter des Königs Hand und Siegel demnächſt im ſtändiſchen Archive niederzulegen iſt, verſichert der König bei ſeinem königlichen Worte die unverbrüchliche Feſthaltung der Landesverfaſſung) darf ich als gewiſſenhafter Mann eigentlich nicht huldigen und ich huldige daher nicht — auf die vorgeſchriebene Art förmlich — ſondern auf meine Art wirklich. —

Ich weiß nicht, ob ich damit den Sinn der Erklärung richtig verſtanden habe, ich will mir im Verſtändniſſe ſolcher Gewiſſensreſtrictionen nicht zu viel zutrauen, ich habe überhaupt keinen Sinn dafür. Aber ſo viel weiß ich, daß ich die hannoverſchen Beamten bedauern muß, wenn die faktiſche Rettung ihrer Gewiſſen von derartigen

Kunſt- und Cabinetſtücken der Gewiſſensſtilliſtik abhing.

Zum Schluſſe. Es iſt nun immer nicht geſagt, daß die neueſten negativen und poſitiven Schritte und nachträglichen Bemühungen zur Rettung des Staatsgrundgeſetzes erfolglos ſein ſollten. Verletztes Recht, ob beliebt, oder gleichgültig dem Inhalte nach, wurmt je länger je mehr in den Gemüthern nach. Und dann fehlt es nicht an äußeren Anregungen. Die Preſſe, namentlich die durch Dahlmann herausgegebenen Schriften, vor allem die Thätigkeit der ehemaligen Deputirten, die nachholen zu wollen ſcheinen, was ſie im rechten Augenblick verſäumten, üben entſchiedenen Einfluß auf die allgemeine Stimmung und die Beſchlüſſe dieſer und jener Wahlcorporationen. Man erwartet nun die Entſcheidung der hohen Bundesverſammlung, die ſtets, wie es ſcheint, in den unangenehmen Fall ſupplicirt wird, todtgeborene oder abgeſtorbene Inſtitute für rechtskräftig zu erklären, alſo, mit Anwendung auf das Staatsgrundgeſetz von Hannover, zu erkennen, daß eine moraliſch todte Verfaſſungsmaſchine, welche durch den Druck einer einzigen Fe-

der in Gang gebracht und wieder gehemmt wurde, ein unantaßbares Rechtlichen darſtellt. Erfolgt dieſes Erkenntniß wirklich, ſo hat Hannover ſeine Maſchine wieder, und es bliebe dann nichts übrig zu wünſchen, als eben, daß ſie ſich durch conſtitutionellen Geiſt oder überall durch Geiſt beſeelen ließe.

Sie wünſchen wohl, die legislativen Angelegenen, daß ſich, wo möglich, öffentlicher Geiſt an ihren hiſtoriſchen Verfaſſungsmachwerken entwickele, aber die Entwickelung von innen heraus, die ſich ſelber Formen ſchafft und nicht andere und mehrere, als ſie bedarf, dieſe iſt ihnen, vermöge ihrer vornehmen und überſtudirten Gelehrtennatur, wie alles Friſche und Geniale in der Menſchheit, ein Gegenſtand der Furcht und der Verachtung. Der Jahrhunderte Staub iſt ihnen nicht etwa die Gartenerde, aus der jede Blume der Menſchheit emporblühen ſoll — dieſe ächt hiſtoriſche Anſicht und goldene Lebensregel kennen ſie nicht — ſondern aus geſenkten alternden Blumenhäuptern wollen ſie, wider die Natur, junge Blumen und junge Götter erzielen, und auf ſolche indiſch-chineſiſche Weiſe verſtehen ſie, die Götzen-

immer der Geschichte, das große Lebensgeheimniß, das jedes Kinderauge durchschaut und jeder Bandite und Schafhirte, jeder Christ und jeder Künstler im Busen trägt. Das ist ein altes Wehe — sie sind so klug und begreifen es nicht, sie sind so gelehrt und wissen es nicht — glauben es nicht, weil sie nicht lieben und schaffen können. Es sind altkluge Kinder mit grauem Bart in den Harem; die Welt würde aussterben, wenn ihre Herrschaft — denn sie wollen herrschen — beginnt, und ihre Herrschaft wird beginnen, wenn einmal der Frühling aufhört, die Gletscherspitzen sich in die Thäler senken und der letzte Mensch wie die letzte Nachtigal, sich verwandelt in einen Eisvogel, der traurig schwirrend über die erstarrten Schneegefilde der Mutter Erde hinflattert.

Die Kunst und ihre Zuschauung

Die Wiedererzeugung der Kunſt in unſeren Tagen hing mit einer erneueten Richtung auf jene chriſt-katholiſchen Ideenkreiſe zuſammen, welchen die frühere Kunſt ihre genialſten und tiefſinnigſten Schöpfungen verdankte. Abſtrahirt von dem veralteten hiſtoriſchen Inhalt, muß man bekennen, daß die Wiedererwecker der Kunſt das Höchſte der Kunſt vor Augen hatten. Seitdem iſt die Kunſt in ein neues allgemeines Verhältniß zur Zeit getreten — ſie ſchickt ſich an, ein Element und ein Ausdruck der öffentlichen Bildung zu werden. Glücklich wenn die Kunſt in dieſem Wechſelverhältniſſe ſich ſtets ihrer Würde erinnerte. Zunächſt wird ſie nicht umhin können, an dem induſtriellen Leben der Zeit Theil zu nehmen. Hier hat ſie gegen eine Betrachtungsweiſe zu kämpfen, welcher beinahe alles in dieſer Zeit unterliegt. Man betrachtet nämlich die Kunſt,

indem man hauptſächlich ihre techniſche Seite und das Betriebskapital ihrer Talente in's Auge faßt, als eine Art Induſtrie, etwas feiner aber aus demſelben Guſſe, wie jede andere. In der That ſcheint die Ausübung ſich dieſem Begriffe unterzuordnen, und man kann, allen bisherigen Erfahrungen zufolge, mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß die Zahl der Kunſtwerke im Verhältniſſe der Nachfrage ſteigen und fallen werde, wie in jedem anderen Zweige des menſchlichen Kunſtfleißes, oder wie alles, was durch bloßes Talent ſich leiſten läßt, in dieſer auf's Höchſte ausgebildeten und mit Praktiken aller Art bereicherten Zeit, nicht vergebens herausgefordert wird. Auf dieſem Standpunkte wird die Kunſt den rationellen Begriffen der Zeit anheimfallen; ſie wird den Geſchmack der Nachahmung und Miſchung aller Stile als ein neues Prinzip ausbilden, ſie wird, unbekümmert um die Originalität der Form, praktiſch, bequem, ſolid, elegant ſein, ſie wird, gleich allen übrigen Produkten des modernen Kunſtfleißes, jenem höchſten Ausdrucke des Zeitgeſchmackes huldigen, welcher ſich in dem zauberiſchen Modeworte, dem finished

ausſpricht. Allein wir wollen nicht hoffen, daß die Kunſt ſich ganz und gar in dieſe äußere Phyſiognomie der Zeit verliert. Das Genie wird ihr die Beziehungen auf die innere Seite des Lebens, auf die religiöſen und dichteriſchen Keime der Gegenwart offen erhalten, das Genie wird ihr den Kranz bewahren, der auf Raphael's Stirne blüht. Tragen wir dazu bei, dieſen alten Begriff von der Würde und Heiligkeit der Kunſt wach zu erhalten, und denſelben, ſei es durch Spott oder durch Ernſt gegen das Moderne zu vertreten. Denn nicht allein der Künſtler, jeder von uns hat ſeinen Theil an der Verwirklichung der Kunſt. Das Genie der Kunſt iſt vom Genie der Menſchheit nicht unterſchieden. Wer ſeinen Ideen eine erhabene Richtung auf die Menſchheit gibt, wer an ideelleren Zuſtänden der Geſellſchaft, als die Gegenwart bietet, noch nicht verzweifelt, wer noch an eine eigenthümliche poſitive Entfaltung des Göttlichen in der Geſchichte glaubt, der fördert die Kunſt und iſt Künſtler im höheren Sinn als das bloße ausübende Talent, das ſich vor den Anmuthungen der Zeit nicht retten kann

und gleicherweiſe außer Stande iſt, den ewigen Inhalt der Kunſt geltend zu machen.

Was mich betrifft, ſo glaube ich meine hohe Achtung vor der bildenden Kunſt durch nichts mehr verdeutlichen zu können, als indem ich meine Anſicht über ihr Verhältniß zur Dichtkunſt und beider zur höchſten Kunſt des Lebens hier mit wenigen Worten auf das Frontiſpiz dieſer Blätter ſchreibe.

Niemand hat die Würde der Kunſt höher geſtellt als Plato, der die Dichter aus ſeiner idealen Republik, dieſem Gedichte eines Künſtlers verbannte. Wir in unſerer Zeit begreifen kaum die ſeltſame Feindſchaft des alten ſchönheitſinnigen Philoſophen gegen die Dichtkunſt, und ich habe von gelehrten Aeſthetikern die dümmſten Erklärungen darüber gehört. Wir verrathen hierin einen Mangel an Tiefe, der uns ſo oft gegen das Alterthum beſchämt, wo wir uns eines beſonders feinen Geſchmacks und logiſcher Subtilitäten berühmen. Wir vergleichen auf das Scharfſinnigſte bildende und dichtende Kunſt mit einander und ſtecken jeder ihre Grenze ab; aber die Gültigkeit dieſer Begriffe auf dem Probir-

ſteine einer höheren Wahrheit zu prüfen, dafür haben wir keinen Sinn. Wir ſagen dem Dichter vermeide in der Darſtellung alles, was ausſchließlich dem Maler und Bildner gehört, dein Feld iſt das Succeſſive, des Bildners Feld das Simultane. Aber warum der Fehler der ſchlechteſten Dichter, maleriſch ſein zu wollen, mit der Schönheit der größten, plaſtiſch zu ſein, zuſammenfällt, warum die Dichtkunſt einen ewigen Reiz offenbart, in die bildende Kunſt überzugehen, davon geben wir uns keine Rechenſchaft. Es fehlt uns an großen und wahren Beziehungen und in jeder Hinſicht an Ideal.

Wenn auch nur mit ſchwacher Phantaſie für eine ideale Ordnung der Dinge begabt, müßte man eingeſtehen, daß die Dichtkunſt in dem Grade von der Lebekunſt abſorbirt werden würde, als in letzterer die Seele des Dichters, der Geiſt der Poeſie zur Erſcheinung käme, ſo daß es nicht einmal eines beſonderen Geſetzes zur Ausſchließung der Dichter bedürfte. Der Dichter iſt eine Anomalie in dem geſellſchaftlichen Organismus, gleichſam eine Entzündung, welche das geiſtige Blut auf eine Stelle hindrängt und welche ver-

ſchwindet, wenn der Umlauf in allen Theilen wieder hergeſtellt iſt. Wenn wir in Geiſt, Leben, Thätigkeit verſenkt ſind, bricht aller Orten die Flamme der Poeſie hervor, jede Bewegung iſt Geſang, jedes Wort ein Gedicht. In dieſem lebendigen Strom wird nicht einmal der Gedanke an eine beſondere Kunſt des Dichters auftauchen. Die Dichtkunſt entſpringt mit den Gegenſätzen, welche das allgemeine Lebensgefühl beeinträchtigen, mit dem Gegenſatze des Sittlichen und Sinnlichen, des Erhabenen und Gemeinen, des Diſſeit und Jenſeit, der Gegenwart und Vergangenheit, der Gegenwart und Zukunft. So iſt manches poetiſch, das heißt für den Dichter da, weil es nicht iſt oder nicht mehr iſt. Die prophetiſche Poeſie der Iſraeliten klang um ſo erhabener, je verödeter und einſamer Zion dalag. Die Dichtkunſt greift in alle Fernen, und wird genährt durch Leidenſchaften, Irrthümer, Schwächen, Sünden, Spaltungen der Gegenwart. Dagegen iſt die bildende Kunſt der unmittelbare Ausdruck alles Erhabenen und Schönen, was in der Gegenwart lebendig iſt, und wovon die Dichter nur in Träumen ſprechen. Die Dichtkunſt

iſt Erinnerung und Sehnſucht, Traum, Schein und Lüge. Die bildende Kunſt gehört dem befriedigten und erfüllten Daſein an. Dem Dichter iſt das Häßliche und Gemeine Relief für das Schöne. Für den Künſtler giebt es nichts Häßliches und Gemeines, er iſt nur des Schönen voll. Alle Dichkunſt iſt romantiſch, alle Bildkunſt klaſſiſch, in dem Sinn, daß für den Dichter die bunteſte Welt, für den Künſtler die ſchönſte Welt die zuſagendſte iſt. Jedoch werden große Dichter ſtets bedauern, daß das Geſchick ihnen nicht erlaubte, große Künſtler zu ſein. Sie geben, wie Shakeſpeare und Göthe, nichts auf ihren dichteriſchen Ruhm und würden mit Freuden dieſe irrende, weltbefleckte, von den Mißlauten des irdiſchen Daſeins ſchrillende Feder hinwerfen, wenn ſie mit Pinſel und Meißel die ewigen Harmonien des Schönen und Guten, die freudigen Symbole lebendiger Schönheit darzuſtellen vermöchten. In ihren höchſten Momenten iſt die Dichkunſt unſerer Zeit eine Klage, daß es keine Helden und Götter mehr gibt, oder eine Sehnſucht, daß ſich die Welt aufs neue zu einem anderen Helden- und Götterthume aufrichten möge. Wie Novalis

bald den hingeſchwundenen Glauben an Chriſtus, ſeine Mutter und die Heiligen betrauert, bald die berauſchende Hoffnung äußert, daß ein neuer Glaube an die Allfähigkeit alles Irdiſchen, Wein und Brod des ewigen Lebens zu ſein, das Herz der Menſchheit erfüllen und begeiſtern werde. Prophetiſche Dichter werden ſtets in ſchlechten und zerrütteten Zeiten die Gemüther für das Heilige warm halten: ja, wenn es möglich iſt, daß in ſolchen Zeiten ein Strahl aus dem bedeckten Himmel der Kunſt zu dringen vermag, ſo verdanken wir ihn nur der Einigung zwiſchen Dichter und Künſtler, wovon die Geſchichte der Kunſt ſo ſchöne Beiſpiele aufzuzählen hat. Die Dichtkunſt entwirft oft die Geſtalten, welche die Bildkunſt ausführt. Aber die Dichtkunſt iſt unruhig und veränderlich; was ſie mit der einen Hand baut, reißt ſie mit der anderen nieder. Zum Frieden gelangt ſie nur in der Seele des Künſtlers, der ſich in die Enge eines ſchaffenden Gedankens zurückzieht.

* * *

Die Sitte der Kunstausstellungen stammt aus Frankreich, noch aus dem Frankreich der älteren Bourbone.

Die erste namhafte Kunstausstellung wurde unter der Regierung Ludwigs XIV. im Jahre 1699 zu Paris gehalten. Der Hofintendant Mansard, welcher dieserhalb einen Antrag an den König machte, nennt jedoch die Kunstausstellung eine ancienne coutume am Hofe. Ludwig XIV. sah nur zwei Ausstellungen. Im Ganzen sind von 1699 bis 1830, also in hundert sieben und dreißig Jahren neun und funfzig Kunstausstellungen in Paris gehalten, welche, um dies beiläufig zu bemerken, über vierzig tausend artistische Sachen lieferten.

Riecht diese Abkunft nicht etwas nach der Geschmacklosigkeit jener Zeiten? Wir kennen ja das glänzende Elend, worin Kunst und Poesie in dem Frankreich des ancien regime schmachteten. Die Kunst athmete bis auf die Tage der französischen Revolution die Hofluft von Versailles; ihre Schicksale hingen, gleich den Schicksalen von Frankreich, von den Majestätsparaden, von den Intriguen der Weiber, von der Eitelkeit

der Marschälle, von den Verschwendungen des hohen Adels, von den Neuigkeitsbedürfnissen des Pariser Publikums, endlich von den Conventionen und Launen eines höfisch nationalen Geschmackes ohne Natur, Würde und Unschuld ab.

Obgleich dieser Aufsatz sich hauptsächlich nur auf die Kunstausstellungen in Deutschland beziehen soll, so kann ich doch nicht umhin, bei Erwähnung der französischen, auf einen merkwürdigen Umstand in der vorrevolutionairen Geschichte derselben aufmerksam zu machen. Es ist bekannt, daß die französische Kunst ihre Tändeleien und Geschmacklosigkeiten bis zum Ausbruche der Revolution, ganz ungestört und ohne sichtbare Vorzeichen einen nahenden Umschwunges in der ästhetischen Richtung der Zeitgenossen, fortsetzte, und daß selbst David, das Haupt der neuen Schule, erst nach der Bestürmung der Bastille wider den falschen Geschmack stürmte und durch seinen Brutus, seinen Schwur im Ballhause, seine Sabinerinnen und andere Schöpfungen einer revolutionairen Kunst eine neue Epoche herbeiführte. Die Literatur hingegen war schon lange ein Wetterzeichen jenes socialen Umschwun-

ges geweſen, wie ſie denn überhaupt empfindlicher und flüſſiger iſt und mit dem Leben in unmittelbarerer Berührung ſteht. Rouſſeau, Diderot, Beaumarchais waren die Vorläufer der Revolution, aber zugleich nur die Organe von Stimmungen, die in der Bourgoiſie, in der Maſſe der Nation auftauchten. Einſeitig würde man dieſe Stimmungen nur auf die politiſchen Fragen der Geſellſchaft beziehen; auch die Poeſie, auch die Kunſt hatten ihren Antheil daran.

Als Diderot den Pariſer Salon von 1765 beſchrieb, und bei dieſer Gelegenheit Anſichten über die Kunſt entfaltete, die bei weitem über den damaligen künſtleriſchen Horizont hinausflogen, gehörte ihm freilich in dieſen Mittheilungen alles perſönlich an, was nach Salz, Dialektik des Herzens und kauſtiſcher Laune ſchmeckte, aber jene allgemeinen Ahnungen von Natur und Wahrheit, jene Seufzer nach einer Schönheit, die er nicht oder nur entſtellt und beſchönpflaſtert in den Werken der Ausſtellung fand, ſie entwanden ſich nicht allein der Bruſt des Encyklopädiſten, ſondern dem Buſen von Frankreich, das zum dunkeln Bewußtſein ſeiner Unnatur und ſeiner Fad-

heiten erwachte. Man laſſe ſich an Diderots Hand in den Pariſer Salon von 1765 führen, man denke ſich die Wände mit Bouchers und ſeiner Geiſtesgenoſſen wollüſtigen Marionetten behängt, alles den Roben, Spitzen und Schnürleibern, den anſtößigen Sitten und dem gezierten Ungeſchmacke des franzöſiſchen Hoflebens auf ein Haar entſprechend, alles parfümirt, wie die Prinzen, die Miniſter, die Courtiſanen, die Marquiſinnen, die unter dieſen Bildern wandeln — und bloß dieſen Diderot, unſeren Führer, natürlich, edel, voll Unwillen über die ſchaalen Gaukeleien, voll Anerkennung für das Tüchtige, wie die Leiſtungen des Leſueur, Vanloo u. ſ. w., voll treffender Bemerkungen über die Grundelemente der künſtleriſchen Darſtellung, voll Inſtinkt für die neue Zeit! ſollten wir glauben, daß es nur ein einzelner Mann iſt, der hier fühlt, ahnt und dichtet, oder nicht vielmehr der Geiſt eines Volkes, der ſeiner Zukunft prophetiſch inne wird und ſich des Leichtſinns und der Willkühr ſeiner Traumexiſtenz zu ſchämen anfängt? Beſehet euch dieſes Buch von Diderot. Es iſt eine Merkwürdigkeit in der Kunſtgeſchichte, ein geiſtiges Phänomen,

welches den Salon von 1705 vor allen übrigen auszeichnet, dieſen begleitend, aber nicht durch ihn bewirkt.

Die Chronik der deutſchen Kunſtausſtellungen iſt noch jung. Doch fanden ſchon im Anfange des Jahrhunderts hin und wieder in großen Städten unregelmäßige Schauſtellungen von Gemälden Statt.

Bedeutſamer als alle dieſe war die erſte Münchener Kunſtausſtellung im Jahre 1823, welche mit der Stiftung des Münchener Kunſtvereins, des erſten in Deutſchland, zuſammenhing. Hier erſchien die Kunſtausſtellung in Verbindung mit dem friſchen Wirken einer neuen deutſchen Schule, der romantiſchen, wenn man dieſes Wort von der Literatur auf die Kunſt, von Schlegel, Novalis, Tiek auf Cornelius und Overbek übertragen darf — wozu man, denke ich, nicht übel berechtigt iſt. Die Ausſtellung des Münchener Vereins iſt permanent und ergänzt ſich wöchentlich durch neue Bilder.*)

Nach dem Vorgange des Münchener Kunſt-

*) Im Jahre 1836 zählte der Münchener Kunſtverein 1000 Mitglieder und hatte 20,000 fl. zur Disposition.

vereins konstituirten sich in rascher Aufeinanderfolge Kunstvereine durch ganz Deutschland. Ihre Chronik mag ein Anderer zusammenstellen, es liegt außer meinem Zweck. Wenn es noch eine Stadt über zehntausend Einwohner gibt, die ohne Kunstverein und Kunstausstellung geblieben, so sollte es mich Wunder nehmen. Besondere Auszeichnung verdient der Düsseldorfer Kunstverein, der ebenfalls, wie der Münchener, durch ein örtlich lebendiges Kunsttreiben, unterstützt und gehoben wird. Die Sitte der Kunstausstellungen gewinnt aber nicht blos immer mehr Raum und Ausbreitung, sondern scheint auch von Jahr zu Jahr tiefer einzuwurzeln und sich festzusetzen.

Fragen wir nun zunächst nach der faktischen Bedeutung der Kunstausstellungen in unserer Zeit, so ergiebt sich eine vielfache Antwort. Man bedenke aber, daß das eigentliche Faktum, im juristischen Sinn, nicht über den Begriff hinausgeht, der am nächsten liegt, Schau und Verkauf von Gemälden und anderen Kunstsachen. Spreche ich jenes Vieldeutigere in folgenden kurzen Thesen aus.

Die Kunstausstellungen sind öffentliche Gär-

ten der Kunst, in welchen Jedermann lustwandeln und botanisiren kann. Also Institute, ganz im Sinn der neuen Zeit.

Die Kunstausstellungen sind Bildungsschulen für den Geschmack des Publikums. Gleichsam Ueberschwemmungen mit Gemälden und anderen Kunstsachen, zur Fruchtbarmachung des dürren Geschmacks und zur Verbesserung der ästhetischen Urtheile im Publikum.

Die Kunstausstellungen sind Märkte, Jahrmärkte der Kunst, welche allen neuen Produktionen raschen und preiswürdigen Absatz gewähren. Man erinnere sich, daß ehemals die Künstler in der Abhängigkeit von Kunstwucherern schmachteten, welche ihre Talente ausbeuteten und sich auf ihre Unkosten bereicherten. Gegenwärtig können sich die Künstler unmittelbar an das große Publikum wenden.

Die Kunstausstellungen befördern den Wetteifer unter den Künstlern; es sind Wettrennen mit Pinsel und Meißel — öffentliche Kunstschauen mit Prämien zur Veredlung und mancherlei Anspornungen zum Wetteifer.

Die Kunstausstellungen sind endlich eder soll-

ten ſein, ein eigenthümliches Mittel zwiſchen Kirche und weltlichem Vergnügungsorte, eine Art von Heiligthum, wo wir die Stimme dämpfen und eine gemeinſchaftliche höhere Weihe, die Nähe der Muſe empfinden. Gemeinſchaftliche Weihe! Wie viel wäre dieſes allein, wären die Kunſtausſtellungen auch nur dieſes!

Aber ſind ſie es und können ſie es ſein? Das iſt die Frage, welche über ihren höheren Werth entſcheidet. Was hilft es zu verlangen, ſie ſollten es ſein, wenn Keiner, der in ihre Hallen tritt, auch beſtgeſtimmt, von dieſem Gefühl ergriffen wird. Ich werde mich ſogleich darüber ausſprechen.

Denn nun, nachdem ich Lichtſeiten der Kunſtausſtellungen dargeboten, die Jedermann leicht in die Augen ſpringen, iſt es meine Pflicht, auch der ſtarken Schattenpartien zu erwähnen, welche auf der Kehrſeite lagern.

Und da beginne ich zuerſt mit jenem angedeuteten Zweifel. Wirkt der Salon ein Gefühl der Einigung und der Harmonie, eine von den höheren Stimmungen, welche von der Natur und Schönheit ausſtießen, und welche, von den

Schöpfungen der Kunſt zu reden, einſt die Griechen im Anblicke ihrer öffentlichen Kunſtwerke empfanden?

Schwerlich! Die Kunſtausſtellung iſt kein Tempel, ſondern ein Magazin. Die Kunſt erſcheint hier abgetrennt von den Beziehungen, durch welche ſie ſich in Tempeln und auf Märkten als heiligend und weihend ankündigt. Die Kunſt tritt hier an ſich und für ſich hervor, und zwar in einer Mannigfaltigkeit von Anſchauungen, die nur blendet und zerſtreut. Und wenn man auch in Folge häufigen Beſuches ſich dieſer Zerſtreuung erwehrt, ſo erwehrt man ſich doch nicht einer heimlichen Verſtimmung und des Gefühles, daß dieſes Alles, wie ſchön es auch iſt, erſt ſeinen rechten Ort ſuchen muß, um wahrhaft als ſchön empfunden zu werden.

Dennoch ſollte man immer bemüht ſein, ſich den Begriff der Kunſtausſtellungen nach dieſer Seite hin zu veredlen. Künſtler ohnehin ſehen aus anderen Augen, ihre Andacht iſt das Studium eines Bildes. Wir Anderen mögen aber ob unſerer Sehnſucht nach den Altären der Schönheit nicht die Opfer vernachläſſigen, welche ihr

die Kunſt, auch ohne Altar, zu bringen ſtrebt. Von dieſer Seite der Kunſtausſtellunge kann ich alſo ſagen, daß ſie nur deswegen einen Schatten zeigt, weil ſie mit dem vollen Lichte glücklicherer Lebenszuſtände verglichen wurde.

Eine andere Einwendung gegen die Kunſtausſtellungen berührt die Lebensbedingung des künſtleriſchen Schaffens, den Stolz, die Freiheit und die Ruhe der Künſtler.

Er iſt wahr, die Künſtler verkaufen nun leichter; aber arbeiten ſie nun nicht auch häufiger auf den Verkauf? Das iſt ſchlimm und doch nicht zu verkennen. Dieſes ewige Drängen, dieſes Aufrufen, dieſes Klimpern mit Gold, es verjagt die Stille in ihrer Seele, das einſame Lauſchen, das zeitvergeſſene Ringen und Schaffen, das ſtille und demüthige Erwarten nach höherer Erleuchtung. Die Künſtler nehmen den Kalender zur Hand — den ſechsundzwanzigſten muß dein Werk fertig ſein! So werden ſie raſch arbeitende Unterhaltungsmaler, und wie unſere Literatur zur bloßen Unterhaltungsſchriftſtellerei herabſank, ſo wird es auch die Kunſt. Reichthum und Schauluſt klopfen an ihre Thüre; hundert

Anforderungen bringen in ihr Atelier; das ganze Publikum ſieht ihnen, während ſie malen, über die Schulter; ſie erhitzen ſich und malen, was ihnen am leichteſten von der Hand geht, was ſich für die Kürze der darauf verwendeten Zeit verhältnißmäßig gut bezahlt macht.

Ja ja! Die Kunſt geht nun einmal nach Brod!

Wer ſagt dies? Es muß ein Philiſter ſein, deſſen Seele nichts von Raphael und Albrecht Dürer ahnt.

Nein, die Kunſt geht nicht nach Brod, ſie ſoll nicht nach Brod gehen. Die Kunſt iſt kein Bettelmönch, der mit dem Sack im Lande umherſtreift. Die Kunſt iſt ein Heiliger auf einſamen Felſen, ein Eremit, welchem das andächtige Volk Brod und Früchte bringt, und welchen es um ſeinen Segen bittet. So iſt die Kunſt, ſo iſt die Poeſie.

Wer die Kunſt und die Poeſie nicht auf dieſer einſamen Höhe, wer ſie mitten im Geräuſche des Marktes, gehetzt von den Anforderungen des Tages ſucht, dem begegnet vielleicht ein ſchönes leichtausübendes Talent, aber nicht der Ge-

nius, dem die Wacht uber das himmliſche Feuer anvertrauet. Niemand hat dieſes tiefer erfunden und ſchöner ausgeſprochen, als Diderot. Trauet mir, ruft er, den Leuten nicht, die von Geiſt überſprudeln, und allenthalben welchen anbringen: ſie haben den Dämon nicht. Finke, Lerche, Hänfling, Zeiſig zwitſchern und ſchwätzeln ſo lange der Tag dauert; nach Sonnenuntergang aber ſtecken ſie den Kopf unter die Flügel und in Schlaf ſind ſie. Dann aber ergreift das Genie ſeine Lampe und zündet ſie an; dann beginnt der einſame, wilde, nicht zahmzumachende Vogel, mit braunem und traurigem Gefieder, ſeinen Geſang, läßt den Hain wiederhallen und unterbricht, reich an Melodien, die Stille und Dunkelheit der Nacht.

Dieſe ſelige Ruhe, dieſe keuſche Stille, dieſe ſtolze Unabhängigkeit und Seeleneinſamkeit der Künſtler und Dichter, wie ſehr iſt ſie gefährdet in unſeren Tagen, und wie frühe ſchon ſtürmt das unheilige Geräuſch auf ſie ein! Alles ſtellt ſich aus und läßt ſich ausſtellen; alles überliefert ſich der Geſchwätzigkeit der Journale, der Schauluſt des Haufens, den Hetzungen des Ehrgeizes,

der Macht und des Goldes. Es iſt eine Zeit der Proſtitution. Verrathen wird das Morgenroth an den Mittagsſtrahl, die Blüthe an die Frucht, die Jugend an das Alter. Ein Seufzer nachtet in unſerer Aller Buſen, der ſolchen Verrath im Himmel klagt und beichtet. Der Dichter ſeufzt und ich verſtehe ihn. Der Künſtler ſeufzt und ich verſtehe ihn. Unglücklicher! wo iſt dein Morgen und deine Jugend? Wo iſt der Thau auf deinen Roſen, der Nebel in deinem Thal, der Duft in deinen Fernen, das Roth auf den Kuppeln deiner Jugendträume? Dein Herz iſt ſo ſchnell verglüht und verblüht. Deine Lippe, geſtern noch ſo ſtrenge und keuſch geſchloſſen, als bewache ſie ein neues Paradies, wie knarrt und kreiſcht ſie heute ſchon ſo öffentlich in ihren Angeln. Dein Auge, wie objektiv iſt es geworden für die Armſeligkeiten der Welt; wie gemacht und fertig, wie ſeelenbehaglich in ihrer Leerheit deine ganze Exiſtenz! Ach und wie zugängig biſt du geworden allem Volk, wie ſchön gebahnt und gelichtet alle dämmernde Wildniß deiner Bruſt, wie zerſprengt und gebahnt zur Paſſage für Fußgänger und Reiter, zur Straße für Kärnerwagen und adlige

Karoſſen alles düſtere Geklüft und die heilige Felſengrotte deiner Jugend, wo eine Nymfe, ein Centaur, ein geheimnißvolles höheres Weſen dich erzog, wo Götterlicht deine Jugend umdämmerte und einer Göttin Küſſe die Stirn des ſchlummernden Endymion berührten. Dies Alles iſt verſunken, wie ein Traum, und du biſt erwacht in den hellen, nüchternen Tag, wo die Hämmer pochen und die Räder ſchnurren und die Ephemeren ſich haſten und die Hänflinge und die Zeiſige zwitſchern und ſchwätzeln, ſo lange bis die Sonne untergeht und die Nacht einbricht und die Zeiſige verſtummen und die Maſchinen ſtille ſtehen und vom fernen Hain das Entzücken und die Klage eines verbannten Engels herübertönt.

Das iſt das Unglück der Kunſt. Wie kann ſie dichteriſch aus der Tiefe geſtalten, wenn ſie ſo haſtig auf den Schein und die Oberfläche drängt? Freilich, hätte dieſe neuere Kunſt keine andere Aufgabe, als die Wiedererzeugung der früheren Technik, ließe ſich von einer Verjüngung der Kunſt auf die Weiſe ſprechen, als ob ſie mit ihrem alten Leibe, noch eingehüllt in den Leichen-

tüchern ihres Grabes, unter uns Staunenden erſcheinen müßte, dann hätte es in der That mit jener Ueberhaſtung nicht viel auf ſich. Mit einer Ungeduld, die ſich von ſelbſt verſtände, ſuchte Jeder auf dem weiten Leichenfelde der Kunſt die zerſtreueten Glieder ſeines Leibes aufzuraffen, je friſcher deſto beſſer, je ſchöner deſto beſſer, Raphaeliſche Glieder, Titianiſche Glieder, Glieder von Paul Veroneſe, von Dürer, von Rubens, von Vandyk. Die Reſurrektionslehre beruht auf einer mechaniſchen Theorie, die zwar etwas komplizirt und künſtlich iſt, aber, wie man weiß, das ſtärkſte Geräuſch klappernder Gebeine und himmliſcher Poſaunentuſche verträgt. Sie iſt äuſſerſt geſellſchaftlich!

In Wahrheit, das Techniſche der jungen Kunſt hat ſich bewunderungswürdig ſchnell zu einem gewiſſen Grade der Vollkommenheit ausgebildet. Der Wetteifer, die ungewöhnlichen Ermunterungen, der Einfluß der Vereine, die Ausſtellungen und Beſtellungen, manches andere glückliche Ereigniß, wie namentlich das perſönliche Einwirken eines ſo ausgezeichneten Lehrers wie Schadow, der ächt ſokratiſch jedes Talent in ſei-

nen natürlichen Brennpunkt zu rücken weiß, alles dies hat dazu beigetragen, jenes glückliche Resultat möglich zu machen. Aber wie, wenn die neuere Kunst, ihrem Instinkt überlassen, Schwierigkeiten zu besiegen gehabt hätte, welche in dieser Art keine frühere Kunst ahnte und wovon sie also auch keine Beispiele, Triumfe ihres Pinsels, hinterlassen konnte? Es möchte schwer halten, diese Frage aufzuwerfen, ohne an einen anderen Gang, an schwankende Versuche, an unbekannte Schönheiten und Fehler der jungen Schule zu denken. Es ist die bloße Reproduktion der Technik, welche die Fortschritte der Kunst so schnell und sicher machte; ein ursprüngliches, aus dem Innern der Zeit fließendes Formbilden müßte auch eine andere Geschichte haben. Ich suche die Originalität der neuen Technik und finde sie nicht. Da ist Berechnung, Mischung, eine Form die sich kneten und behandeln läßt, und so oder anders, theilweise oder im Ganzen, an Schönheiten erinnert, die man schon einmal sah. Täusche ich mich, so geschieht es wenigstens ungern. Das ist aber ein fehlerhafter Kreis, wenn die Kunst sich in sich selbst erneuen will. Wie die junge

Bluthe des neuen Frühlings nicht wieder aus der alten Blüthe, sondern aus dem Baume entsprießt, so soll auch die Kunst nicht aus der Kunst, sondern aus dem Ganzen der Menschheit sich erneuern. Freilich, sie muß die Wehen nicht scheuen.

Der Ursprung der neuen Kunst fließt zusammen mit einer retrograden, oder, wie andere wollen, sich vertiefenden geistigen Bewegung der nächsten Vergangenheit. Während einer bedrückten und schmachvollen Zeit wurde das deutsche Gemüth, das sich bis dahin mit bewunderungswürdiger Elastizität über alle Schönheitskreise der alten und neuen Welt ausgespannt hatte, auf sich selbst zurückgedrängt. Hier aber entdeckte sich, nach langer Erschlaffung eigenthümlicher Bildkraft, eine große Leere und Dürftigkeit, so daß Geister, die nicht zu den höchsten dichterischen Energien jener Zeit gehörten, in das reichere Mittelalter zurückschlugen und sich in einen Anschauungs- und Bildkreis zu versetzen strebten, der seit Jahrhunderten ausgestorben war.

Bis dahin gab es nur schweifende deutsche Künstler, keine sässige deutsche Kunst Des Band,

welches die Künſtler des achtzehnten Jahrhunderts zuſammenhielt, war das Studium der Antike und der normalen Schönheit — eine Richtung, welche ebenfalls durch die Literatur, durch Winkelmann eingeleitet wurde und welche in Raphael Mengs ihren vorzüglichſten Darſteller fand. Man muß jedoch bemerken, daß dieſes Studium ſeine Strenge verlor, ſobald die Künſtler Italien mit dem Rücken anſahen und ſich, des Unterhalts wegen, in Deutſchland, England, Frankreich niederließen. Dann miſchten ſich Luſt, Laune und mancherlei Zufälliges in die Ausübung. Ferner iſt zu bemerken, daß die Malerei jener Zeiten, aus leicht begreiflichen Urſachen, zu keiner feſten Technik gelangte. Aber ſie war auf gewiſſe Weiſe originell, ſie hatte etwas Geiſterhaftes und Ueberirdiſches in ihren Linien, Farben und Tönen, das an nichts Früheres erinnerte.

Jetzt ging, wie angedeutet, durch die Schlegel, durch Tiek u. ſ. w. eine Reaktion auf dem Gebiete der Literatur vor, worin freilich die Idee der Kunſt wieder als Selbſtzweck mißbräuchlich aufgefaßt wurde, die aber durch Zurückweiſung auf chriſtliche und deutſche Elemente, mehr Seele

und Bewegung in das Kunſttreiben zu hauchen verſprach. Beſondere Zeichen dieſer Zeit waren die Malerromane, die Verwechſelung der Rollen zwiſchen Poeſie und Malerei, die dichtenden Maler, die Konferenzen der chriſtlich romantiſchen Poeſie mit den Jüngern der Kunſt, welche nach Ausführung ihrer Ideale ſchmachteten, und ſich einſtweilen in das Studium der älteſten Meiſter, eines Fieſole, der Gebrüder Eyk, Scherei, Dürer verſenkten, und in einer Kombination dieſer ſtrengeren Meiſter mit raphaelitiſcher Anmuth und Grazie das Geheimniß der neuen Kunſt erblickten. — Das Glück war den Künſtlern günſtig. Denn als jene, durchaus nicht populäre Richtung, in der Literatur bereits verdämmerte, ward der jungen Kunſt eine der großartigſten Gelegenheiten geboten, ſich zu offenbaren, und man muß es ihr rühmend nachſagen, daß ihre Gebilde dieſer Großartigkeit entſprachen. Die Malerei fand in München jene äußeren Bedingungen, welche ihr, die Wahrheit zu ſagen, nirgends abgehen ſollten, wo man ſie im harmoniſchen Glanze ihrer Erſcheinung, in ihrem höchſten und zugleich naturgemäßeſten Da-

ſein zu erblicken wünſcht: architektoniſche Unterlagen, grandioſe Perſpektiven, Parallelen des Meißels. In allen dieſen Beziehungen haben die als Wiederherſteller der Kunſt berühmten Männer, Cornelius, Veit, Schnorr, das Ausgezeichnete geleiſtet. — Auch die Oelmalerei, obgleich minder begünſtigt und als religiös von zarterer Keimung, ſtrebte neben der Freskomalerei empor. Overbek repräſentirte in ihr die moderne Myſtik, den Novalis, wie ſeine Freunde, die Maler al fresco, mehr die Nordlandsreckenpoeſie des Fouqué zur Anſchauung brachten. Oppoſition gegen die Akademie (in der Literatur gegen die Klaſſiker), ſtrenge chriſtſinnige Zeichnung, vereint mit ſchönerer Wellung und Leichtigkeit der Formen, zeichnen Oberbek's Gemälde aus; und ich geſtehe, wenn Raphael's und Albrecht Durer's Geiſt nach drei Jahrhunderten ihres Abſcheidens von der Erde, ſich in eine Form ſchmelzen ließen, welche nicht bloß die Schönheit einer doppelten Erinnerung, an die Kunſt und an den Glauben der verſchwundenen Zeit truge, Overbek wäre mein Mann.

Wohl iſt der Ausdruck der Frommigkeit das Höchſte in der Kunſt; wohl iſt es wahr, daß Religion ihre Seele, religioſe Symbolik der Aether ihres Lebens iſt. Aber die Typen der Frömmigkeit ſind wandelbar, und es iſt keineswegs die Aufgabe der Kunſt, einen veralteten Typus feſtzubannen und ſolchen der ſich ſträubenden Anſchauung immer aufs neue wieder aufzudrängen. Giebt es für neu ſich bildende Frömmigkeitsweiſen noch keine tiefere Symbolik, ſo bleibe die Kunſt eine trauernde Wittwe auf dem Grabe der vergangenen, aber ſie täuſche nicht die Welt und ſich mit der Rückkehr des geſchiedenen Bräutigams; ſie halte nicht Geiſterhochzeit auf den Gräbern ſchlafengegangener Jahrhunderte. Der Künſtler iſt vor allem erſt Menſch, Genoſſe ſeiner Zeit, die er überſehen, aber von der er nicht wegſehen ſoll. Er theile unſern Horizont, unſere Wiſſenſchaft, unſere Naturahnungen, unſere Weltverhältniſſe, unſere neuen pſychologiſchen Zuſtände, alles, was die Anſchauungsweiſe unſeres Jahrhunderts von der Anſchauungsweiſe der früheren chriſtkatholiſchen Welt ſo unendlich unterſcheidet, und was, um es kurz und in Beziehung auf die

Schönheitsformen des religiösen Kultus auszudrücken, uns verhindert, im Wunderbaren und Uebernatürlichen, in beschränkten und preßhaften Zuständen, in niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen, in Seelenängsten und körperlichen Peinigungen und selbst in dem Entzücken eines ekstatischen Blickes, welcher den Himmel offen sieht, jenen Ausdruck der Frömmigkeit zu finden, worin wir das Höchste unserer Gefühle, die dem Himmel geweihete Blüthe unsers ganzen Daseins, worin wir unsere Religion, oder, wenn man will, unser erst aufdämmerndes religieses Bewußtsein in symbolischer Bezeichnung wiederfinden. Der Künstler sei mit dem Dichter nicht Priester der alten, sondern Prophet der neuen Weltanschauung.

In den früheren Kunstepochen war der Uebergang der religiösen Malerei zur weltlichen, zur Historie, zur Landschaft, zum Genre das langsame Werk von Jahrhunderten, in der neuen Schule machte er sich so schnell, wie man die Hand umdreht. Die neue religiöse Malerei war etwas Vereinzeltes, Sektenhaftes und konnte sich auch nur in diesem Kreise behaupten. Das ge-

ſchichtliche Leben und die Gemeinſchaft der Gläubigen war aus ihr gewichen, und, ſtatt der religiöſen Andacht machte ſich die kritiſche Bemerkung vor ihr geltend, daß ſie nur auf einem negativen Moment, auf der Oppoſition gegen das Zeitalter beruhe, und daß dieſes Zurückführen auf die ſcheinloſe, in ſich verſenkte Einfältigkeit früherer Zuſtände, welche mit ſo abſichtlicher Strenge die ordinairen Effecte der Kunſt zu vermeiden ſchien, bei Licht betrachtet, nur auf eine andere Art des Effects hinarbeite, der freilich höher und vornehmer, aber auch geiſtig willkührlicher und ſowol künſtleriſch als ſittlich tadelnswerther ſei.

Die raſche Erweiterung des Kunſtgebietes, hauptſächlich auf dem Felde der Oelmalerei, wurde ohne Zweifel durch nichts mehr, als durch die Bemühungen der Kunſtfreunde gefördert, die aufſtrebende Kunſt zu einer Angelegenheit der Geſellſchaft zu machen und das geſammte deutſche Publikum mit ihr in Rapport zu ſetzen. War dies ein für die mechaniſche Ausbildung, ja für die Lebenserhaltung der jungen Kunſt nothwendiger Durchgang aus der ideellen Geſchloſſenheit in die materielle Allgemeinheit, mußte die Ma-

leren, bis dahin nur von den frommen Seufzern der adligen Mystik und dem vereinzelten großartigen Kunstsinn eines deutschen Königs leben, eines Königs, welchen man nicht mit Unrecht den Mediceern an die Seite stellte, wenn anders die Bewohner seiner Residenz, die Munchener, Florentiner wären, mußte die Kunst in die weiteren Kreise der burgerlichen Gesellschaft ubertreten, so konnte sich, bei dieser Erweiterung, kein glucklicherer Umstand fur sie ereignen, als daß sie in Dusseldorf, gegen den niederlandischen Pol des deutschen Kunstlebens hin, einen so kraftigen und wurdigen Anhalt in einer jugendlichen Schaar ausgezeichneter Talente fand. Ich mochte hier die wahre Bedeutung der sogenannten Dusseldorfer Schule und ein nicht zu uberschendes wichtiges Moment in der neuen Kunstgeschichte ansprechen. Die erste Richtung der Kunst ging auf ideellen oder uberschwenglichen Wegen nach Italien, nach dem Lande der Madonnen, nach dem Lande deutscher Eroberer, nach dem Grabe deutscher Heldensohne, von den cimbrischen Recken, die eisengekettet in die Schlacht heulten, bis zu den Schaaren von Friedrich Barbarossa hinab.

In dieſem glänzenden Staube ſuchte ſie ihre Ideale, und wir fanden ſie nicht. Die zweite, mehr geſellſchaftliche Richtung der Kunſt, ging, wenn auch nicht in die Tiefe und auf den lebendigen Kern, doch auf den Schein und die Erſcheinung des Gegenwärtigen zurück, und entfaltete hierin eine Darſtellung, welche äußerlich an die geſunde und kräftige Unmittelbarkeit des niederdeutſchen Lebens und an die Schöpfungen des niederländiſchen Pinſels erinnerte. In der erſteren Schule prädominirte die Zeichnung, der ſcharfe Umriß einer bleichen Idealität. In der anderen machte ſich die Farbe geltend, welche mindeſtens den Gedanken an Verweſung und ideale Geſpenſterei nicht aufkommen ließ.

Hier, in der Düſſeldorfer Schule trat die Poeſie der Farben, die unmittelbare Befriedigung des Auges, die ſinnliche Harmonie des Daſeins, kurz alles hervor, womit die Kunſt ſich ſelbſt verbirgt und was ihr den behaglichen Schimmer einer feſten, in ſich geſättigten Exiſtenz verleiht. Ich glaube nicht an dieſe Geſundheit, ich laſſe mich nicht täuſchen durch dieſe perlende Friſche, dieſes blühende Kolorit, die glänzend harmoniſchen

Versteckungen — das ist das alte fette Niederland in seiner behaglichen Weise, nicht die neue Zeit mit ihren Revolutionen im Himmel und auf Erden. Aber ich sehe darin eine nothwendige Ausbildung der Kunst in ihrer gesellschaftlichen Richtung, eine Entschädigung für das, was sie sein sollte, und vielleicht noch nicht sein kann, einen Vervollkommnungstrieb im Technischen, einen wahren Lebenserhaltungstrieb, der sie lehrt, durch glänzende, der Vollendung im Technischen sich nähernde Produktionen in jeglicher Gattung sich in der Gunst des Publikums zu behaupten, um dem nahenden Geiste den Weg zu bahnen. — Diese Kunst ist eine Braut, die sich schmückt, um den Bräutigam zu empfangen, der sie heimführen soll. Vielleicht gefällt ihm dieser fremde Putz und diese Schminke nicht — dann hat er nur zu sprechen und sie wird als Kind der Natur, ihrer eigenen Schönheit selig, vor seinen Augen dastehen.

Niemand kann die ganze Bedeutung der Technik für die Kunst als ihr sine qua non, zu eigentlich, weltverständiger als die Welt, lebhafter anerkennen, als ich. Aber die wahre Technik in

eine geistige, durch welche Gehalt, Stoff und Form sich so organisch verbinden, daß man das Leben selbst, nur höher und verklärter vor sich zu sehen glaubt. Diese Technik vermisse ich. Die Technik der neuern Kunst ist noch immer mechanisch; erst durch die Aufnahme eines neuen Lebensgehaltes wird sie organisch werden. Unverkennbar freilich ist in einigen neuesten Schöpfungen das Streben dahin, und man kann wohl sagen, daß unter Trümmerwust jerusalemitischen Trümmern Grundsteine eines neuen Kunstgebäudes sich entdecken lassen. Möge es sich aus der Tiefe des Gemüts aufbauen. Aber ich habe, indem ich so eben die geschichtlichen Forderungen nicht verschweigen, welche der Kunst durch ihre gesellschaftliche Oeffentlichkeit, durch Vereine und Ausstellungen zu Theil werden, auch schon die nachtheiligen Folgen angedeutet, welche eben von dieser Seite her die Kunst bedrohen. Ich kann nun auf alles, was ich dort gesagt, gewissermaßen verweisen, um den Künstler auf die Klippe und den Strudel aufmerksam zu machen, welche sein Talent in dem Gesellschaftlichen einschließen, auf den Strudel leichtfertiger Behandlung und auf der

Klippe, in einer Technik ſitzen zu bleiben, welche zwar das Auge der Menge reizt, ja ſelbſt den Geſchmack der ſogenannten Kenner befriedigt und überhaupt den Ernſt und Fleiß des künſtleriſchen Strebens, die Achtung vor der Kunſt beurkundet, aber dennoch auf einer einſeitigen Auffaſſung der Kunſt, als einer in ſich abgeſchloſſenen, ſelbſtändigen, vom höheren Leben der Zeit unabhängigen, ſich in ſich ſelbſt wiederholende Plaſtik beruht und die zuletzt in dieſem fehlerhaften Kreiſe ſich ſelbſt aufreiben, gleichſam fertig machen und überdies die Gunſt des Publikums verlieren muß. Woran ſtarb die Kunſt der Niederländer? Nicht an Schwäche, ſondern an höchſter Sättigung ihres Techniſchen: ſie hatte keinen Geiſt mehr — und die jungen Künſtler verlieren die Luſt und die Aufforderung, denn der Markt war beſetzt und in jeder Gattung alte preiswürdige Waare vorhanden. Das geſchah am Grünen, wie wird es am Dürren geſchehen.

Ich erwarte und verlange von der jungen Kunſt keine Vollendung, ich will nur Ausdrücke und Kühnheit des Wagens. Was hindert den jungen Maler, ſich als Kind der Zeit zu offen-

baren? Die Vergleichung mit den Klaſſikern, die vornehme Kritik, die unbillige Kritik, die hämiſche Kritik, die Prüderie der Muhmen, der Geſchmack des Herrn Zollſchreibers, die Rohheit und Unempfindlichkeit des großen Haufens, das ganze Schickſal, was ein armes Gemälde auf einer deutſchen Kunſtausſtellung in Empfang nehmen kann. Aber du biſt kleinmüthig, junger Maler, recht ſehr kleinmüthig. Thue was deines Amtes iſt, ſchaffe was der Geiſt dir einhaucht, und niemals wirſt du verlaſſen ſtehn im Reiche der Geiſter, in jenem Reiche, in welchem der Gedanke der Welt ſich unſichtbar fortbildet, Kraft zu Manifeſtationen gewinnt, Schutz und Heiterkeit, bis er nach tauſend glücklichen und unglücklichen Verſuchen den Widerſtand der Welt überwindet und Kindern einleuchtend macht, was Greiſe nicht faſſen und begreifen konnten.

Ich gedachte, mit dieſen Zeilen aufzuhören, weil ich die Ideen, die ſich an meine Aufgabe reiheten, ſchlecht oder gut entwickelt zu haben glaubte. Allein ich erinnere mich, daß ich auch darüber mich zu äußern verſprach, wie man ſich die Ausſtellungen, die nun einmal zur Sitte

der Zeit gehören und deren Zuſammenhang mit der Idee und dem Leben der neuen Kunſt ich nachzuweiſen bemühet war, wie man ſich dieſelben am beſten zunutze machen ſolle. Ich will aber dieſes reichhaltige Thema lieber einer anderen Gelegenheit aufſparen. Die Beziehung der Ausſtellungen zu dem ausübenden Künſtler lag mir, ich will es geſtehen, näher am Herzen, als die Beziehung der Ausſtellung zum Publikum; auch glaube ich nicht, daß einer meiner Leſer mir dieſes verargen wird.

Gedruckt bei Jürgen Wilhelm Mörmyr.

Hamburg
und seine Brandtage.

Ein hiſtoriſch-kritiſcher Beitrag

von

Dr. Lud. Wienbarg.

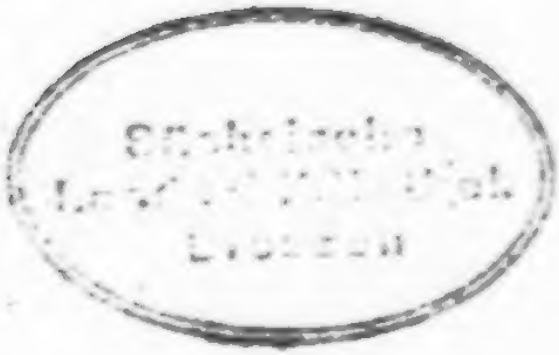
Mit einem Plane von Hamburg, einem Panorama vom Jungfernſtieg und 3 Anſichten

von

Otto Speckter.

Hamburg.
Verlag von Robert Kittler.
1843.

20710. 710.



Vorwort.

Ein Schriftchen, das gegenwärtig über. Hamburger Brand erscheint, muß wohl das ußtsein mit sich bringen, daß es nicht bloß die länst, wohl oder übel, gesättigte stoffliche gier des großen Publikums angewiesen ist. r die Geschichte dieser Blätter nur Folgendes. wir, nicht ange nach dem Brande, die Feder ffen, um eine Darstellung dieses ungeheuren schen Ereignißes zu versuchen, stellten wir behufs derselben folgende Grundsätze auf: ur das selbst Erlebte, Angeschaute oder aus sicherstlen mündlichen Quellen Vernommene zu ern; 2) den einfachsten gemessensten Aus- zu wählen und nicht allein die Uebertrei- fern zu halten, die aus dem Streben nach scher Brandmalerei hervorgeht und sich im

Gebiet des Thatſächlichen von Lügen und Aufſchneiden nicht ſehr unterſcheidet, ſondern überall die Zeichnung über die Färbung vorwalten zu laſſen und abſichtlich alles Grelle und Pathetiſche in dieſer zu vermeiden. Wer in ſeinem Leben nur einen Stall, eine Bauernſcheune hat in Flammen auflodern ſehen, dem wird die Phantaſie ſchon nachhelfen, wenn er von brennenden Thürmen, Paläſten, Waarenſpeichern Hamburgs hört. Wäre es unſre Abſicht geweſen, die Darſtellung memoirenartig zu halten, auf die Weiſe wie Herr Profeſſor Roſenkranz, in den Königsberger Skizzen, den Brand von Königsberg ſchildert, ſo wäre unſere Darſtellung ohne Zweifel lebendiger, pikanter und anziehender geworden. Es widerſtrebte jedoch unſerm Gefühl, unſere Perſon in den Mittelpunkt eines grauſen welthiſtoriſchen Schickſals zu verſetzen und die einzelnen uns perſönlich berührenden Wahrnehmungen und Erfahrungen, nebſt den Gefühlen, die wir dabei hatten, zum Faden der Erzählung zu machen.

Wie wir unter den Flammen Hamburgs unſer kleines Ich völlig vergaßen und nur das allgemeine Geſchick vor Augen und im Herzen hatten, ſo mußte auch in unſerm Bericht dieſe umfaſſende objektive Richtung alles Subjektive in ſich aufnehmen und das Memoire von der Geſchichte verſchlungen werden. Hinterher richteten wir in der Fülle der Aufregung, in welche uns der Anblick der raſenden, alles vernichtenden Naturgewalt im Kampf mit einer bisher überſicheren, plötzlich aber ihre innere Schwäche an mehr als einem Punkt erſchütternd verrathenden Sitten und Staatsmacht verſetzt wurden, in der Fülle dieſer Aufregung und doch mit vollkommner Beherrſchung derſelben, warme patriotiſche Worte an die Stadt, deren Unglück von den Deutſchen gerechterweiſe als ein Nationalgeſchick angeſehen wurde.

Unſer Aufſatz erſchien Stückweiſe in den „Hamburger literariſchen und kritiſchen Blättern“. Von mehren Seiten ſchon damals aufgefordert, ihn beſonders abdrucken zu laſſen, hofften wir von

dieſer oder jener Seite her noch mehr Licht über manche in Verwirrung, Qualm und Pulverdampf eingehüllte Dinge verbreitet zu ſehen; worüber die Zeit verging, ohne daß wir uns in unſrer Erwartung irgend befriedigt fühlten. Was uns ſeither aus den vielen, zum größtentheil einander nachgeſchriebenen, von Entſtellungen und Unwahrheiten wimmelnden Schriften dieſer Art — eine der beſten, die von Dr. Siemers entbehrt die eigentliche aus Anſchauung gewonnene geſchichtliche Entwickelung der Feuersbrunſt — ſo wie aus Privatmittheilungen an beglaubigter und intereſſanter Belehrung zugefloſſen iſt, haben wir mit jenem Aufſatze, in der Form von Anmerkungen vereinigt und wünſchen und hoffen nun, indem wir das Ganze dem Publikum vorlegen, daß es, obwohl ein Spätgeſchenk, freundlich aufgenommen werde.

L. W.

I.

Im Ganzen hat die Verheerung den ihr vom Winde vorgeſchriebenen Lauf, unter Begünſtigung der Lokalumſtände, faſt mit mathematiſcher Genauigkeit, genommen. Der anfangs ſchwache, dann an Stärke wachſende Wind klemmte das Feuerroß feſt zwiſchen ſeine Schenkel und jagte es mit wenigen Abſprüngen dem Wall und der Alſter zu. Von dem Punkt in einer nach der Hafenſeite laufenden Straßen, der Deichſtraße, wo das Feuer ausging, verbreitete ſich daſſelbe bei Süd-Südweſtwind in einem Winkel von ungefähr vierzig Grad bis zum Alſterbaſſin und auf dem öſtlichen Flügel darüber hinaus bis an den Wall. Der angegebene Wind war, einige kurze Schwankungen mehr nach Weſten oder Süden, und zu Anfang nach Oſten, abgerechnet, während der vierthalb Schreckenstage der ſtehende.

Eine der Haupturſachen der übermächtigen Ausbreitung des Feuers war, außer der nach vierwöchentlichem regenloſen Oſtwind herrſchenden Dürre, der bisher nicht hervorgehobene unglückliche Umſtand, daß die Straßen der Stadtquartiere, auf welche ſich der vom Winde getriebene Feuerſtrom wälzte, in der Mehrzahl noch in

der Richtung des Windes, nach Nordoſt, lieſen; eine Richtung, welche die Straßen der verſchonten übrigen Stadtquartiere nur ausnahmsweiſe theilen. Der Wind jagte die Flammen an beiden Seiten der Häuſer entlang, das Feuer lief von Dach zu Dach und konnte die meiſt ſchwachen und zum Theil (bei älteren Häuſern) aus Stenderwerk erbauten Zwiſchenwände der Häuſer nur um ſo leichter bewältigen. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hätten mehr den Wind durchkreuzende Straßen ſich beſſer gewehrt und den angewandten Rettungsanſtalten mehr Erfolg bereitet.

Die nächſten Urſachen der Ueberhandnahme des Brandes bald nach deſſen Entſtehung ſind bekannt genug: der Hof in der Deichſtraße, wo das Feuer anging, war nach der Fleetſeite geſchloſſen durch zwei Speicher, gefüllt mit Oel, Spriet, Schellack; die Spritzen ſelbſt nährten die Gluth, indem der zur Ebbezeit nur zu waſſerloſe Kanal ſich mit Oel und Spriet bereichert hatte.

Die geſchichtlichen Momente der Feuersbrunſt ſind in Kurzem angegeben folgende:

Erſter Tag (5): das Feuer brennt nach dem Hopfenmarkt durch; Mittags um 1 Uhr entzündet ſich der Thurm der an der Oſtſeite dieſes Platzes gelegenen Nikolai Kirche; die um 5 Uhr Nachmittags einſtürzende Spitze gewährte dem Brande ſchreckliche Nährung. Gegen die Nacht bilden die Bohnenſtraße, der Burſtah, ein Theil des Graskellers, lauter den Wind durchkreuzende von Alſter und Fleetkanälen begrenzte Straßen, die breite Feuerbaſis. Rechts zu äußerſt blieb der

Feuersbrunst nur der schmale Durchgang nach dem Rathhause, der Bank, der alten Börse; zweiseitig umgürtet von dem breiten Elbkanal, welcher auch das Uebergreifen des Brandes von der Deichstraße und der gleichfalls erfaßten Neuenburg nach dem Katharinen-Kirchspiel verhindert hatte. Bei weitem schwieriger war der Uebergang zu vertheidigen nach der Mühlenbrücke; diese war der gefährlichste Feuerleiter; dann über die nach der Altenwallstraße führende Brücke; leichter bei der zu äußerst links gelegenen Graskellerbrücke, wegen des breiten Alsterkanals, und weil der nordwest-Theil des sogenannten Graskellers mehr außerhalb der Verheerungslinie des nachrückenden Gluthmeeres lag. Hier wirkten auch die Sprengungsoperazionen vollkommen: das Feuer verschonte den Eingang des Neuenwalls. Auf den genannten übrigen Punkten brach das Feuer durch, wurde jedoch durch Sprengung des Rathhauses und der alten Börse, so wie auf dem Neß durch Spritzenthätigkeit nicht ohne Erfolg bestritten.

Zweiter Tag (6.): Der Morgen zeigt den Anblick der brennenden, von den angegeben mittleren Punkten auslaufenden Straßen; auf dem westlichen Flügel überspringt die Feuersbrunst selbst den breiten Alsterkanal und greift von dort nach dem Neuenwall (neben dem Gasthaus: die Sonne) nach dem nordöstlichen Theil der hohen Bleichen (ebenfalls einen ziemlich breiten Kanal überspringend), und nähert sich dem Jungfernstieg und der Alster. Nach diesen Punkten wendet sich später die Hauptthätigkeit der Rettungsversuche. Eine Bekannte

machung des Senats ſprach vorher die Hoffnung aus, daß die ſchreckliche Feuersbrunſt ſich innerhalb der kleinen Alſter und der alten Börſe, vielleicht dem Johannisplatz beſchränken laſſe, zugleich benachrichtigend, daß die Bemühungen auf die Abſonderung dieſes Stadttheils durch die Aufopferung der dieſelben mit den übrigen Stadttheilen verbindenden Gebäude gerichtet ſein würden. Indeß wälzen ſich Nachmittags, auf dieſem rechten Flügel, die Feuerkolonnen von dem weſtliegenden Johannisplatz einerſeits durch den Breitengiebel, andererſeits durch die Johannisſtraße, und vom Neß her (über die Feuerlinie oſtwärts hinaus) dem Berge (einem freien Platze) und der breiten Bergſtraße zu. Während ſich Abends der linke Feuerflügel in die Alſter ſtürzt, und wie ein böſer ausgetriebener Geiſt darin ertrinkt, auch die äußerſten, nach der Verheerung des neuen Jungfernſtiegs lechzenden Flügelmänner gegen den Gänſemarkt hin durch die Gewalt des Pulvers, die Breite des Zwiſchenraums und den ſteifer nach Weſten umſpringenden Wind in ſich vernichtet werden, dringt der rechte in die Zuchthausſtraße und gegen die Mauern von St. Petri vor.

Dritter Tag (7.): Das Feuer hat während der Nacht raſchere Fortſchritte in der dem Winde offenen Zuchthausſtraße, als in den querlaufenden die Petrikirche umringenden Straßen gemacht. Um 9 Uhr, Brand des Petrithurms, die benachbarte Jacobikirche erregt Beſorgniſſe, doch lag ſie außer dem Gluthſtrom der Feuerlinie und hatte, ſo lange der Wind ſich nicht drehte, keine ernſtliche Gefahr. Das Feuer ergreift in unver-

änderter Richtung den nach den Wällen zu gelegenen Stadttheil, den schönen Holzdamm, Nachts das ärmere Quartier bis zur Lilienstraße, seiner äußersten Grenze. Das weitere gefährliche Umsichgreifen des Feuers nach der Spitalerstraße wird durch den Wind und die besondere rastlose Thätigkeit der in dieser Gegend arbeitenden Spritzen glücklich abgewendet.

Vierter Tag (8.): Morgens findet das sturmgepeitschte Feuer seine Grenze an den Wällen zwischen der Binnenalster und der Ecke der kurzen Mühren, gegen Mittag athmet die Bevölkerung zum erstenmale wieder auf und spricht ihr: Gott sey gelobt! über das Ende der Zerstörung. *)

---

*) Statistisches. Von der Feuersbunst verheert wurden 63 Straßen, nämlich: Deichstraße (von der Steintwiete rechts zum Theil, links gänzlich); Steintwiete (bis auf einige Häuser); Röhingsmarkt, Ost Seite, (fast ganz); Grütztwiete (ganz); Hopfenmarkt (ganz); Nicolai-Kirchhof (ganz); Korbmachertwiete (ganz); Hahnentrapp (ganz); Neuburg (ganz); Bohnenstraße (ganz); Mühlenbrücke (ganz); großer Buerstabe (ganz); kleiner Buerstabe (ganz); bei dem Rathhause (ganz); bei der alten Börse; Neß (einige Häuser); große Bäckerstraße (ganz, Nr. 1—5 steht noch); kleine Johannisstraße (ganz); Dornbusch (zum Theil); Pelzerstraße (zum Theil); Filterstraße (ganz); kleine Bäckerstraße (zum Theil); Schmiedestraße (steht zum Theil bis gegen die Ecke des Gymnasiums); Berg (ganz); große Johannisstraße (ganz); Knochenhauerstraße (ganz); Breitergiebel (ganz); Beckmacherstraße (ganz); Adolphsplatz (ganz); Schauenburgerstraße

Bis auf geringe Ausnahmen wurden sämmtliche, in dem wallend fortschreitenden Feuerdreieck befindlichen Gebäude, an 2000 ohne die einstöckigen Buden, eine Beute der Flammen. Zu diesen Ausnahmen gehören bekanntlich die neue Börse und das neue Schulgebäude,

---

(bis auf 4 Häuser); Stavenpforte (ganz); Plan (ganz); Gerberstraße (ganz); Mönkedamm (ganz); Blauerthurm (ganz); alte Wallstraße (ganz); Grabkeller (die Südseite steht noch); Neuerwall (über die Hälfte abgebrannt); Schelengang (ganz); Vogterswall (ganz); große Bleichen (die Südseite von der Bleichenbrücke bis zum Jungfernstieg und die Nordseite von der Königstraße bis zum Jungfernstieg); kleine Königstraße (ganz); große Königstraße (Ecke derselben bis zur Mecklenburger Post); alter Jungfernstieg (ganz); bei der Kunst (ganz); Bergstraße (ganz, es stehen 2 Häuser); Petrikirchhof (ganz); Speersort (vom Hintertheil des deutschen Hauses bis Petri Kirchhof); Poolstraße (ganz, es stehen 2 Häuser); Zuchthausstraße (ganz); Alsterthor (ganz); Holzdamm (ganz); bei dem Drillhaus (ganz, 2 Häuser stehen); Raboisen (ganz); Schochstraße (ganz); Rosenstraße (ganz, steht 1 Haus); Pferdemarkt (ganz, bis zur Traube); Breitestraße (die Nordseite ist abgebrannt); Gertrudenkirchhof (ganz); Kurze Twiete (ganz); Neuerweg (ganz); Lilienstraße (die Seite nach der Alster ist abgebrannt, von der andern Seite steht die kleinere Hälfte); Wassertwiete (ganz).

Außer den beiden Hauptkirchen von St. Nikolai und St. Petri und der Gertrudenkirche brannten die Kirchen des Spinn- und Zuchthauses ab. An öffentlichen Gebäuden: das Rathhaus, das Bankgebäude, die alte Börse, das Commercium, das Sinnersche Haus, (Sitz mehrerer

die Sitze des Handels und der Wiſſenſchaft. Bewunderungswerth bleibt die Rettung der rings von Flammen umgebenen, im Gluthzentrum des ganzen Brandes gelegenen Börſe, ſo wie der im Weſten derſelben gelegenen himmelhohen Gebäude. An der Seite, wo es dem Brande die Stirn bot, nach dem Adolphsplatze, iſt nicht einmal

---

Verwaltungs-Behörden), das Zucht- und Spinnhaus; das Detentionshaus, die neuen Fleiſchſchrangen, die alte Börſenhalle, die Waſſermühlen und Waſſerkünſte, das Thurn- und Taxiſche Poſtamt; faſt ſämmtliche Buch- und Kunſthandlungen (mit Ausnahme der Kunſthandlung von Crantz und der Buchhandlungen von Reſtler und Meſſe, auf den großen Bleichen, und Schuberth.) Zerſtört wurden an zehn Buchdruckereien, darunter die Offizin des Hamburger Correſpondenten. Sämmtliche größere Leihbibliotheken. Die glänzendſten Läden. Die Zahl der abgebrannten Häuſer beläuft ſich auf 2000, ſämmtlicher Feuerſtellen auf 4000. Der Werth der abgebrannten Gebäude (mit Ausſchluß der Kirchen und Staatsgebäude) beträgt nach dem Feuerkaſſenbuch 38 Millionen Mark Banko oder 47 Millionen Mark Courant. Der ganze Verluſt an Gebäuden, Waaren, Mobilien, wird auf 100 Millionen Mark Banko geſchätzt. (Das Geſammtvermögen wird zu 300 Mill. Mark Banko angeſchlagen.)

Obdachlos wurden gegen 20,000 Menſchen; flüchtig wohl das Zwiefache dieſer Zahl.

Glücklicherweiſe blieb der die größten Waarenvorräthe bergende Theil der Stadt verſchont; auch war es ein glücklicher Umſtand, daß die, von dem Oſtwinde lange zurückgehaltenen Schiffe aus der See erſt während des Brandes, Zweihundert an der Zahl, im Hafen eintrafen.

ein Fenſter geſprungen. Man rühmt die — dem Vernehmen nach, anfänglich abgelehnte — Hülfe der Smith'ſchen Waſſerkunſt. Als ſich indeß ſpäter die Spritzen zurückzogen, ward die Börſe thatſächlich durch die kühnſte und, man möchte ſagen, verzweifelte Entſchloſſenheit einer Handvoll darin zurückgebliebener Männer, gerettet. Wir haben die Brandſtellen auf der Diele eines der Commerzdeputationszimmer mit Augen geſehen, entzündet von einem die Eiſenſtäbe des Fenſters auseinanderbiegenden Feuerklumpen, deſſen verderbendrohender Wirkung jene Männer noch eben rechtzeitig begegneten. Wer von dieſen Männern, nicht aus Noth, ſondern in Abſicht ſein Leben für die Erhaltung dieſes Palladiums der Stadt in die Schanze zu ſchlagen, in dem Flammenpfuhl zurückblieb, dem möge eine ihm aufs Haupt gedrückte Bürgerkrone, wo nicht, ſein Bewußtſein ſagen, daß er eine große Römerthat gethan hat.

Wegen der Erhaltung des Schulgebäudes iſt weniger Weſens zu machen. Nur eine Seite und zwar hauptſächlich nur die, der Petrikirche zugewandte Eckſeite dieſes maſſiven Gebäudes, war einiger Gefahr unterworfen; man hatte Zeit, Vertheidigungsanſtalten zu treffen und benutzte ſie, um die Fenſter zu vermauern. Ueberdies hatte man es nur mit der äußerſten ſchwächeren Flanke des Feuermeers zu thun. *)

---

*) Schmidt'ſcher Telegraph. Nicht unerwähnt darf der große Nutzen gelaſſen werden, welche ein anderes, von einem Privatmann geſtiftetes Inſtitut, der Hamburg-

II.

Wünſchenswerth wäre, daß man über die Erfahrungen, die von den Löſch- und andern Rettungsanſtalten während der verhängnißvollen Tage gemacht worden, von Seiten der Oberleiter dieſer Anſtalten öffentlich unterrichtet würde. Die Civiliſazion unſers Jahrhunderts, welche die rohe Naturgewalt ſich unterworfen zu haben ſchmeichelt, obgleich jeder Tag uns lehrt, wie ſchwankend

---

Altonaer-Curhavener-Telegraph, des wackern und unternehmenden Herrn Schmidt (eines Altonaer Bürgers) leiſtete. Schon am Morgen des 5ten Mai (heißt es in einer, uns darüber gemachten authentiſchen Mittheilung) ſobald die Feuersbrunſt einen bedenklichern Charakter annahm, rief der Director Schmidt vermittelſt des Telegraphen auf das eindringlichſte eine kräftige Hülfe herbei, welche denn auch die verſchiedenen Behörden der im Bereiche der Linie liegenden Städte und Ortſchaften mit der größten Bereitwilligkeit und Eile herſendeten. — Die Blankeneſer, am nächſten zu uns gelegen, und darum am früheſten eintreffend, waren beſonders thätig bei Rettung der Archive des Rathhauſes; ihre Spritze gab Waſſer in flammende Bankgebäude, ſetzte allein dem Feuer in der Gegend des Neß Grenzen, und trug mit dazu bei daß in der ſüdlichen Umgebung des Eimbeckſchen Hauſes das Feuer nicht weiter vordrang. — Auch die Stader leiſteten mit ihrer Spritze große Dienſte; Gebäude die ſchon von den Flammen ergriffen waren, wurden von ihnen gelöſcht und ſtehen bis heute noch; eben ſo die Wohler, welche ſchon am erſten Tage des Unfalls mit ihrer Spritze die

unſre Herrſchaft über dieſelbe noch immer ſei, die Civiliſazion betheiligt ſich bei der Frage, was Kunſt und Kraft der Menſchen hier zur Bekämpfung ihres Feindes, des entzügelt raſenden Elements aufgeboten, mit welchen Mitteln und durch welche Umſtände unterſtützt man den fürchterlichen Feind, mit Erfolg beſtritten, die Bahn ſeiner Verheerungen verengt zu haben meint, in Kraft welcher Begünſtigungen er jedoch von ſeiner Entſtehung an in wachſender Breite und Mächtigkeit, aller Gegen-

---

weſentlichſten Dienſte leiſteten. — Der Feuerſtrom hatte ſich der menſchlichen Herrſchaft entwunden, und da derſelbe ſich keilförmig ausbreitete, ſo war es am erſten Tage vor allen wichtig denſelben einzuengen, welches der ebenbenannten Hülfe mehrfach gelang. Das ſo ſehr nothwendige hier bereits mangelnde Sprengpulver, nebſt zahlzahlreichen Artilleriſten und anderem Wichtige, konnte nur durch Vermittlung des Telegraphen in gröſtmöglichſter Schnelle herbeforderet werden. Neben dem allen berief dieſer zugleich auch zahlreiche Mannſchaft nebſt Wagen aus der Gegend von Wedel, Schulau, Spitzendorf, Blankenese und der Umgegend herbei und dieſe vortrefflichen Landleute halfen mit menſchenfreundlicher Uneigennützigkeit Staatsarchive und die Habe der Einwohner retten. — In dem Grade, wie die Noth wuchs rief Herr Schmidt durch den Telegraphen ſtets neue Hülfe herbei und erließ mit gutem Erfolg, namentlich von den Stationen Köſterberg und Schulau durch reitende Boten einen allgemeinen Aufruf, welchen die Königl. Landdroſtei von Pinneberg nicht nur amtlich bekräftigte ſondern noch gröſſern Umfang verlieh. —

mehr ſpottend, ſie auszischend, ſeinen Attila-Zug bis an die äußerſten Gränzen der unglücklichen Stadt fortſetzen und hier erſt, unbeſiegt, aus Mangel an Nahrung zuſammenſtürzen ſollte. Man hat ſich über eine, die Civiliſazion demüthigende Niederlage zu erklären. Grauſamer Gedanke, wenn der Wind ſich nach Norden oder Oſten umgeſetzt hätte; Niemand mochte ſich damals bergen, daß es in dieſem Fall um das alte Hamburg geſchehen ſei. Man war froh, daß der Sturm das Zerſtörungswerk beſchleunigte; an Rettung durch Kunſt und Menſchenkraft

---

Aus dieſen in allgemeinen Umriſſen gegebenen Leiſtungen dürfte der Schluß zu ziehen ſein, daß jenes Ereigniß, wie ſo manches andere noch die große Bedeutung des Telegraphen erſt recht eigentlich ins Licht ſtellt. — Es liegt eine Beruhigung in dem Gedanken, zu jeder Zeit einen ſo rapiden Boten zur Dispoſizion zu haben, der nicht allein in Tagen des ſtillen friedlichen Erwerbs für die Wohlfahrt der Bürger thätig iſt, ſondern auch in Tagen der Gefahr den Hülferuf von uns hinaus und von außen zu uns her in größter Eile zu befördern fähig und bereit iſt. Dieſe zum Bewußtſein gekommene Wahrheit kann unmöglich ohne günſtigen Einfluß auf pecuniäre Verhältniſſe z. B. auf Waaren-Depots, Aſſecuranzen und dergleichen bleiben, und es wäre darum wohl in Berathung und Erwägung zu ziehen, ob ein ſolcher Helfer in der Noth nicht eine Stelle auf einem der abgebrannten Thürme verdiente, damit das Kreuz in einer neuen und eigenthümlich-praktiſchen Bedeutung die Blicke auf ſich lenkte und Menſchen Vertrauen und Troſt ſpendete. —

glaubte man nicht mehr. *)

---

*) Die Hamburger Löschanstalten. Die Hamburger Löschanstalten standen auswärts bisher in einem glänzenden Rufe; hier am Orte genossen sie unbedingtes Vertrauen. Von der Leipziger Messe zurückkehrende Hamburger, die unterwegs an der preußischen Gränze hörten, daß ein großes Feuer in ihrer Vaterstadt ausgebrochen, wodurch bereits sieben Häuser in Asche gelegt worden, fingen an zu lachen, wie man sich, bekannt mit dem Möglichen und Unmöglichen was daheim geschehen kann, auf der Reise an Gerüchtsübertreibungen ergötzt. Jener Ruf, dies Vertrauen können nicht ganz unbegründet gewesen sein. Wir haben Feuersbrünste in Hamburgs Mauern gesehen, die in ihrer Entstehung eben so furchtbar schienen, als die jüngste: nie brannten mehr als ein paar Häuser oder Speicher ab. Man verließ sich auf das in so vielen Feuerschlachten siegreiche Spritzencorps, und dieses war nicht minder stolz und sicher wie die preußische Armee vor der Schlacht bei Jena. Die letzte Feuersbrunst hat, es ist wahr, sehr beträchtliche Unvollkommenheiten in der Organisation der Hamburger Löschanstalten aufgedeckt. Man muß sich nur wundern, daß sie trotz dieser Unvollkommenheiten sich bis dahin bewährt hatten. Auch hier darf man wohl sagen, daß es mehr der Geist, das leitende Genie, als das Werkzeug, die äußere Einrichtung war, wodurch der große Ruf sich erwarb und verdiente. Das brandschadgeprüfte, straßenenge Hamburg besaß bis vor einigen Jahren an Repsold dem Vater, einen Feuergeneral, der in seiner Art auf der Brandstätte eben so einzig war, wie Friedrich der Große auf dem Schlachtfelde; ihm nicht gleich zu kommen getraute sich zur Unehre; aber es ge-

hörte vielleicht der vollste Verein der ihn auszeichnenden Eigenschaften dazu, um mit der Mannschaft, den Instrumenten, unter den obwaltenden Verhältnissen zu leisten was geleistet worden; diese Originalität, Naturderbheit, Strenge, dies Allerwärts-Auge, dies rasche Ergreifen des Moments, dies rücksichtslose Durchführen des für nöthig Erachteten, dies imponirende Commando, und wodurch alles dieser seltene, den scharfsinnigen Gelehrten mit dem Praktiker verbindenden Mann sich und sein erfolgreiches Walten in der Flammenschlacht bewundern ließ. Wer möchte sich vermessen und sagen, daß es ihm aus dem Grabe erstehend, in das ihn sein allzukühner Pflichteifer stürzte, geglückt wäre, der jüngsten Feuersbrunst Einhalt zu gebieten, oder sie überhaupt auf ihre erste Geburtstätte (in einem Hofe der Deichstraße) gleich zu beschränken? Wir nicht, wir zumal nicht, die wir einen gewissen Aberglauben an diese wie im Vernichtungsjubel fortschreitende Feuersbrunst knüpfen und der Meinung sind, es würde, trotz Dürre, Wind, Lumpen, Sprit, Straßenmist, Straßenknäuel u. s. w. u. s. w. nicht so schnell und fürchterlich gebrannt haben, wenn es nicht sonst etwas und viel Morsches, Vertrocknetes, die Flammen und ihren Vernichtungsprozeß Herbeiwünschendes, des Läuterungsfeuers Bedürftiges in den Mauern der ersten Reichsstadt gegeben hätte. Das aber möchten wir behaupten, daß die Niederlage, welche die Hamburger Löschmannschaften bei dieser Gelegenheit erlitten, unter seinem gemessenen Commando wohl minder demüthigend gewesen, daß Zucht und Ordnung sich besser behauptet, daß nicht der Vorwurf eingerissener Völkerei unter einem großen Theil der Mannschaft, das

ſoll ſchon früh, am Morgen des 5ten gefürchtet werden

Wirrwarrs und der Commandoloſigkeit, gleich die erſten Manöver gegen den grauſen Feind, am Morgen des Himmelfahrttages getroffen haben würde. Jetzt erſt macht man die Entdeckung, daß die Hamburger Spritzen zu klein, ihr Waſſerſtrahl zu kurz ſei und die höheren Dachſtühle nicht erreiche. Niemand wird dieſe und andere Mängel in Schutz nehmen wollen, und dem Antrag entgegenſtimmen, außer den kleineren, für beengte Räumlichkeiten ſich eignenden Spritzen größere und mächtigere bis zur mauerreißenden Dampfſpritze in Gebrauch zu ſetzen. Doch mag man auch vergleichungsweiſe an die ſpartaniſchen Schwerdter denken, deren Kürze mit der Beſtimmung, dem Feind dicht auf den Leib zu rücken, zuſammenhing. Am meiſten wird immer auf die Bedienung, auf den Charakter der Mannſchaft ankommen. Und hier liegt unſtreitig die gefährlichſte Unvollkommenheit der hieſigen Löſchanſtalten. Die Hamburger Feuermannſchaft beſteht aus Tagelöhnern, Arbeitleuten, die zu einem beträchtlichen Theil den urdeutſchen Laſtern des Trunks, der Trägheit und Saumſeligkeit ergeben ſind, ohne im Durchſchnitt beſonderen Muth und beſondere Handſamkeit an den Tag zu legen. Reyſelt hatte ein Wunder gethan und dies Corps für den Gebrauch geſchult; ſeine Verdienſte, ſein Ruf gingen auf daſſelbe über; aus dem Vertrauen auf ihn wurde Selbſtvertrauen, mit der Sicherheit paarte ſich Erſchloſſung. Wie ſchwer mußte es ſein, bei einer die gewöhnliche Geſchr und Arbeit überſteigenden Veranlaſſung mit dieſer Truppe zu operiren! Beſonders in Rückſicht auf die Mannſchaft wäre eine neue Organiſation der Löſchanſtalten nach auswärtigen Muſtern zu

ſrü; *) doch ſtieß in dieſem entſcheidenden Moment die beantragte Sprengung einiger Gebäude auf Bedenklichkeiten, die man eher in einer freien Reichsſtadt als anderwärts zu ſchätzen weiß. Daß das Feuer außer der Dächſtraße die an ſeine Wiege gränzende Steintwiete

---

empfehlen. Kopenhagen bietet ein vortreffliches dar. Die dortige Feuermannſchaft iſt militairiſch organiſirt und zählt alle Zimmerleute und Maurer der Stadt, ſämmtlich von dem gewöhnlichen Bürgerſoldatendienſte ausgenommen, zu ihren Mitgliedern, bildet alſo ein jungkräftiges Corps, das ſchon von Haus aus einen weiteren Inbegriff der Rettungsanſtalten vertritt, indem es zugleich die Sappeurarbeiten übernehmen kann, überdies aber durch das Band der Gemeinehre ihrer reſp. Gilden zuſammenhält. Möchte man dies Muſter ſich zur Nachahmung wählen.

Dem Vernehmen nach war der erſte Leiter der Löſchanſtalten zur Zeit des Ausbruchs der großen Feuersbrunſt kaum von einer ſchweren Krankheit erſtanden; der ihm adjungirte Oberleiter ward am Fuß verwundet und hatte mehrere Stunden lang, in Folge der Gluthen völlige Erblindung zu fürchten. Beide anerkannt verdiente Männer ſollen nach Kräften das Aeußerſte gethan haben.

*) Die ſchon am Morgen des 6ten erkannte Unzulänglichkeit der gewöhnlichen Löſchmittel. Der Antrag zu ſprengen ging ſchon am Morgen des 6ten von den Spritzenmeiſtern aus. Man erwartet noch immer, hinſichtlich der ſo verderblich gewordenen Verzögerung dieſer Maßregel das Genaue und Verläßige öffentlich zu hören.

und den Rödingsmarkt ergriff, war leider für seinen ferneren fürchterlichen Verheerungslauf entscheidend. Alles was später gegen seinen sich ausbreitenden Keil vorgenommen wurde, erwies sich, wie bemerkt, als ohnmächtig. Gegen den Feuerstrom spritzen, wirkte kaum anders als dagegen spucken. Einzelne Sprengungen und Wasserströme schienen das feuerschnaubende, Dampfwolken ausathmende Ungeheuer nur zu prickeln und zu heftigern Wuthsprüngen anzureizen. Nur an den äußersten Flanken konnte man, größtentheils mit Hülfe von Lokalumständen, sich mit einiger Gegenwirksamkeit schmeicheln.

Es wäre indeß die Frage, ob nicht statt der einzelnen Sprengungen, die erfolglos in der Mitte vorgenommen wurden, konzentrirte großartige Operazionen dieser Art die gewünschte Wirkung hervorgebracht hätten. *)

*) Mangel an konzentrirten Zerstörungsoperazionen. Nur eine Frage wollen wir uns darüber erlauben. War nicht die Aufopferung der Häuser vom Breitengiebel bis zum Berg (incl.) vom Morgen den Steen an, das einzige, die Wahrscheinlichkeit des Erfolges für sich habende Mittel, um die Petrikirche und das ganze dahinter bis an die Wälle liegende Stadtquartier zu retten? Mit sich steigernder Angst und Heftigkeit haben wir vom Morgen jenes Tages an diese Frage aufgeworfen, höchst unbefriedigt durch die Antwort, welche am Abend der Donner einiger vereinzelter Häusersprengungen in der Tiefe des Berges (u. a. die des Gebäudes der Reichsbank) gab. In der Nacht machte die hannoversche Brigade den mißglückten Versuch, die Südseite der Bergstraße einzuschießen.

Die Sprengungsoperazionen, zu denen man ſich am Abend des 5. bequemte, wurden von einigen eng-

---

Man hatte die Hoffnung gehegt, daß man ſich der Feuersbrunſt zwiſchen dem wüſtliegenden Johannisplatz und der Binnenalſter bemächtigen würde. Dieſe Hoffnung erwies ſich kaum ausgeſprochen, ſchon als eitel: der rechte Feuerflügel wüthete die große und kleine Johannisſtraße hinauf und bemächtigte ſich an der Seite des Johannisplatzes den Ecken der beiden Engpäſſe, welche nach dem Berg und der, der Zuchthausſtraße gegenüberliegenden Ecke des Breitengiebels führen, der Fortſetzung der großen Johannisſtraße und des untern Theils des Breitengiebels, nicht ohne an dieſen Punkten eine tapfere, wenn auch vergebliche Gegenwehr gefunden zu haben.

Nach dieſem Moment war die Vertheidigung der beiden genannten, den Hauptſtrom des Feuers auf dem linken Flügel fortleitenden Engſtraßen eine ziemlich nutzloſe Arbeit; von der Seite des Berges geſchah ſie durch drei Spritzen, von der Seite des Breitengiebels durch eine uns unbekannte Anzahl (Abends ſoll an der Ausmündung deſſelben nach der Zuchthausſtraße nur eine Spritze ſich befunden haben).

Nun gab es aber auf dem ganzen von der Feuersbrunſt heimgeſuchten Raum keine geeignetere Stelle, um eine breite ſchützende Feuerbahn mit Hülfe der Lokalität herzuſtellen, als die Region zwiſchen dem Breitengiebel und dem Berg. Es bedurfte nur der Aufopferung der ohnehin den Flammen geweihten Häuſer zwiſchen den genannten Punkten, um einen leeren Zwiſchenraum von einigen hundert Fuß zu bilden, um alſo, der Wahrſcheinlichkeit nach, der Feuersbrunſt nach dieſer Seite Halt zu

lischen Ingenieurs geleitet; *) die Ausführung besorgten

gebieten. Man hätte die Zerstörungsoperazionen noch dazu in aller Muße vornehmen können. Irren wir uns überhaupt in dieser Ansicht, oder war nicht Pulver oder nicht Entschlossenheit zur Ausführung dieser allerdings großartigen Maaßregel vorhanden? Was den Pulvervorrath betrifft, so erfuhren wir Nachmittags aus dem Munde des Harburger Schiffers, welcher eine Pulverladung von Harburg zugeführt hatte, daß ihm auf die Frage, ob er mehr herüberholen solle, die Antwort ertheilt worden, es sei nicht nöthig, man habe Pulver genug.

Uebrigens hätte es nicht einmal des Pulvers bedurft, um in der Knochenhauerstraße und beim Berlinergiebel aufzuräumen. Die vorhandenen Kräfte hätten vollständig dazu ausgereicht.

Mehrere hundert Starke mit Aexten und Hammern u. s. w. versehene Handwerksgesellen aus Altona hatten sich, unter Leitung ihrer Meister und des entschlossenen tüchtigen Polizeiassistenten der genannten Stadt, früh Morgens auf dem Hofe des Schulgebäudes, dem ihnen angewiesenen Sammelplatze, eingestellt; alle diese Leute warteten nur auf Wink und Befehl — aber sie warteten vergebens den ganzen Tag. Um doch etwas zu thun, beschickten sie die Bergung der Gymnasial- und Stadtbibliothek ins Kellergewölbe. Wie Spielzeug warfen sie sich die Quartanten und Zetianten zu und schämten sich beinahe solcher leichten, geschlechten Arbeit.

*) Die Art und Weise und die Gefährlichkeit der Sprengungen. Ein Hamburger Lokalblatt, der Beobachter, enthält darüber einen interessanten Aufsatz, aus dem wir Folgendes anführen: „Wer nicht mit Lagung

mit rühmlichſtem Muth Hamburger Feuerwerker, bürgerliche Artilleriſten und Jäger, ſo wie auch engliſche

---

ſolcher Minen bekannt iſt, dem möge Nachfolgendes eine Idee geben von der damit verknüpften Gefahr. Wenn es irgend möglich iſt wird das Pulver in einen tiefen Keller gelegt — je tiefer dieſer iſt, deſto gröſer iſt die Wirkung. — Nachdem das Pulver hinunter gebracht worden, werden die Fäſſer angebohrt und in einen Kreis geſtellt, ſo das eins in der Mitte ſich befindet. Sodann entfernt ſich die Mannſchaft bis auf einen Jäger oder Kanonier. Dieſer, mit einer Horniaterne verſehen, zündet den Brenner an und ſteckt ihn in das Loch des mittelſten Faſſes (hierbei iſt indeß noch keine Gefahr, wenn er den Brenner nicht umfallen läßt) und verläßt nun ebenfalls den Keller. Wie bekannt, ſprengten wir in der letzten Zeit mit fremdem Pulver und fremden Brennern, die mehrere Mal nicht durchbrannten, mithin nicht zündeten. Nun begann aber die Gefahr erſt; das Haus ſollte niedergeworfen werden, der Jäger oder Artilleriſt mußte ſich alſo zum zweitenmale mit ſeiner Laterne in den Keller begeben. Mit freudigem Muth trat er den gefahrvollen Gang über eine lange Diehle an, wo die Hölle unter ſeinen Füßen ſich befindet und der kleinſte Funke in der glimmenden Hülſe des Brenners die Explosion hervorrufen und ihm den Tod bringen konnte. — Jetzt ſteigt er die dritte Treppe hinunter, das Auge ſtier auf den abgebrannten Brenner gerichtet — er nimmt die Ueberbleibſel deſſelben heraus, zündet einen anderen an und entweicht aus dem Aufenthalt des Verderbens. — Jeder fühlende Menſch, der ſich in dieſer Manns Lage verſetzt, kann den Muth und die Todesverachtung deſſelben nicht genug bewundern.

Fabrikarbeiter. Manche nicht gehörig signalisirte Sprengungen drohten den Umstehenden Verderben; andere geschahen jedoch nach gegebenem Trommelsignal.

Die Hamburger und Altonaer Gewerksleute entwickelten eine rühmenswürdige Thätigkeit. Außer dem was Sprengungen und rastlose Thätigkeit einheimischer und besonders auswärtiger Spritzen zur Begrenzung der Feuersbrunst auf beiden Flanken beigetragen haben, wird man sich besonders bei den Zimmerleuten mit ihrer rasch und kühn geschwungenen Axt bedanken müssen. Die Erhaltung des größeren Theils der großen Bleichen, von der Bleichenbrücke bis zu dem trotz aller Anstrengung und trotz des breiten Kanals in die Feuersbrunst hineingerissenen Gebäuden, war, so weit wir dies an Ort und Stelle, dem fürchterlichen Gluthstrom gegenüber, beurtheilen konnten, nur das Werk tüchtiger mit Hast und Emsigkeit sich rührender Zimmermanns-Hände und Aexte, welche von der Gartenseite die Ansteckungsgefahren beseitigten. Auf wie manchen andern Punkten haben diese Leute Beweise ihres kühnen und geschickten Eifers gegeben! In der Nacht vom siebenten auf den achten galt es besonders die Erhaltung der Ecke der Lilien- und Spitalerstraße. Leute jedes Standes, kaum einer darunter der nicht mindestens seine acht und vierzig Stunden auf den Beinen, bedienten mit übermenschlicher Anstrengung eine kleine Anzahl von Spritzen auf diesem Punkt, als ob sie alle geahnet hätten, welch unberechenbares Geschick von der Rettung desselben abhing. In dem Abstand weniger Schritte loderte die schöne Ger-

trudenkirche in Flammen auf; endlich und trotz langer Gegenwehr entzündete sich die ihr gegenüberliegende Straßenecke. Alles schien verloren; selbst der Kommandeur der besten Spritze (der Lüneburger) verzweifelte an dem Erfolg fernerer Anstrengungen. Da erbot sich ein junger Zimmergesell in das brennende Haus zu gehen und der Wirksamkeit des Wasserstrahls durch Maueröffnungen Bahn zu brechen. Wie gesagt, so gethan. Der Erfolg segnete seine todesgefährliche Arbeit. Die Axt eines einzigen Mannes, der das Herz auf dem rechten Fleck hatte, schützte mit einigen in Dampf und Finsterniß eines unbekannten Hauses vollbrachten Kraftschlägen die von der Armuth bewohnte Spitalerstraße und, wer weiß, ob nicht die Steinstraße, ob nicht ganz Hamburg.

Unglücklicher Weise war der Eifer dieser braven Leute nur selten von Oben her geleitet; zuweilen auch durch apokryphische Kommando's mißleitet. Sie haben manche unnöthige Zerstörungen vorgenommen. Wir bemerkten am 6. Abends von der Pferdemarktswache aus, wo wir uns in der Nähe des Chefs der herbeigerufenen hannoverschen Artilleriebrigade zufällig aufhielten, Anstalten, um das Eckhaus des Pferdemarkts und der Steinstraße zu demoliren; jenes Eckhaus und die ganze östliche Seite des Pferdemarkts lagen entschieden außerhalb der Feuerlinie und am wenigsten war für den Augenblick, nach der Richtung des Windes und des Laufes der Feuersbrunst irgend eine Gefahr dafür zu besorgen; dies mußte Jeder einsehen, der überhaupt nur die Besonnen-

heit bewacht und eine Idee von dem Stand der Sache hatte. Indeß war es nicht sowohl die Demolirung des bezeichneten Gebäudes, als der Umstand, daß die aus den Fenstern desselben geschleuderten Wasserkufen die Straße sperrten, weshalb wir uns veranlaßt fühlten, nach diesem Punkt zu gehen, um, wo möglich, dem Unwesen Einhalt zu thun. Es gelang uns, in Kraft der Vollmacht, welche jeder nicht feig-, roth- und thatlos gewordene Mann in jenen Stunden allgemeiner Noth und Gefahr sich selbst zuerkennen und beilegen mochte, die mit Aexten, Beilen und Brechinstrumenten bewaffnete Besatzung jenes Hauses vom Dach und dem Innern wieder auf die Straße zu bringen und sie einem ihres Regiments Rede und Antwort stehen zu lassen. Ein Kapitain, hieß es, habe die Arbeit befohlen; derselbe habe sich gleich wieder entfernt. Die auf dem Platz wachehaltenden Bürgerschützen und Soldaten wußten von nichts; wir nahmen es über uns, die unbedachtsame Zerstörungsarbeit augenblicklich zu hemmen, mußten jedoch, nach anderen Punkten uns wendend, späterhin erfahren, daß sie nicht allein an der Ecke, sondern eine ganze Häuserreihe entlang fortgesetzt worden!

Dem verderblichen Rathe der Zimmerleute schadete aber hauptsächlich eine sich als Zimmermann gerirende Raub- und Zerstörungsbande, die sich nur zu bemerken gemacht hat. Schon am 5. Nachmittags wurden zur Abwehrung der Feuersgefahr auf dem Hopfenmarkte Haufen fremder Arbeiter in die Thore hereingezogen, mit welchen sich der Hamburger Arbeiter und gefährliches Ge-

[illegible] nicht genau entspricht. Eine andere Bedeutung scheint die Lesart angeben zu haben, daß Ephraim und Manasse von der leiblichen Opfer. Was angeht, daß Jakob [illegible] hier mit Namen der Hälfte seines Volkes [illegible], der Anfang war der von Josua besiegte [illegible] Land nach der Verheißung bei allen Israeliten; einer der ältesten Gelehrten bemerkte mit dem Hinweis, während sich die übrige ganze Gesellschaft im [illegible] Wesen unterhielten, bis die Pferde zum Aufbruch [illegible].

III.

Man hat zu einer [illegible] Erklärung des Textes Anlaß gefunden, indem sich Anlaß [illegible] einschließen und der Sinn nicht so [illegible] sollen scheine. Einige die [illegible] und [illegible] Bedeutung [illegible] Lage interessante Lage und Umstände [illegible] wie einer Kunst und Ordnung zu [illegible], haben für ein Verdienst, so ist es [illegible] einer eigner Bestimmung und Erklärung zu [illegible].

Von dem Verfasser des Textes der Bibel [illegible], einem der [illegible] Hauptpflichten [illegible], als [illegible] zum Beweis des J. [illegible] die Verwirklichung auch seine [illegible] Prophezeiung. Der Mangel und auch an Wissen [illegible] Lesarten und den Sinnen gemacht. Doch [illegible] eine [illegible] Stelle, Erwähnung, und Bemerkung in der Weise. Man erkennt, daß die Sprache der Verfasser Sinnen zu Hülfe gezogen, daß [illegible] auf eine [illegible] als gewöhnliche Schrift. Übrigen [illegible] ist,

welche bis an den Heerd der Feuersbrunst vorgedrungen waren und Augen hatten, um zu sehen, kehrten beängstigt und bekümmert zu ihrer Familie zurück.

Mit dem Gewahrwerden des zwischen den Kugeln des Nikolaikirchthurms hervorquellenden Rauches stieg auch die Ahnung eines großen, über die Stadt sich wälzenden, tragischen Geschicks in den Gemüthern auf. Die ersten Flammen, die aus dem Thurm herausschlugen, schienen wie ein feuriges Schwerdt in der Hand eines Boten vom Himmel. Vorher noch schimmernde Gesichter sah man erbleichen, die Stimmung zum dunkelsten Ernst übergehen. Erst von hier aus, vom Hopfenmarkt, dessen Fleischbuden in wilder Hast niedergerissen wurden, und besonders von dem brennenden Thurm verbreitete sich Angst und Bestürzung in den weiteren Kreisen der Stadt.

Kein Moment während der Dauer der Feuersbrunst war grausend schöner, wahrhaft erschütternder als dieser. Den alten hohen Thurm umfloß eine glänzend gefärbte Rauchwolkenmasse, in deren Mitte er mit hellleuchtenden Riesengliedern dastand. Wie Angstschweiß floß das glühende Kupfer an ihm herunter und gleich [illegible] Standhaftigkeit ließ er noch zum letztenmal in ergreifend schriller, heftiger, verworrener Weise die sonst so geläufigen frommen Töne seines Glockenspiels ertönen. Es war wie der Todeskampf eines lebenden empfindungsfähigen Wesens und ein solches Gefühl beschlich selbst die Rohesten von den vielen tausend Zuschauern, die in Nähe und Ferne nach dem [illegible]

Schauspiel hinstarrten. Wär's nur erst mit ihm vorbei,
öhnte in meiner Umgebung ein dicker Mann aus der
rbeitenden Classe. Und: Gottlob, daß es vorbei ist! war,
ls die letzte untere Hälfte des Thurmes seiner Spitze nach-
ürzte, ein Ausruf, der in jedem Herzen ein Echo fand.

Man hat die Entstehung des unheilvollen Brandes
es Nicolaithurms von einem feuerfangenden Habichts-
este ableiten wollen. Wir wollen dieser ingeniösen
aturhistorischen Erklärungsweise nicht zu nahe treten,
ur bemerken, daß es ihrer nach den übrigen Erfahrun-
en jener Tage nicht bedarf. Auch der Thurm von
t. Katharinen wurde durch die Gluthwellen entzündet,
wohl durch vorbereitete rasche Hülfe gerettet; den auf
selbe Weise an seinem Holzwerk erhitzten und entzünde-
n Petrithurm konnte keine menschliche Kraftanstrengung
m Flammenschicksal entreißen. *)

Sieht man diese Folgen, in die Weiten dringenden
ammenfluthen des Brandes, so macht man sich Wunder
iden Begriff von ihrer Mächtigkeit. Man weiß nicht

*) Feuerfangen des Nikolaithurms. Der Boden unter dem Glockenspiel in der Durchsicht war gedielt mit leicht getheerten schweren Bohlen. In die Fugen derselben setzen vom Wind emporgetriebene brennende Stoffe und so ist der Thurm entzündet. Es war kein Wasser oben. (Glaubwürdiger Gewährsmann.) — Die in einer Schrift ausgesprochene Meinung, man hätte den Petrithurm retten können, wenn man nur eine halbe Stunde länger Wasser gehabt, bedarf wohl keiner Widerlegung.

oder vergißt, daß diese Riesen nur mit Kupferhaut überkleidete Holzskelete sind, mächtig dem Wind und Sturm, schwach dem Element des Feuers gegenüber. Ihre Stärke besteht in der Elasticität, ihre Schönheit in dem Schlanken und Hohen ihres sich zuspitzenden Baues, der jedoch nur zu oft die größere Leichtigkeit verräth, womit sich in Holz und Backstein geschmacklose Grillen in die Luft führen lassen, während wie von selbst der Bruchstein, aus welchem die blitztragenden, feuerfesten Dome des Rheins bestehen, im Einzelnen zu künstlerischer, viel durchbrochener Arbeit und für das Ganze und den Gesammteindruck zu einfacher und großartiger Würde auffordert. Vergessen wir jedoch nicht hinzuzufügen, daß der durch sein Alter und seinen Stand in dem ältesten hochgelegenen Sprengel der Stadt ehrwürdigste Thurm unter den Thürmen Hamburgs, der von Sanct Peter, durch seine hohe klassische Piramide berühmt war und seine Vernichtung auch den Kunstverständigen tiefe Seufzer ablockte. *)

---

*) Der Thürmer von St. Petri. „Ich stand der schon halbverbrannten Rückseite der Schmiedestraße gegenüber, unter dem Durchgangsgewölbe des Johanneums, um den Brand des Thurmes zu beobachten, aus dessen Nähe sich natürlich Alles zurückgezogen hatte. Da hörte ich hinter mir Schluchzen und mich umdrehend, gewahrte ich einen weinenden Mann, den ich nach der Ursache seiner Betrübniß fragte. Ach! antwortete er mir, ich bin ja der Thürmer von St. Petri — der schöne Thurm!“

(Aus gefälliger Mittheilung.)

Von der zündenden Fernwirkung der Gluthströme der Feuersbrunst hat man im Laufe derselben auffallende Beispiele gesehen; so über breite Kanäle hin, wenn auch der Uebergang hier meist durch nicht entfernte oder nicht in Grund gebohrte brennende Barken geschehen sein mag. Der Hauptzug des Gluthstroms wirbelte aber in die Höhe und mußte den in der Richtung des Windes liegenden Thürmen verderblich werden. Von der Höhe, welche der Feuerdampf, die mit gröberen und feineren Feuertheilen durch und durch geschwängerte Qualmwolke, namentlich am zweiten Tage und in der Nacht vom sechsten auf den siebenten erreichte, ist beinahe fabelhaft zu reden. In der genannten Nacht überflügelte eine breite himmelstürmende Feuerwolke, von ferne gesehen, den Petrithurm um das Vier- bis Fünffache seiner Höhe; einen Thurm, der in der Reihe der menschlichen Bauwerke an Höhe die siebente Stelle einnahm. So lange es Tag war, sah man in der Entfernung außer einem hellrothen Streifen am Horizont nur eine nach unten lichtere, nach oben dunklere Wolke, die sich von einer gewöhnlichen nur durch stehweise Bewegungen unterschiedete. Erst bei eintretender Nacht verrieth sich die schreckliche Natur der Wolke. Der hellrothe Streifen verwandelte sich in einen Kranz von lichterlohen Flammen, die Wolke in einen kolossalen leuchtenden Feuerqualm, der sich durch Farbe, Dichtigkeit und scharfe Begränzung von dem über den ganzen Nachthimmel fliegenden Widerschein der Feuersbrunst unterschied. Die Höhe dieser Feuerwolken und der starke Wind machen es erklärlich,

daß man auf den Feldern im Lauenburgischen und im nordöstlichen Holstein, in einer Entfernung von sieben bis zwölf Meilen die Asche verbrannter Gegenstände gefunden hat. Den Widerschein wollen Schiffer in der Nordsee gesehen haben.*)

Wer die Enge der an den Hopfenmarkt stoßenden Straßen, die himmelhohen, oft von einem Halbdutzend Familien bewohnten Häuser kennt, der wird sich leicht das Bild des angstvollen Gedränges und der Verwirrung ausmalen, deren Schauplatz sie wurden, nachdem der Nikolaithurm Feuer gefangen hatte. Aber man kann sagen, es war nur erst ein schwacher Anfang von der Wüstheit des Zustandes in der Nacht und den folgenden Tagen, seit die Feuersbrunst den Flüchtenden auf dem

---

*) Die Fernwirkungen der Feuersbrunst. Der Altonaer Merkur meldete unter andern aus Segeberg (im nordöstlichen Holstein): „Am Nachmittage des Himmelfahrtstages ward uns die Schreckenspost: Hamburg stehe in Flammen! Wir eilten mit einem Fernrohr versehen auf die Spitze unsers Kalkberges; doch schon mit unbewaffnetem Auge erblickte man riesige Rauchsäulen, deren Massen eilig gegen NNWest zogen. Tief am südlichen Horizonte leuchtete es mit Einbruch der Dunkelheit feuerroth; einzelne Flammensäulen schossen jäh empor und sprühten ihre feurigen Sterne himmelan; verkohlte Stücke, von der Größe eines Fußes bis zu der einer Handfläche, fielen sich jagend aus den obern Luftschichten zu uns herab — stumme Trauerboten Hammonias, die dessen gräßliches Schicksal begegneten. Am 6., gegen Abend, zeigte sich am Horizonte abermals eine weiße Röthe; Stücke

Fuße nachrückte, Straße nach Straße ergriff, neue, zweite, dritte, ja vierte Umzüge geflüchteter Familien und Effekten nothwendig machte, seit ferner die in's Ungeheure wachsende Größe des Schadens an die Möglichkeit der Assekuranzdeckung zweifeln ließ und den Bergungseifer verdoppelte (die Mehrzahl der versicherten Abgebrannten waren bekanntlich bei einer einheimischen Kompagnie versichert), seit endlich die Furcht, die ganze Stadt sei schutz- und rettungslos dem wüthenden Element, ja in Verbindung mit demselben gar einer Mordbrennerbande und einem verwilderten Pöbel preisgegeben, sich der Gemüther nur zu allgemein und sinnverwirrend bemächtigt hatte.

Leider mußte man sich bald überzeugen, daß kein Auge mehr das Ganze übersah; die Spritzen spritzten, die Inge-

---

verkohlter Papiere, Landkarten, seidener und anderer Stoffe mit erkennbarem Drucke seien in großer Menge und manchen überall gesammelt. Mehr und mehr gewann der Feuerschein an Umfang und Stärke, und mit Einbruch der Nacht zeigte sich eine mächtige Feuersäule, die die Gemüther des Schauenden mit Grausen und Entsetzen erfüllte. Und wenn gleich der Morgen und die Tageshelle eine tröstere Rauchwolke zeigte, und man der Hoffnung Raum gab, daß der Wuth der Flammen ein Ziel gesetzt sei, so lehrte doch der Nachmittag und Abend, daß die schreckliche Feuersbrunst ihr Ziel noch immer nicht erreicht habe. Erst am 8. gegen Morgen sank Rauch und Feuerschein tiefer und tiefer, bis endlich beides gänzlich den Blicken entschwand, nach und schon am Nachmittage bestätigte die Nachricht ein, daß jetzt [illegible] Gefahr vorüber sei.

nieurs sprengten, die Zimmerleute hieben darauf los: Zusammenhang und Oberleitung wurde nicht mehr bemerkt. Der Schauplatz des Brandes war ausgedehnt, aber keineswegs in der Weise, um nicht einen Generalinspizienten und Kommandanten zu Pferd oder zu Fuß mit Leichtigkeit binnen einer halben Stunde, meinetwegen einer Stunde auf die wichtigsten Punkte zu führen. Vieles geschah, noch mehr unterblieb, weil keine Autorität die vorhandenen willigen Kräfte in Bewegung setzte. Es war trostlos.

Denn, was ist es doch mit der Mehrzahl der Menschen, wenn der Himmel eine große Gefahr über sie schickt, wenn er sie plötzlich dem sichern Behagen der Existenz entreißt und ihre Seelenkraft, ihren Muth, ihre Besonnenheit, ihre Hingebung auf die Feuerprobe stellt!

Wie viel tausend Männer hat Gott im Feuer geprüft und nicht bewährt gefunden! Grabt unter dem Schutt und ihr findet einen ansehnlichen Haufen verkohlter Weisheit, verschrumpfter [illegible] und angesengten Patriotismus.

Die bisherigen Brandberichte nehmen die moralischen Erscheinungen meist nur aus dem Kreise des gemeinen Volks, der Arbeiter und der Fuhrknechte. Man rügt und mit Recht die schmählichen Erpressungen, welche diese Leute ausgeübt haben; man führt an, daß hundert Mark und darüber für eine Fuhre nach den Vorstädten, nach Wandsbeck und Altona gefordert und bezahlt worden. Doch sollte man auch hinzufügen, wie oftmals [illegible]

Nachbarn sich einander überboten; überall, daß auch hier die ehrenwerthesten, ja versöhnendsten Ausnahmen stattfanden. Wir nennen zum Beispiel den Fall, daß zwei von der Straße aufgeraffte arme Arbeitsleute Stundenlang im Schweiß ihres Angesichts Habseligkeiten nach einem bezeichneten entfernten Punkt aus einer brennenden Straße fortschleppten, und hinterher auf die Frage, was man ihnen schulde, die Antwort gaben: „nichts, lieber Herr!“

Wir leugnen nicht, schmerzlich betroffen gewesen zu sein über die verhältnißmäßig so geringe Zahl der Einwohner und Bürger mittlerer und höherer Klassen, die wir, namentlich an den beiden ersten Tagen helfend, schützend, rathend, ordnend an wichtigen Punkten, dem Feuer und der Gefahr gegenüber angetroffen haben. Ausnahmen machten sich wegen ihrer Seltenheit um so bemerklicher. Verdienst erwarb sich mancher Offizier und Gemeiner der Bürgergarde *).

---

*) Ein hiesiger [illegible] Wohlthätigkeit bestätigt uns obige Bemerkungen, indem er sagt: „Ich habe in der Nähe des Feuers sehr wenige Frauen und fast gar keine Kinder bemerkt (wie ebenfalls nicht); was natürlich sehr gut war. Allein es waren auch zu wenige Leute aus den gebildeten mittleren und höheren Ständen zugegen, und der Neugierigen und Pöbel in zu großer Anzahl. — Die Bürgergardisten, die ich gesehen habe, waren nüchtern und ehrlich und auf ihrem Posten; allein sie waren nicht zahlreich genug und es wäre sehr zweckmäßig gewesen, wenn sie auf der Plätze des [illegible] geholt hätten.“

Die Grundstimmung der unteren Klassen war durchaus die allgemeine: des Entsetzens, der Betäubung. Wer hat einen tumultuirenden und schreienden Pöbel während der Brandtage bei uns gesehen? Kaum der gewöhnliche laute Menschenlärm war in den brennenden Straßen. Wenn früher in der Johannisstraße und auf dem Burstah ein paar Fuhrleute sich festfuhren, oder ein paar Karrenschieber auf einander rannten, so hallte es weit und breit von den Kraftflüchen und Schimpfwörtern, die gewechselt wurden. Während des Brandes, wo Last- und Ziehwagen, Bahren und Schiebkarren, bepackte und unbepackte Menschen, einen dichten und verworrenen Knäuel in den Hamburger Gassen bis an die Wälle und aus den Thoren hinaus bildeten, wo alles mit entsetzlicher Hast sich schob, drückte und drängte, hier wo die niedersächsische Grobheit mit dem sie begleitenden, doch selten in Thätlichkeit ausbrechenden Lärm ihr Fest hätte feiern können, wurde sie von dem Gefühl allgemeiner Noth gedämpft und es herrschte nur das Streben, auf die beste Art sich gegenseitig aus dem Strome herauszuwinden.

Das tragisch Ungeheure, was man erlebte, war, wie gesagt, das gemeinsame, wenn auch nach Charakter und Lage der Einwohner sehr verschieden ausgeprägte Gefühl unter allen Klassen. Größere Feuersbrünste haben schon etwas, was die Seele aufregt, und Blut und Athem rascher macht, und gar der Anblick einer brennenden Stadt, wie Hamburg — es ist als ob so ein Flammenmeer an den Weltuntergang durch Feuer mahnte. Zeigt das Bild gespenstischer Verwüstung,

die Erfahrung des Ungewohntesten, Unerwartetsten; die Ueberwachung, Ueberarbeitung; das Wegfallen der Unterschiede zwischen Tag und Nacht, Reich und Arm, Gebildet und Ungebildet (nur Verstand und Dummheit, Muth und Feigheit, Naturadel und Naturgemeinheit, aufopfernde Hingebung und engherziger, thierfellbedeckter Egoismus traten um so mehr in Gegensätze auseinander), dies alles mußte die Bevölkerung und namentlich auch den gemeinen, aber poetischer wie der Krämer und Philister, fühlenden Mann in einen wahrhaft rauschartigen Taumel versetzen. Wie sehr aber auch bei Vielen dieser Klasse der unsinnig und reichlich sich darbietende Genuß spirituöser Getränke, bei mangelnder warmer und konsistenter Nahrung, die aufgeregte Stimmung vermehren (wie im Uebermaß, vernichten) mußte, so war doch von meuterischen, widersetzlichen, übermüthigen und verbrecherischen Bewegungen nicht die geringste Spur vorhanden. Mag ein eigenthümliches Gesindel, wie jede große Stadt es birgt, und wie es Hamburg von allen Weltgegenden zuströmt, regelmäßige Diebereien und Einbrüche begangen haben — von Gewaltthätigkeiten gegen Personen ist uns bis jetzt, außer den Wuthanfällen gegen vermeintliche Brandstifter auch von dieser Seite nichts zu Ohren gekommen, und welche Reihe abscheulicher Vorfälle würde ein brennendes London, Paris u. s. w. aufzuweisen haben! *) — Dagegen, es ist wahr, erregten die Bilder

*) Gewaltthätigkeiten. Von Seiten der verdächtigen Bestätter fallen allerdings verschiedene Gewaltthätigkeiten

wüster und stumpfer Trunkenheit nur zu häufig Ekel und Unwillen. Es ist leider ausgemacht, daß eine große, vielleicht die Mehrzahl der bei dem Brande Umgekommenen (die Zahl der bei und nach dem Brande Verunglückten wird gegenwärtig nur auf 30 angegeben) das Opfer ihrer Unmäßigkeit war. *)

---

gegen Personen verübt worden sein. Ein Augenzeuge berichtet uns, daß einer dieser Kerle mit dem Beile sogar nach einem Bürgergardisten ausgeholt habe, der ihm steuern wollte. Einige Handwerker wiesen mit Energie die andrängenden Banden zurück, die in ihre Wohnung einbrechen wollten.

*) Zur Charakteristik der Hergänge beim Brande. Wir kennen keine Schilderung, die, obwohl nur einen kleinen Abschnitt aus dem großen Brandgemälde behandelnd, lebhafter und treuer darstellt, wie es bei dem Brande herging, als die aus der Feder des tapfern Pfarrers Helms von Wilhelmsburg (einer benachbarten Elbinsel) geflossene, worin derselbe seinen Antheil an der Rettung der Gemälde und Kirchengeräthe von Sanct Petri mit bescheidenster Bezugnahme auf einen darüber im „Nordboten" erschienenen Artikel so beschreibt als freimüthig berichtet, und wie wir an einem Manne am höchsten schätzen, Umsicht, entschlossenen Muth, Festigkeit, Achtung gebietender Haltung und Humanität, finden wir in dem Auftreten des Herrn Dr. Helms auf's trefflichste ausgeprägt. Schon in dieser Beziehung kann es uns gar nicht genügen, seinen Bericht mitzutheilen, an dessen buchstäblicher Wahrheit kein Zweifel zu hegen. Außerdem enthält der Bericht so manche sich überall während des Brand-

Während sich eigentlich Niemand des Gedankens
an die schreckenvolle Möglichkeit des Aeußersten, der

lange wiederholende Charakterzüge daß er in seiner Besonderheit als ein Bild des Allgemeinen gelten kann. Trotz seiner Bezugnahme auf eine andere Darstellung ist er abgerundet und weiterer Erklärungen nicht bedürftig. Der Bericht lautet:

„Erst spät ist mir der Aufsatz, r..... unterschrieben, in Nr. 22 des Hamb. Corr. zu Gesicht gekommen, in welchem sich viele Unrichtigkeiten befinden, über welche ein Paar Worte zu sagen ich freilich jetzt gezwungen bin. Zuvor aber erkläre ich, daß in dem Berichte in Nr. 21 des Hamb. Corr., wenn ich auch das Hervortreten meines Wirkens ablehne, indem so mancher Andere mich hätte viel besser ersetzen können, doch alle Thatsachen vollkommen richtig angegeben sind; und so erkläre ich ferner, daß auch der Herr R. C. W. in Nr. 23 die Thatsachen, wobei er selbst in Thätigkeit war, ganz richtig und genau angegeben hat. Ich habe nur zu bemerken:

Ich war am frühen Morgen (den 7. Mai) bei der Petrikirche, die ich nicht aus den Augen ließ. Als ich das Holzwerk am Thurm, da, wo die Kupferbedeckung angeht, entglimmen und es schon hinter der Kirche (bei Schlüters) brennen sah, als ich gar nicht mehr zweifeln konnte, daß Thurm und Kirche verloren wären, da bat ich zwei Herren, die ich auf dem Kirchhofe fand und von denen ich glaubte, daß sie etwas zu sagen hätten, noch, den Fremden, entweder zu beauftragen, die Rettung der Kirchensachen zu leiten, oder auch lieber, selbst sich an die Spitze zu stellen. Meine eben schnellen Gedanken ab und wann machte mir bemerklich, daß wenn ich weiter ließe,

Vernichtung der ganzen Stadt, der Vorstädte selbst erwehren konnte, sondern gar viele Uebereingriffe aus

---

ich es auf meine eigene Verantwortlichkeit thun möge, oder dann, wenn die Kirche nicht abbrenne, auch den durch Abnehmen, Transport, Beschädigung ꝛc. verursachten Schaden würde zu ersetzen haben. Nach dieser erhaltenen Aufmunterung sagte ich zu den vor der Kirche stehenden Zimmerleuten, Handwerkern, Bürgersgesellen und zwei Polizei-Männern: „Lieben Landsleute! helft uns retten“ und Alle (nicht 60 oder 70) aber doch wohl gegen 30 Männer folgten mir; und noch jetzt verwundere ich mich darüber, daß die ich darüber gewacht, daß diese braven Männer alle, welche nur auf das Wort schienen gewartet zu haben und vorher nicht gewagt hatten, etwas in der Kirche anzugreifen, wie ihren Beistand leisteten — denn ich hatte ja nur zwei Hände. Es ist daher eine vollkommene Unrichtigkeit in Nr. 72, „daß im Tumult geeilt sey,“ denn Alles geschah zwar rasch und kräftig, aber in Ordnung und unter Leitung; ich bezeichnete jenen Gemälde, daß sie abnehmen sollten, wobei ich mich nicht nur davon bestimmen ließ, was ich für das Werthvollste hielt, sondern auch, weil ich glaubte, daß ohne große Beschädigung konnte gerettet werden, daher ich jene in dem Ausdruck der Köpfe so trefflichen altdeutschen Bilder auf Holztafeln (wahrscheinlich aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts) nicht retten ließ, weil das ohne Zersplitterung der Holztafeln nicht geschehen konnte. Auch sind keine Kunstschätze geraubt, wie Nr. 72 sagt, sondern die Zimmerleute lieferten aber brachten die Rahmen und Haken an den Gemälden, ohne diese zu beschädigen, mit den Beilen ab; und Letztere waren keine [illegible], als nur eine Sorge, die ich selbst

allen Regionen der Gesellschaft schon völlig unter der Herrschaft dieses einen Schreckgedankens und nahmen

---

erst von außen in die Kirche getragen hatte, sondern die mächtigen Leute stiegen auf Bänke, oft übereinander gesetzt, und kletterten in Nischen und an den Ketten der Kronen empor. Der Herr r..... hat sich dadurch, weil er mit eigenen Augen nicht gesehen hat, wohl nur so ausgedacht, um den Tumult durch Beispiele und lange Leitern recht anschaulich zu machen.

Nach den Gemälden wurden unter meiner Leitung die Kronen und andere Preziosen sowie die Kunstschätze geordnet und von mir selbst nach der Jesuitenkirche zwar nicht gebracht aber begleitet, denn das war unmöglich, ich mußte in der Kirche bleiben, aber doch geordnet und verschlossen unter Aufsicht, die wohl nicht einmal nöthig gewesen wäre.

Nun aber möge es mir erlaubt sein, jenen braven Männern aller, welche von meinen, des Fremden, Worte sich leiten ließen, hier öffentlich nicht einen meinen Dank abzustatten (wenn dieses für die nützliches Wirken zu werden kommt Anderen zu), aber doch ein Anerkenntniß ihres Wirkens auszusprechen, da in diesem Falle ich es am besten vermag. Ich bemerke ich dann, zumal da jetzt über den ganzen Stand aber doch über die Meister der Zimmerleute so harte Urtheile wirklich ausgesprochen werden, die aber in ihrer Allgemeinheit ausgesprochen, ungerecht sind, besonders, da so Viele mit einem Küchenbeil und einem Hammer bewaffnet beim Zimmerleute waren: daß die Freiwilligkeit und der Erdummgeister, die Kühnheit und Gewandtheit, das Pflichtgefühl und der fromme Sinn jener Zimmerleute in der Jesuitenkirche eine öffentliche Anerkennung verdienen. Ich verdanke oft Einzelnen Liebe

ihre Maaßregeln darnach. Im Volk tauchte sogar der Glaube an den Anbruch des jüngsten Gerichts auf.

---

rischen Männer mit Wort und Hand zurückgehalten, wenn sie für die Rettung eines brennenden Kreuzes in sehr gefährlicher Stellung oder Bestrebung ihr Leben wagten; und die beste Äußerung war mein Wort: „ihr Kinder! das ist zu gefährlich!" Als ich in der Kirche laut sagte: „Landsleute! hierfür sind Kirchendiener, warum eure Hand?" so erwiderte ein Zimmermann ruhig: „O! wir sind Christen." Und als ich das Kirchensilber zuerst aus den Gewölben und Bürgergardisten in die Hand zum Forttragen gab, drängten sich auch ein Paar Zimmerleute, die beim Löschen des Schornsteins thätig gewesen waren, herbei und machten mit Miene und Wort auf das Tragen des Silbers, als auf eine Ehrensache, Anspruch. Mit solchen Leuten ist freilich in kurzer Zeit Vieles zu retten. Einen gleichen Muth und gleiche Thätigkeit bewiesen auch die anderen Handwerker, die Bürgergardisten und Soldaten und jene braven Männer von der Polizei, von denen ich leider nur den Einen (Paulsen) dem Namen nach kenne, welche mich so trefflich unterstützten und deren Besonnenheit und Umsicht in der Kirche und der Sakristei einzuschreiten war. Die Rettung des Silberschatzes ist in Nr. 23 richtig angegeben und ich bemerke dazu nur: Als nach Rettung der in der Sakristei vorhandenen Kirchenbücher in meiner Gegenwart und auf mein Geheiß durch zwei Zimmerleute die sehr starke und großen Silberschrank befestigte eiserne Decke, welche als Thür des Silberschranks verschlossen war, so weit durchgehauen war, daß ich allen Zimmerleuten und mich überzeugen konnte, das Silberschatz heraus genommen hatte, so übergab ich, mit dem Befehl, jetzt mit

Viele ließen sich das Abendmahl austheilen; auch ist uns ein Fall bekannt, daß Eltern in Verlegenheit die Taufung

---

weiteren Gebäuden eingeschritten, die Aussicht auf ein Paar Minuten jenem Herrn von der Polizei, welcher mit seinem Kommando mir so treu zur Seite stand, lief hinaus und bat den mir begegneten Herrn Lieutenant [illegible], mit seinen Soldaten zu meiner Unterstützung zu kommen, indem sich ein thätiger Herr Unteroffizier mit mehreren Musketieren anschloß. Erst jetzt, nach meiner Rückkehr, wurde der Schrank völlig geöffnet, indem die Zimmerleute die starken Krampen, welche die eisernen Vorlege-Stangen hielten, abspalteten. Das Uebrige ist bekannt.

Von dem [illegible] und Bemühungen haben wir freilich in der Gesellschaft bei dem Schlage der Thür nichts hören können. Die beiden Herren „[illegible]" und „Vorübergeher" haben auch nichts gewußt. Allein es ist eine falsche Angabe und [illegible] für die Ehre der Zimmerleute, als hätten sie die Thür [illegible] erhalten; es fand bei der nothwendigen Räumung mehrerer [illegible] keine Widersetzlichkeit statt. Vollkommen unrichtig ist auch die Angabe in No. 22., als sey ich erst mit dem Militair und den Bürgergardisten in die Gesellschaft etwa zufällig gekommen, da ich so gerade vorübergegangen war, [illegible] zu sehen, aber als sey ich erst nach der Oeffnung des Schrankes gekommen; unrichtig wäre auch die Angabe (nach der Zusammenstellung der Bürgergardisten und Soldaten in No. 22 wird aber jeder sehen [illegible]), daß die Soldaten des Obersten von der [illegible] an der Seite des [illegible] aufgestellten Garde ([illegible] No. 6) genommen hatten, denn diese Garde wurde

[illegible] vierjährigen bis [illegible] angestellten Kindes verab-
[illegible]. Dieselben [illegible] [illegible]. Es

[illegible] [illegible] [illegible] [

wäre interessant, manche auffallende Beobachtungen von Aerzten an Kranken aus und nach dieser Zeit geschildert zu finden. *)

---

und dergl. Kleinigkeiten mehr. Wer sieht denn nicht ein, daß jeder Andere das [illegible], was sich ja von selbst verstand, eben so gut und noch viel besser hätte sagen und thun können, allein seine Energie und die Beaufsichtigung bewirkten, daß sie gut wirkte, und daß die Leute, die an ihr arbeiteten, sehr thätig und nicht leichtsinnig waren.

Es ist mir gewiß nicht angenehm, von meinem eigenen Wirken und geringen Wissen etwas sagen zu müssen, allein kein Vernünftiger wird es mir verdenken, wenn ich die Angabe solcher Männer, die in Nr. 21 (und in Nr. 22) meiner erwähnt haben, durch eine einfache Darlegung der wirklichen Thatsachen, welche [illegible] [illegible] hatten, gegen die unwahre Beschuldigung zu vertheidigen suche, „sie hätten die Sache entstellt.“ Wenn man aber etwas berichten und man gar berichtigen will, so muß man nicht halb [illegible] ganz [illegible]; so muß man nicht auf [illegible] [illegible] [illegible], [illegible], [illegible], „wenn man das Wort hat, [illegible] [illegible] zu [illegible]“ selbst genau nachforschen, ehe man urtheilt; so muß man [illegible] sich nicht widersprechen, bald von [illegible] [illegible] reden, bald von bestimmten [illegible], welche [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]; so muß man [illegible] [illegible] [illegible] sich halten, jenen braven Bauern, welche die Leben zur Rettung der Kirchspielsleute wagten, wenn auch nur [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] zu [illegible].“ K. [illegible].

*) Bergpflichtige Beobachtungen. Bei einem gänzlich entkräfteten und ausgehungerten [illegible] Kranken [illegible]

Die erwähnten Brandstiftungsgerüchte trugen nicht wenig dazu bei, Schrecken und Verwirrung noch allgemeiner zu machen und auch die verschont gebliebenen, im Rücken der Feuersbrunst liegenden Quartiere in den höchsten Grad der Aufregung zu versetzen. Man hat schon bemerkt, daß die Sprengungen und der Umstand, daß man bei den englischen, dabei behülflichen Arbeitern Zündstoffe vorfand, diesen unseligen Wahn zuerst und in Verbindung mit dem unaufhaltsamen, förmlich raschen und weit übergreifenden Lauf der Feuersbrunst erregt zu haben scheine. Andere sprechen auch von Kautschukflaschen, die man in der Tasche englischer Matrosen gefunden und wegen der großen Aehnlichkeit mit Feldflaschen verwechselt habe. Wie auch diese Gerüchte entstanden, wir haben keinen Augenblick an der Richtigkeit derselben gezweifelt. Nirgends Feuer als auf der großen Brandstätte und hier ging es seinen natürlichen, ihm durch Wind und Oertlichkeit vorgeschriebenen Gang. Aber es gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Verwirrung jener Tage, daß man sich im Allgemeinen gar keinen

---

sich eine Stimmung etc., welche die Furcht vergebens her-vorgerufen [illegible] hatte. Ein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] wurde von seinem [illegible] befreit.

In den Blättern des [illegible] darf man folgendes ansehen: Eine auf der [illegible] (St. Pauli) wohnhafte Frau hatte mit einem [illegible] Gold [illegible]. Auf die Frage, woher sie wüßte, antwortete sie, sie brauche das Gold nicht mehr, sie würde es [illegible]. Man führte sie nach Hause.

Begriff von der Richtung und Ausbreitung des Feuers machen konnte! Allerdings es gab auch Brandstifter, aber keine künstliche sondern natürliche, wie die mit Sachen beladenen Schuten auf der kleinen Alster, welche vor unseren Augen das Feuer von einer Seite zur andern übertragen und den [illegible] ansteckten. Kein einziger Fall ist bestätigt worden; das ganze Gerücht war nur ein schwarzes Gespenst, das zu der wirklichen Noth und Gefahr noch die unbegrenzten Schrecken der Einbildung hinzufügte und den erhitzten Köpfen des Volks eine die öffentliche Sicherheit gefährdende, verderbendrohende Richtung gab. Pastor Harms hat am Ende wohl Recht, wenn er lehrt, daß es mit der Vernunft der Menschen nichts ist. Auch vernünftige Leute leisteten durch Wort und Benehmen einem unglücklichen Wahne Vorschub, dem man von vorn herein nicht bestimmt und nachdrücklich genug hätte begegnen können. Von den vielen, an Unschuldigen verübten Mißhandlungen der Volks- und Pöbeljustiz will ich schweigen. Nur ein Beispiel von nicht alltäglicher Art möge als charakteristisch Erwähnung finden. Ein Matrose geht am Freitag Nachmittag die [illegible] vom Zeughausmarkte nach dem Wall hinauf. Eine Stimme schreit: das ist auch einer von den Mordbrennern. Der Matrose, ein Engländer, sieht sich um, bemerkt daß er verfolgt wird und begibt sich auf die Flucht. Man schreit: „er läuft schon, er läuft schon!" Gepackt, wird er unbarmherzig mit Faustschlägen und Kolbenstößen regaliert. Dann heißt es: untersucht ihn, er hat gewiß einen Pechkranz unter der Jacke! Er wird unter-

sucht und man findet richtig — ein Paket Fließpapier. Geschrei: „macht es nicht auf! macht es nicht auf! werft es in die Alster!" Das Paket wird feierlich, uneröffnet in die Alster geworfen, als enthalte es Vernichtungsstoffe, und der gemißhandelte Matrose wird nach dem Detentionshause geschleppt, glücklich genug nicht seinem Paket nachgeworfen worden zu sein.

Die nächsten Folgen der Brunnenvergiftungsgerüchte waren außer den genannten Akten der Pöbeljustiz, vermehrte Auswanderung aus den Thoren, ängstliche Hausbewachung von Seiten vieler Zurückbleibender, lächerliche Brunnen- und Brunnenschlösservorrichtungen an allen Ecken, eine bis zum Fieberhaften gesteigerte Aufregung, welche dem Kampf gegen das wirkliche Uebel die so nöthigen Kräfte entzog und abwechselnd Flucht und Arme für die Entdeckung und Bestrafung verwandter oder nur als Schwindler [illegible] Anschläge erhielt. Man schimpfte, schalte, vigilirte, rauchte, sah Gespenster vor den Thüren, sah in jeder brennenden Zigarre eine Brandfackel, in jedem [illegible] an der Seite der Pumpe getragenen Worte einen schleichenden Brunnenstößer. Dieselbe [illegible] Bedrängnisse suchte die Vorstädte und selbst die Nachbarstadt Altona an. Noch ein Glück, daß der Argwohn sich ganz im Unbestimmten bewegte, und nicht, wie die alte bürgerliche Richtung gegen einen Stand so oft zum Gegenstand im allgemeinen [illegible] [illegible] Theil der Bevölkerung gegen die Juden, [illegible] fremdländische Männer, Spanier, besonders Engländer, sollten es sein. Die Volksphantasie bildete in dieser Richtung

des Verdachtes gegen Auswärtige und den verschiedenen Elementen ein wahrhaftes Mordbrennergrauen. Nun werden sie Hamburg klein genug kriegen, war ein Ausruf, den wir hörten.

Erwähnen wir endlich die von den Behörden unter diesen Umständen entwickelte Thätigkeit. Eine Bekanntmachung vom 7ten Mai warnte zwar das Publikum, dem Gerüchte als ob Brandstifter auf der That ergriffen worden, zu leicht Glauben beizumessen, jede Selbsthülfe im Verfolg eines solchen Verdachtes streng untersagend, forderte jedoch alle Bürger auf, sich mit der Arretirung auf der That ertappter Frevler zu begnügen! Entschiedener und beruhigender wurde schon am folgenden Tage dem Gerücht selbst entgegengetreten mit folgender Bekanntmachung:

„Die Gerüchte über beabsichtigte Anlegung von Feuer in den verschiedenen Theilen der Stadt haben durch die Untersuchungen, welche in Folge zahlreicher Denunciationen vorgenommen sind, bisher keine Bestätigung erhalten. Dagegen sind leider nicht wenige Personen, auf die ein Verdacht gefallen, bei ihrer Verhaftung gemißhandelt, und schwer, in ein Paar Fällen vielleicht selbst tödtlich, verletzt, und dies hat sogar solche Einheimische und Fremde, namentlich Engländer, betroffen, welche bei dem zur Hemmung des Feuerbrandes nöthigen Sprengen von Gebäuden muthig ihr Leben zur Rettung der Stadt gewagt haben.

„Indem E. H. Rath die beruhigende Nachricht, daß bis jetzt kein Grund vorliegt, an jene Gerüchte zu-

schächer Brandstiftung zu glauben, zur öffentlichen Kunde bringt, verbindet Er damit die dringende und ernste Aufforderung, diese Zeit des Unglücks nicht auch zu einer des Unheils und der Verfolgung zu machen, und nicht, aus gerechtem Unwillen über vermeintliche Verbrechen, sich zu Mißhandlungen gegen Solche hinreißen zu lassen, denen wir auf das Tiefste verpflichtet sind. Zugleich aber erklärt E. H. Rath, daß Er es als eine unabweisliche Pflicht betrachten muß, gegen Diejenigen, welche sich dennoch solche Mißhandlungen erlauben, mit schärfster Ahndung zu verfahren.

„Gegeben in unserer Raths-Versammlung."

Eine andere Bekanntmachung vom siebenten meldete die Ankunft dänischer und hannoverscher Truppen; eine dritte ordnete sogenannte Polizeibürger an. *)

*) Improvisirte Schöpfung von Polizeibürgern. Die provisorische Verfügung lautet: „Es werden vorläufig, um die Polizeigewalt unter den jetzigen Umständen mit der erforderlichen Kraft zu handhaben, Polizei-Bürger eingeführt. — Jeder bekannte andere Bürger oder Angehörige anderer Städte, welcher sich erbietet, dieses Ehrenamt für seine Vaterstadt in der gegenwärtigen Zeit der Noth zu übernehmen, ist [illegible], daß eine hinreichende Anzahl sich gemeldet hat, willkommen. Es ist ein Register auf dem Stadthause niedergelegt, um sich einzuzeichnen. „Die Polizei-Bürger werden nach den Stadttheils-Districten des Bürgermilitairs eingetheilt, wo sich selbige alsdann in Compagnien nach der Ordnung des Bürgermilitairs abtheilen.

Diese Maßregel hatte den besten Erfolg. Eine außerordentliche Menge ließ sich als Polizeibürger einzeichnen, die überall getroffenen Abzeichen waren beruhigende Erscheinungen, sie stärkten das öffentliche Sicherheitsgefühl und gewährten zugleich ihren Trägern einen

---

„Sie wirken in Gemeinschaft mit der ordentlichen Polizei Rück, und unter den gegenwärtigen Umständen zur Verwaltung der Sicherheits-Polizei im weitesten Umfange geführt, jedoch unter der Oberleitung der Polizeibehörde, und haben sie auf keine Weise, was den technischen Theil der Bildung betrifft, einseitige Anordnungen zu machen.

„Die Polizei-Bürger desselben Bürgermilitair-Bataillons bilden in jedem Districte eine Centralbehörde, welche gewöhnlich im Hause des Bataillons-Chefs ihren Sitz hat. Sie vertheilen die einzelnen Bürger nach den Compagnien.

„Alle Maßregeln von Wichtigkeit, welche die Polizei-Bürger ergreifen, sind, wenn thunlich, der Polizeibehörde zur Genehmigung vorzulegen. Die Bürger und Einwohner, welche sich als Polizei-Bürger einzeichnen, tragen eine weiße Schärpe um den Leib; sie werden patriotisch den Geist dieser in der Eile entworfenen Instruction mehr als ihre Worte vor Augen haben.

„Die Polizei-Bürger werden es sich auch nach besten Kräften angelegen sein lassen, die Arbeiter und das Volk zur Rückkehr und Mäßigkeit zu ermahnen, sie wie zur ferneren Thätigkeit und Vertrauen zum Vertrauen auf Gott, dessen mächtige und gütige Hand uns aus der schweren Heimsuchung in Gnaden befreien möge.

„Gegeben in hiesiger Stadt-Versammlung."

verschiedenen Schutz, der in vielen Fällen nicht zu verachten war.

Zum Schluß des Geschichtlichen möge, nach dieser dunkeln Parthie, der erhebenden Erscheinungen des Hülfs- und Wohlthätigkeitssinnes gedacht werden, welche die Geschichte des Brandes und der nächst darauf folgenden Tage darbot. Es ist die Glanzseite der Brandtage. Was vom Hülfsverein, der sich schon am 6. constituirte, von edlen Bürgern und Bürgerinnen, von naher und entfernterer Nachbarschaft *) rasch gethan wurde, um der dringendsten Noth so vieler Tausende zu steuern, Nahrung und Obdach zu gewähren, das bildete gleich, kann man sagen, einen würdigen Einschluß zu der ungeheuren Summe von Wohlthätigkeit, womit sich Menschenliebe und vaterländische Sympathieen in den weitesten Kreisen für Hamburg bethätigte. Was

*) Beistand der Nachbarn. Die Nachbarstadt Altona war unverzüglich bereit, ihrer bedrängten [illegible] Schwesterstadt beizustehen und sie hat diese heilige Pflicht, zum zweitenmal in diesem Jahrhundert, mit einer Bereitwilligkeit und einem Aufgebot der Kräfte ausgeübt, wie sie nicht vergessen werden können. Bei manchen Be[?]... [illegible]

sah schon in den ersten Tagen nach dem Brande sein nacktes Elend, seine Obdachlosen, seine Bettler!

IV.

Ja, der Schlag war so plötzlich als ungeheuer; der erlittene Verlust wird mit hundert Millionen Mark Banco kaum aufgewogen; es werden Jahre verstreichen ehe Hamburg sich wieder erholen, sein blühendes handeltreibendes Ansehen wiedergewinnen wird.

Aber Hamburg wird sich wieder erheben. Es hat den Kern seiner Reichthümer bewahrt, sein Credit ist von den Flammen nicht beleckt worden; es besitzt in seinen Handelsetablissements, seinen Weltverbindungen, seiner herrlichen Lage, in der Geschäftskunde und Thätigkeit seiner Bewohner Hülfsquellen, die kaum zu schätzen; seine musterhafte Repräsentativverfassung hat sich schon einmal in diesem Jahrhundert bewährt, und auch ist der

Bürger eine schriftliche warme Danksagung abgestattet. Der Senat hat sich gegen den Oberpräsidenten der Stadt, den ritterlichen Grafen Conrad von Blücher-Altona, auf eine beide Städte ehrende Weise bedankt. Der rasch herbeigeeilten Hülfe von den Städten längs der Elbe ist bereits gedacht worden, auch Kiel, Lübeck, Lüneburg, Harburg u. s. w. sandten auf die erste Nachricht ihre trefflich bemannten Spritzen. Von allen Seiten kamen Lebensmittel, Kleidungs- und Bettungsstücke ein. Die benachbarten Bauern, namentlich das Lauenburgische Amt Schwarzenbeck, stellten hunderte von Wagen, die unentgeltlich die Habseligkeiten der Flüchtlinge weiter beförderten u. s. w.

Verlust und das Unglück der jüngsten Maitage gegen den Verlust und das Elend in den Franzosenzeiten!

Materiell wird das [illegible] Hamburg, und vielleicht rascher als man glaubt, sich wieder ergänzen — seinen Schaden repariren.

In dieser Rücksicht hegen wir ein unbedingtes Vertrauen zu Hamburgs Söhnen und Kräften.

Aber der vom Geschick getroffene Mensch soll noch etwas anderes und besseres besitzen als die bloße Regenerationskraft des Reichthums und [illegible].

Große Geschicke wollen großen Sinn, sie aufzunehmen, zu verstehen, zu benutzen. Finden sie den nicht, so mag der Leib wachsen, aber die Seele wird untergehen.

Anders wird das aus seinen Trümmern erstehende Hamburg jedenfalls werden. Nicht bloß die Häuser und Straßen, die [illegible] und [illegible] des alten Hamburg; auch manches andere wird nun [illegible] anders werden. Auch Menschen und Dinge werden vielfach ihre Physiognomie verändern in dem erneuerten Hamburg. Es wird sich machen, ohne daß man es [illegible] will. Nach der Belagerung blieb Hamburg wie es war; nach dem Brande wird es anders werden. Der Brand ist ein epochemachendes Ereigniß für das [illegible] Hamburgs. Die Flammen haben sich nicht [illegible] der inneren Kirchen, durch die letzten ehrwürdigen Denkmäler des Mittelalters ausgezeichneten Theil der Stadt zum Schauplatze der Verwüstung ausersehen, sie haben durch die Einäscherung der letzten alterthümlichen Bauwerke, vielbedeutsame Zeugen einer geistig [illegible]

von Vorzeit, eine unbarmherzige revolutionaire That vollbracht, sie haben eine Feuergränzlinie zwischen dem mittelalterigen Hamburg und dem modernen Hamburg gezogen. Nehmen wir nur die äußersten Aeußerlichkeiten in Trachten, Sitten und Gebräuchen. Zu welcher Rolle wird die Grandezza der „reitenden Diener“ in ihren Pluderhosen, Perrücken, Sammetmäntelchen, gesteppten Wämsern und hinterausschlotternden Spitzdegen vor dem neuen Rathhause, in den neuen Straßen verdammt sein! Nur mit den grauen Steinen und Kaiserbildern des alten Rathhauses harmonirte noch ihre sonst so befremdliche Erscheinung, mit den steinernen Kaiserbildern, die man aus den Nischen der ausgebrannten Rathhausmauern herabgenommen hat, und die einstweilen ihren Nacken an das vielgestaltete, von minder kaiserlichen, aber oft nicht minder steinernen Figuren belebt gewesenen Eisengitter der in das Fleth gestürzten alten Kirche lehnen. (Jetzt sind die Kaiserbilder nach dem Bauhofe gebracht.) Betreffs den langsam gemessenen Schritt, womit diese würdigen Gestalten hinter der langsam schwankenden Bürgermeisterkutsche herschritten, gehörte nicht das alte Rathhaus, gehörten nicht die engen und winklichten Gassen seiner Umgebung, die ebenfalls eine raschere Bewegung im Volksgedränge kaum zuließen, zu diesem ganzen das Bild entschwundener Jahrhunderte zurückrufenden Aufzuge, um ihm wirklich Feierlichkeit und Ehrwürdigkeit nicht lächerlichen Eindrücken preiszugeben? Ich will, wie gesagt, nur von Aeußerlichkeiten reden. Nicht mit Unrecht legt eine conservative Politik das größte

Gewicht auf die Erhaltung äußerer Formen, wenn sie auch nur Schatten und leere Hülsen zu sein scheinen. Es ist wunderbar, wie viel mit einer alten Halskrause steht und fällt, wie viel sich an eine neue anknüpft!

Modernisiren, im bisher nicht gekannten Umfang modernisiren, wird sich das neuerbaute Hamburg jedenfalls; mehr als man glaubt und ahnt; mehr vielleicht als dem Patrioten lieb sein wird: an Gebäuden und Straßen, an Sitten und Gebräuchen, an Leben und Verkehr, nach jeder Richtung hin, in jedem Theil, an Haupt und Gliedern.

Modernisiren das ist das rechte Wort, wenn man von einem Wiederaufbau spricht und nur das Neue als solches, den Schnitt und die Glanzfarbe des Neuen im Auge hat. Das Moderne ist ein ganz vager, unbestimmter Begriff; das Moderne, was man so nennt, ist Eigenthum der Mode und eine unzuverlässige, egoistische Hohlheit, die sich unter eleganten oder prahlerischen Formen verbirgt.

Modernisiren wird das alte Hamburg sich wohl, trage keine Sorge. Aber wird es sich von Innen heraus verjüngen? Wird die treue Kraft, die seine Wiegenjahre hatte, als Wächterin des Elbstromes gegen Slaven, Dänen, Normannen, die Kraft, welcher es die Gründung und Erweiterung seiner Freiheit und Selbständigkeit verdankt, welche in Stürmen die Republik erhielt, sie an Größe und Macht zur Königin der Nordseegebiete, zur Hauptstadt Norddeutschlands, zum [illegible] [illegible]

Inbegriff aller Tugenden und Fehler des tüchtigen, muthigen, unternehmenden, verstandesscharfen und doch in Humor und sinnlicher Ueppigkeit blühenden niedersächsischen Stammes machte, wird diese einst in Bürgerversammlungen oft so stürmische, in Seeschlachten und Stürmen so gelassene, schon zur Zeit der Hanse Deutschlands erste See- und Handelsmacht in den Gewässern der Nordsee und des Oceans bildende, nicht bloß den Kaufmann, sondern auch den deutschen, starken Mann und freien Bürger ehemals auf das würdigste repräsentirende und bethätigende Kraft, wird die sich wieder erheben und verjüngen, wird die, geweckt durch den ungeheuren bis in die Gräber hinabdringenden Trümmerfall des alten Hamburg, wird sie durch des gesammten deutschen Vaterlandes erweckte, so bedeutungsvolle Theilnahme, aus der langen, langen Ruhe der Erschlaffung, der Trägheit, Gleichgültigkeit sich erheben mit der neuen Stadt, die aus dem Schutt hervorgehen soll und unter den jetzigen Verhältnissen und Erwartungen die man von Hamburg hegt, sich eben so männlich, frei, stark und deutsch bethätigen, wie die Väter zu ihrer Zeit es gethan?

Eine große erschütternde Mahnung ist an das alte Hamburg ergangen; sie mahnt an etwas mehr als an die Wiederherstellung des Spritzenwesens, sie will etwas mehr als neue breite und gerade Gassen, moderne glänzende Gebäude, als nur die Abschaffung des „Fleetenwesens."

Mehrere öffentliche Reden, Schriften und Schriftchen beweisen die Nothwendigkeit mancher Umgestaltungen

im Verfassungswesen der Republik zum Gegenstande gehabt! Mit Recht rühmt man an der alten Verfassung die Eigenschaft, daß sie, ohne Erschütterung ihrer Basis, beträchtliche Ausbildungen auf dem Verfassungswege zuließ. *) Manche Institute sind übrigens nur bedingen

*) Große Fragen nach dem Brande, materielle, juristische, politische. Wie lagen hinsichtlich der nächst wichtigen materiellen und theilweise damit sich knüpfenden juristischen Fragen, die sich nach der ungeheuren Zerstörung erhoben haben, als: das Bauwesen, der Anwendung der in so erweitertem Maaß gegebenen und immer noch zufließenden Unterstützungsgelder, der General Feuerkasse, der Bürgerlichen Association u. s. w., das Vertrauen, daß geläuterter, gemeinsamer Sinn bis auf die Vermittlung des Schönen und Nützlichen, des Allgemeinen und Einzelnen, des Gegenwärtigen und Zukünftigen zu nehmenden Rücksichten leiten, und unter dem Beistande des schaffenden Genius der Stadt die Wunden heilen, den Schaden bessern, Vieles schöner und angemessener gestalten werde.

Gewöhnlicher sind wir hinsichtlich der politischen, die Reformen in Verfassung und Verwaltung betreffenden Aussichten. Der mächtige Impuls ist freilich vorhanden, niemals vielleicht hat man so mit einem Schlage alle noch so verborgenen und scheinbar gar keiner Verbindung mit der Feuersbrunst stehenden Staatsgebrechen so tief und lebendig gefühlt, als gegenwärtig. Die Hamburger Patriotische Gesellschaft hat sich ihres berühmten Stifters würdig zeigen wollen; sie hat in Versammlungen, die auch Nichtmitglieder besuchen durften und die den Kern der tüchtigen Männer Hamburgs enthielten, die allgemeinen

in Verfall gerathen, weil der freie politische Geist aus der Bürgerschaft verschwand. Auf dessen Wiederbelebung wird es vor allen Dingen ankommen; eben so sehr und mehr auf die Männer als auf die Institute. So hat

---

man zu sehr einem lebendigen Organe in der Verfassung ermangelnden Wünsche und Beschwerden der Bürgerschaft verhandelt und durch einen Ausschuß eine Eingabe an den Senat veranstaltet, worin sie auf eine aus gesammter Bürgerschaft zu ernennende zeitweilige Deputation (außerordentliche Repräsentation der Bürgerschaft, zur Seite des Kollegiums der Oberalten) anträgt, welche dem Senat innerhalb einer zu bestimmenden Zeitfrist Bericht erstatte über gewünschte vorzunehmende Veränderungen in Verfassung und Verwaltung, als:

1) Veränderung in der Wahlart der bürgerlichen Kollegien;
2) weitere und vollständige Durchführung des Grundsatzes der Rechtspflege von der Administration;
3) Reform des Polizeiwesens;
4) Abhülfe für manche andere Mängel in andern Verwaltungszweigen.

und ohne durchaus vollständig sein und nur zu bezeugen war. Selbst der Senat schien in einer bald nach dem Brande erlassenen Bekanntmachung das Bedürfniß von Reformen anzuerkennen, indem er von verjüngenden Reformen sprach, die in der Verfassung liegen.

Die Ernennung einer Raths- und Bürgerdeputation (vorläufig für die Dauer eines Jahres) wurde nun allerdings in der ersten am 16. Juni abgehaltenen

man für die Wiederkehr so außerordentlicher Fälle, wie der erlebte, die Diktatur in Vorschlag gebracht. Es ist wahr — und wir haben es in unserer Geschichtsdarstellung nur schwach angedeutet — daß in jenem Lager die unvermeidlichste Verwirrung herrschte, daß Niemand die Verantwortlichkeit tragen zu wollen schien; aber wo kein natürlicher Diktator sich erhob, wäre auch der durch das Gesetz geschaffene ohne Kraft gewesen.

Versammlung des Raths und der erbgesessenen Bürgerschaft unter den genannten fünf Propositionen die erste Stelle ein; allein der Geschäftskreis derselben wurde auf die Verhandlung dringender materieller Fragen beschränkt, in Betreff welcher ihr auch, nach vorgezeichneter Weise, eine entscheidende Stimme eingeräumt wurde. Die übrigen Propositionen bezogen sich auf die Kontrahirung einer Anleihe zum Belauf von höchstens 32 Millionen Mark Banko nebst der Weise, Zinsen und Tilgung derselben zu beschaffen durch eine jährliche außerordentliche Feuerkassenzulage von 1 pCt. von den jetzigen Versicherungssummen, bei Erhebung der Grundsteuer für die Grundstücke und der Erhöhung des Zuschlags in der Einkommensteuer nach Betrag der Grundsteuer; ferner auf die Feststellung eines Bauplanes für den Wiederaufbau der abgebrannten Stadttheile; auf baupolizeiliche und feuerpolizeiliche Verfügungen für die abgebrannten Stadttheile und endlich auf die Beigesellung zweier Mitglieder aus der zu ernennenden Deputation zu der vom Senat eingesetzten Unterstützungsbehörde. Fragen der Verfassung und der höheren Verwaltung waren demnach überall für diesmal noch ausgeschlossen.

Eine erschütternde Mahnung ist im vergangenen Jahre an Hamburg ergangen: es soll sich in seiner alten Kraft zusammenraffen.

Eine erhebende Mahnung ist an Hamburg ergangen durch den Weheruf über seinen Ruinen und die außerordentliche Sympathie des ganzen Deutschlands: es soll sich begreifen lernen in seiner großen Stellung zum deutschen Vaterlande.

Wie man dich liebt, alte Hammonia! wie stolz man auf dich ist! welche Erwartungen für ein künftiges [illegible] mächtiges Deutschland man an dich knüpft. Man liebt dich nicht, weil du mehr englische Waaren einführst als

---

Die Bürgerschaft war bekanntlich sämmtlichen Propositionen [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible]